

H. W. P. 257<sup>ex</sup> 4

# FESTSCHRIFT

---

DES

## KÖNIGLICHEN GYMNASIUMS

MIT REALKLASSEN

ZU

### SCHNEEBERG

DURCH WELCHE ZU DER

AM 30. OCTOBER STATTFINDENDEN

## EINWEIHUNG DES NEUEN SCHULGEBÄUDES

IM NAMEN DES LEHRERKOLLEGIUMS

ERGEBENST EINLADET

PROF. DR. WALTHER GILBERT,  
REKTOR.

---

SCHNEEBERG, 1891.

DRUCK VON C. M. GÄRTNER.







*SCHNEEBERGAM nunc, Vicini, concurrite laeti,  
Longum exspectati iam subiere dies;  
Oppida qui colitis sub montibus alta, venite,  
Vobiscum nobis tempora festa fluant.  
Docti Saxonici ex urbibus ite Magistri,  
Nostra simul precibus vota iuvate piis.*

*Hic ubi nativi posita est aetate priore  
Argenti immanis pondere mensa Duci,  
Octingenti ubi nunc scrutantur viscera terrae,  
Lampade lustrantes per loca caeca viam,  
Arcano exsudent ubi in igne metalla colores,  
Ut testa in lecta purpura et aura micent,  
Scita manus limbos ubi raro stamine nectit,  
Lintea ubi variis floribus ornat acus,  
Hic laudem sedes doctrinae clara LYCEUM  
Annorum plus quam saecula terna tulit.  
Sed quae bellum ingens, tria saeva incendia passa  
Emersit damnis usque vigore recens,  
Bis viginti octo ante annos populiue saluti  
Et studiis fausto tempore victa ruit.*

*Nunc studii sedem renovavisti ipse benigne  
Tu REX, Saxoniae Praesidium atque Decus:  
Est SCHOLA REGIA nata: pio persolvimus ore  
Ex animo grates, REX Venerande, tibi.*



*Aedes ecce novae iam surrexere superbae  
 Artificisque nitent atria culta manu.  
 Janua querna patet: Reverendos, quîs Studiorum  
 Tota Saxonia Cura Suprema data est,  
 Illustres Summosque Viros, exspectat, ut intrent,  
 Doctrinae et Musis ut nova templa dicent.*

*Circum prata virent, flores redolentia: caelo  
 Et puro licet hic et propiore frui.  
 Longe oculus nemora et montes prospectat; at, infra  
 Quot motet fabricas Molda propinqua, latet,  
 Ligna ubi saxa molunt, splendens ubi charta paratur,  
 Fumescens ubi vis ignea ferra domat  
 Mensque sagax ferrum varios conformat in usus,  
 Expleat ut fabri machina docta vices.  
 Tali — non dubium — Musarum sede iuventus,  
 Mens etsi colitur, corpore sana manet.*

*Spectatae Studii Sedes, nolite paventem  
 Despicere extremam, sitque recepta soror.  
 Tu vero, DEUS OMNIPOTENS, qui cuncta gubernas,  
 Impia percutiens, quae tibi grata beans,  
 Quo sine non gigni, non possunt crescere fructus,  
 A quo doctrinae cetera templa vigent,  
 Haec schola quas studiis turmas emisit altis,  
 Fac, si non numero, sint pietate pares  
 Doctrinaque pares patriaeque et Regis amore:  
 Mentis doctores flamine tange tuae.*



Mit ehrfurchtsvollem Danke für die huldvolle Fürsorge Seiner Majestät unseres erlauchten Königs und der Hohen Staatsregierung, mit tiefem Danke für die Bewilligungen der Hohen Ständekammern und für die Opferwilligkeit der hiesigen Bürgerschaft sieht das junge Schneeberger Gymnasium der feierlichen Einweihung des neuen Schulgebäudes entgegen. Die Erneuerung der humanistischen Bildungsstätte fordert auf zu einem Gange durch die Geschichte des Schneeberger Lyceums. Herr Oberlehrer Dr. E. Heydenreich hat die Aufgabe übernommen, die Schicksale dieser alten Anstalt in kurzen Zügen darzustellen:

Die Geschichte der in Schneeberg betriebenen humanistischen Studien, welche in fünf Jahrhunderten die Stadt mit berechtigtem Stolz und ihre Chronisten seit den Zeiten eines Albinus mit hoher Freude erfüllten, weiss viel zu reden von wohlwollender Einsicht und Opferfreudigkeit der Behörden, von entsagungsvoller Bürger- und Lehrertreue im Dienste der Allgemeinheit, von liebevollem Sichversenken in die Schriftwerke der Griechen und Römer trotz Krieg, Krankheit und Feuersnot. Sechsmal musste das alte Lyceumsgebäude neu aufgeführt werden; dreimal wurde Haus und Gerät Lehrern und Schülern durch Feuer verwüstet; drei gewaltige langandauernde Kriege, unter denen die durch keine Befestigungsmauern geschützte Stadt schwer litt, hat die Schule erlebt. Aber immer wieder wusste die Opferwilligkeit der Schneeberger Bürger und die Berufstreue der Rektoren und Lehrer Rat und Hülfe zu schaffen und das Lob des alten Lyceums zu bewahrheiten, welches Albinus in folgenden Worten ausdrückt: »Die Schule allhier ist wohl bestellet gewesen und in derselben die Fundamente der christlichen Religion und freien Künste samt den Sprachen, mit denen man sich zu den höhern Studiis und Schulen vorbereiten muss, fleissig und treulich getrieben, die Schüler in guter Disciplin gehalten und daher auch fürnehme und gelehrte Leute gezogen worden. Von welchem Fleiss und gutem Regiment, so ich zu sagen gesinnt, würde es dieses Ortes viel zu lange wahren.«<sup>1)</sup>

Das erste Schulgebäude stand auf der Südseite der St. Wolfgangskirche an der Stelle, wo jetzt das Diakonat sich befindet. Bei der Eile, mit welcher man die Wohnungen der rasch aufblühenden jungen Bergstadt baute, kann es nicht Wunder nehmen, dass es äusserst einfach und wohl nur aus Lehm oder Fachwerk hergestellt war. Bereits nach 50 Jahren genügte es nicht mehr. Schon während die Schule sich mit diesem Gebäude zufrieden geben musste, erfreute sie sich der kräftigen Unterstützung nicht nur des feingebildeten, mit Petrus Mosellanus befreundeten Schneeberger Zehendners M. Matthias Meiner, sondern auch des Stadtrates. Als ein fremder Lehrer durch Privatunterricht der Schule Abbruch that, wandten sich Richter und Schöppen an den Landesherrn um Abhilfe „Inn bedacht das es der gemeinenn schulenn beschwerlich auch den Schulmeister und seinnen baccalarien Ann Irm enhaltet Nachteylig“ und erreichten einen Beschluss, wonach der fremde Baccalaureus nicht mehr als sechs Knaben unterrichten durfte.

Der Einwirkung von Humanismus und Reformation verdanken die städtischen Lateinschulen Sachsens, nach einer schon jahrhundertelangen Entwicklung, einen höheren Aufschwung. Hatte in Schneeberg sich der Unterricht anfangs auf Latein, Lesen, Schreiben und Singen beschränkt, so lehrte zu Anfang des 16. Jahrhunderts Erasmus Forberger Hebräisch. Hieronymus Weller von Molsdorf scheint es gewesen zu

<sup>1)</sup> Das Material zu einer Geschichte des Schneeberger Lyceums ist zumeist im Schneeberger Ratsarchiv enthalten, dessen Benutzung Verf. der Liberalität des Herrn Bürgermeisters Dr. von Woydt verdankt. Dazu kommen Schneeberger Programme in der alten Lyceums- d. i. der jetzigen Gymnasialbibliothek, sowie die Chronisten Albinus, Melzer und Lehmann. Einzelne Teile der Schulgeschichte sind im Zusammenhang an folgenden Stellen behandelt: Gdfr. Ludovici, *Historia gymnasiorum celebriorum*, V 1718, 93 ff.; M. J. E. Trommler, *Analecta quaedam litteraria historiae Lycei Nivemontani inservientia* 1786; Theod. Stade, *Geschichte des Lyceums zu Schneeberg*, I 1877 (Progr. der Realschule zu Schneeberg, reicht bis 1677, mehr nicht erschienen). Schliesslich ist eine Reihe anonymer Aufsätze (Verfasser ist Herr Pastor Blanckmeister am Stadtkrankenhaus in Dresden, früher Archidiakonus von Schneeberg) „Zur Geschichte des alten Schneeberger Gymnasiums“ im *Erzgebirgischen Volksfreund*, Jahrg. 1888, sowie eine Anzahl zerstreuter Notizen in Monographien und Zeitschriften zu erwähnen.



sein, der zuerst das Studium des Griechischen einführte. Die innere Reorganisation der Schule ist, wie in anderen sächsischen Städten<sup>1)</sup>, so auch in Schneeberg durch Johannes Rivius, einen Westfalen aus der niederländischen Humanistenschule, welcher von 1535—37 das Rektorat des Schneeberger Lyceums bekleidete, mächtig gefördert worden. Unter ihm legte Caspar Eberhard, welcher später als Baccalaureus an der Schule wirkte, († als Doktor der Theologie, Professor und Pastor zu Wittenberg) den Grund für seine umfassende Kenntnis der griechischen Sprache, welche es ihm ermöglichte, mit seinen Schülern in Joachimsthal und Gottesgab den Ajax des Sophokles und die Nubes des Aristophanes in der Ursprache aufzuführen<sup>2)</sup>.

Von den Rektoren, welche im ersten Schulgebäude ihres Amtes walteten, verdienen ausser Rivius erwähnt zu werden: Stephan Fleck, der erste<sup>3)</sup> in der Reihe der 43 Rektoren, welche das Lyceum bis zu seiner 1835 erfolgten Auflösung gehabt; M. Wolfgang Fusius 1509—1517<sup>4)</sup>, später Pfarrer in Chemnitz und um das sächsische Schulwesen als Kommissar für die Schulvisitation hochverdient<sup>5)</sup>; Thomas Poepel, ein Schneeberger Stadtkind, welches alle ehrenvollen, ihm von auswärts gemachten Anerbietungen aus Liebe zur Heimat ausschlug; Hieronymus Weller von Molsdorf, der sich später als Professor der Theologie in Freiberg höchst verdient gemacht und, wie in dem seinen Tod meldenden dortigen Ratsbuch zu lesen steht, »sich in Lehr und Wandel also erzeiget, dass er billig für den Freybergischen Propheten zu halten«<sup>6)</sup>. Fünf Kantoren lassen sich nachweisen, die bis 1537 in dem ältesten Gymnasialgebäude Schneebergs gewirkt haben, unter ihnen Adam Siber, später der langjährige erste Rektor des »Illustre apud Grimam Moldanum«<sup>7)</sup>. Die ruhige Entwicklung des damaligen Schulwesens wurde auch in Schneeberg durch den unaufhörlichen Wechsel von Lehrern und Schülern nicht unwesentlich erschwert. Die Lehrer, welche bei ihrer geringen Besoldung zu Leistungen beim Gottesdienst sich genötigt sahen, gingen gern in lohnendere Stellungen über. Die fahrenden Schüler aber besuchten, oft nur der blossen Abwechslung wegen, die verschiedensten Schulen von ganz Deutschland und zeigten eine merkwürdige Unruhe, die nur in den seltensten Fällen von Segen sein konnte.<sup>8)</sup>

Das Schulgebäude wurde 1537 abgerissen und neu gebaut. Unter den Männern, die in diesem Neubau aus- und eingingen, verdient Dabercusius (1540—43) hervorgehoben zu werden, ein Freund und Schüler des auch in Schneeberg unvergessenen Rivius. Dabercusius war einer der Wiederhersteller der Wissenschaften in Sachsen und ein ausgezeichnete Philolog. Albinus rechnet ihn unter die gelehrtesten und namhaftesten Männer, die der Jugend löblich gedient und trefflichen Nutzen gestiftet haben. Unter seinem Rektorat wurde 1541 ein zweiter Baccalaureus angestellt, sodass von jetzt an vier Lehrer an der Schule wirkten und die Vermutung nahe liegt, man habe damals eine vierte Klasse errichtet. Der Nachfolger von Dabercusius, M. Christoph Baldauff, der später als Rektor von Schulpforta berühmt geworden ist,<sup>9)</sup> führte 1554 in Schneeberg die »Promotion« ein, »dazu die fürnehmen Leuthe alhie geladen werden, do der Schulmeister oder ein ander Erstlich eine Oration helt hernach denjenigen knaben, so dasselbe Jhar vber wolstudiret vnnd fortgesetzt worden, Schöne krentze ausgeteilet vnnd zugleich vnnd mehrten fleis angereizet vnnd durch den pfarherr vnnd Schulmeister Vermahnet werden«. Das stetig wachsende Ansehen der Schule zog bald viele fremde Schüler herbei, welche für die »öffentliche Information« kein Schulgeld zu bezahlen brauchten. Für die armen Schüler wurde sowohl vom Rat als auch von den Bürgern treulich gesorgt. Sie erhielten unentgeltlich Bücher, Kleider und Beköstigung.

Der Schülercötus war allmählich so stark geworden, dass auch der Neubau des alten Schulgebäudes nicht mehr ausreichte. Der Rat wandte sich deshalb an den Kurfürsten August, und dieser schenkte der Stadt das sogenannte Fürstenhaus, welches ehemals von den Fundgrübnern an Kurfürst Johann Friedrich verkauft und auf dessen Befehl 1535 umgebaut worden war. Das neue Schulhaus, in welchem auch der Rektor seine Wohnung hatte, wird von Melzer »gross und herrlich« genannt und also beschrieben: »Sonsten

<sup>1)</sup> Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes, S. 203; Kaemmel, Geschichte des deutschen Schulwesens, S. 221; Flathe, Sanct Afra S. 22; Herzog, Geschichte des Zwickauer Gymnasiums S. 66; Wilisch, Incunab. scholae Annaberg. S. 22 ff.; Süss, Geschichte des Gymnasiums zu Freiberg, II 37 ff.; Gottleber, De Joanne Rivio bene de re scholastica in Misnia merito (Progr. Annaberg 1771) p. VIII. — <sup>2)</sup> Vgl. Dan. Traug. Müller, De vita Casp. Eberhardi commentatio VII (Progr. Schneeberg 1754) p. 5 sq. — <sup>3)</sup> So nach Albinus und Melzer. Trommler a. O. S. 4 glaubt aus einer alten Kirchenrechnung als Flecks Vorgänger Johannes Faber nachweisen zu können, doch ist das zweifelhaft vgl. Blanckmeister a. O. S. 145. Die Errichtung der Schule fällt etwa in die Jahre 1481—1490, d. h. in eine wesentlich spätere Zeit als die Gründung der Pfarrschule der Nachbarstadt Lössnitz vgl. Joh. Müller, Die Anfänge des sächsischen Schulwesens (Neues Archiv f. sächs. Gesch. VIII 1887, S. 251). — <sup>4)</sup> Lempe, M. Wolfgang Fues 1877, S. 5—7. — <sup>5)</sup> Sachse, Beiträge zur Geschichte des Thomasklosters und der Thomasschule (Progr. Leipzig 1880, S. 29). — <sup>6)</sup> Nobbe, Hieronymus Weller von Molsdorf, S. 27. — <sup>7)</sup> Kirchner, Biographie Adam Siber's, S. 13 f.; Schumacher, Historia vitae clarissimi viri Adami Siberi p. 40; Rössler, Geschichte der Fürsten- und Landesschule Grimma, S. 33 ff. — <sup>8)</sup> Georg Müller, Das kursächsische Schulwesen beim Erlass der Schulordnung von 1580, Progr. Dresden 1888, S. XIV f. XXIV; Kaemmel im Neuen Lausitz. Magazin XXXIX 1862, S. 344; Meltzer, Die Kreuzschule zu Dresden bis zur Reformation, 1886, 18 ff.; Sachse, Das Thomaskloster zu Leipzig mit besonderer Berücksichtigung der Klosterschule, Programm zur Einweihung der neuen Thomasschule 1877, S. 22. — <sup>9)</sup> Corssen, Pforta, S. 175.



hat solches Hauss uff jeder Seite unterm Dach gehabt zween Ercker, so stattlich und reinlich ausgetäfelt gewesen; item, feine Gemächer wie Cellen in Klöstern gegen den Gleessberg zu, nebst einem stattlichen Saal, ingleichen unten starke Gewölber. Vor der Thür aber ist uff freyen Platz gestanden ein Röhrkasten, neben welchen ein grosser Gang hinauff von der Halden uff das Dach gegangen, dass man keine Treppen steigen dürfen«. Es stand da, wo sich jetzt die königliche Kaserne befindet, und wurde »am Tage Viti Anno 1564 mit grosser Solennität, herrlichen Gesängen, Instrumenten, einer Oration und letztlich einem schönen Gebeth zum Studiis der Schüler, derer dazumal 330 gewesen, angewiesen und eingeweiht«.

Nach der durch ihre Klarheit und Wärme ausgezeichneten kursächsischen Schulordnung vom Jahre 1580 wurden Lehrplan und Methode weiter und fester als bisher gegliedert. Der Unterricht begann in Quarta, Hebräisch war ausgeschlossen. Wenn wir nun gleichwohl die Thatsache bestimmt bezeugt finden, dass an der hiesigen Schule nicht nur der Unterricht in der griechischen Sprache über das durch jenen Plan vorgezeichnete Ziel hinausging, sondern auch dass Hebräisch gelehrt wurde, so müssen wir annehmen, dass dies auf dem Wege des Privatunterrichtes geschah, welcher überhaupt zur Ergänzung der öffentlichen Lektionen mehr und mehr in Gebrauch kam. Die der Schulordnung gemäss auch in Schneeberg eingesetzte Inspektion bestand aus dem Oberpfarrer und zwei Ratsmitgliedern. Die Anstellung der Lehrer hing von einer Prüfung bei dem Konsistorium zu Leipzig ab, die vermittelnde Instanz zwischen dem Schneeberger Rate und dem Leipziger Konsistorium bildete die Superintendentur zu Zwickau.

Der erste, welcher lateinische Einladungsprogramme zu den halbjährigen Schulprüfungen schrieb, war der 1601 zum Rektorat berufene Johannes Förster. Derselbe verfasste auch Tragödien und liess sie von den Schülern aufführen. Sie erregten solchen Beifall, dass ihm der Rat eine Summe Geldes als ein Zeichen seines Wohlwollens zuerkannte. Das Studium der orientalischen Sprachen wurde nach dem Weggang Försters, der als Generalsuperintendent in Eisleben starb, von seinem Schüler Johannes Zechendorf weiter eifrig gefördert; dieser verschaffte neben dem Unterrichte im Hebräischen auch dem in der syrischen, chaldäischen und arabischen Sprache Eingang.

Das Schulhaus brannte am 10. Juli 1623 infolge »eines vom Himmel herab erfolgten Donner-schlages und Wetterstrahles« bis auf die Grundmauern nieder. Auch die Bücher und Kleider der armen und fremden Schulknaben, dazu 17 Betten und die nicht unansehnliche Bibliothek des Rektors Kerl wurden von den Flammen vernichtet. Als ein besonderer Glücksumstand war es dabei anzusehen, dass die der Kirche und Schule gehörigen Bücher und Handschriften 1614 in einem Anbau über der Sakristei der St. Wolfgangskirche untergebracht worden waren. Sie haben sich dort bis auf die Gegenwart erhalten. Fünzig Jahre lang lag das Schulgebäude seit jenem Schreckenstag in Schutt und Asche. Erst 1673 ward der Platz von einem Privatmann bebaut und daselbst ein Brauhaus errichtet.

Die Fürsorge des Rates machte es möglich, dass schon am 23. Juli 1623 die Schule in das Funkesche Haus verlegt wurde, welches im Jahre 1539 erbaut worden war und als Münze gedient hatte. Man gab dafür jährlich 50 fl. Mietzins. Der Neubau der Schule wurde zwar zu wiederholten Malen in Aussicht genommen, aber trotz der Bewilligung des nötigen Bauholzes durch den Kurfürsten Johann Georg und der Stiftung eines Legates von 100 fl. zum Schulbau musste man infolge ungünstiger Verhältnisse auf ihn verzichten. Man kaufte daher das Funkesche Haus für 2000 fl.; dasselbe stand da, wo sich jetzt die Bürgerschule befindet. Dieses Gebäude war »commod genug, indem es mit den nötigen Auditoriis versehen und jährlich zu einer bequemen Rektorwohnung diente, wobey auch das stattliche Schieferdach nicht gering zu halten sein mag.«

Aber glückliche Verhältnisse wollten sich im neuen Schulhaus nicht entwickeln. Die kriegerischen Einfälle der kaiserlichen Generale Holke 1632 und Hatzfeld 1633, sowie der des schwedischen Generals Königsmark 1640 und die um dieselbe Zeit wütende Pest brachten unsägliches Elend über Schneeberg. Diese »bösen, elenden und verderblichen Zeiten, feindlichen Einfälle und Kriegsbeschwerden,« welche die Ziffer der Bevölkerung von 3500 auf 2000, die der bewohnten Häuser von 600 auf 100 verminderten, richteten die Schule so arg zu, dass niemand sich darin aufhalten konnte. Die Furcht vor dem Hungertod veranlasste »die Einmischung der Schulbedienten in die bürgerliche Nahrung durch Brauen, Schenken und Gästesetzen.« Die Schule wurde in einem Schreiben des Rates an das Konsistorium zu Leipzig als »gänzlich ruinirt« bezeichnet.

Als der unheilvolle 30jährige Krieg zu Ende gegangen war, traten die Lehrerschaft, der Rat und die übergeordneten Behörden in ernste Beratung, wie »die angezogene defectus zu suppliciren« und »die Schule wieder ad vigorem kommen möge.« So veranlasste die Unmöglichkeit, die nötige Anzahl Schüler für



»die gewöhnlich Music vor der löblichen Bürgerschaft bewohnung« aufzutreiben, den Konrektor List, den Kantor Ziegler und den Baccalaureus Eckstein 1651 zu einem ausführlichen gemeinsamen Bericht an den Rat, welcher am Schluss die Worte enthält: »Bitten nochmahls E. Ehrenw. vnndt Wohlw. Rath, er wolle weiter auff die Schuel alss ein Seminarium Ecclesiae et Reipublicae ein wachentes aug haben, dieselbe neben Vns bauen vnndt pflantzen, damit reiche früchte Gott zu Ehren, der Christlichen Kirchen oder dem gemeinen Regiment zu nutz ein mahl mögen gesamlet werden.« Der allseitige gute Wille scheint bald wieder glückliche Zeiten und eine neue Blüte des alten Lyceums heraufgeführt zu haben. Denn als 1684 Melzer seine Schneeberger Chronik herausgab, schrieb er: »Wenn gleich weyland in der hiessigen Stadt Schule welche faule Schüler sich befunden, denen bey den Examinibus keine Kränze, wie denen fleissigen aussgeteilet worden, so hat doch noch die Schule allhier zu Schneebergk den Ruhm, dass viel vornehme, wackere und gelehrte Leute, darinnen angeführet und erzogen, auch nachgehends sowohl in geist- als weltlichen Aembtern hoch befördert worden sind.« Von den berühmt gewordenen Schülern des Lyceums, welche Melzer an eben dieser Stelle anführt, sind die bekanntesten: Ambrosius Lobwasser, Prof. jur. und herzoglicher Rat zu Königsberg, der Psalmenübersetzer der deutsch-reformierten Gemeinde, sowie Andreas Meusel, Oberpfarrer und Prof. theol. in Frankfurt a. O., Mitverfasser der Konkordienformel.

Kaum waren, besonders unter Dopperts Rektorat (1703—35), wieder glücklichere Verhältnisse in das Schulhaus eingezogen, da wurde dasselbe bei dem grossen Stadtbrand von 1719 am 10. Sonntag nach Trinitatis mit dem grössten Teil der Stadt eingeäschert. Wo man nach dem Brande Schule hielt, ist unbekannt. Der Rektor wohnte von 1719—23 zur Miete. Erst 1723 konnte der Umzug aus dem »bisher zur Schule gebrauchten Bürger Hausse« in das neue Schulgebäude stattfinden, welches auf dem Platze des alten stand.

Zwar hatte Doppert, ein Mann, der in Schneeberg im höchsten Ansehen stand, noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er klagt in einer Eingabe an den Rat über »die elenden Zeiten, die Versteigerung binnen einigen Jahren der nothdürftigen Victualien als auch die benötigten Spumptus zu den studiis elegantioribus, die nach Façon dess jetzigen saeculi mit einem geringen apparatus nicht können noch mögenourniret werden.« Doch hob sich bei seiner fleissigen Arbeit im Dienste der Schule wiederum die Schülerzahl. Von seiner Thätigkeit kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, dass von ihm noch drei starke Bände Schulschriften sich erhalten haben. Allerhand philologische und theologische Gegenstände hat er hier in Prosa oder in Versen abgehandelt. Er wollte sich glücklich preisen »in dem werten Schneeberg bey so löblichen Maecenatibus vnd um die Policy vnd studia höchst verdienten Patronis mit plaisir zu leben.« Bei seinem Tode vermachte er sein Vermögen seiner geliebten Schule. Aus dem Verkauf seiner hinterlassenen Bibliothek an die Fürstenschule zu Grimma löste man 500 Thaler, „damit das dissfalls geordnete Haupt-Legat bald zur wirklichen Gangbarkeit gelangen möge.«

Seit dem letzten Brande hatte die alte Sitte, durch die lateinischen Schüler Komödien aufführen zu lassen, geschlummert. 1719 war alles vernichtet, was an Garderobe, Dekoration und sonstigem Theatergerät vorhanden gewesen. 1741 aber wurde im Rathause alles Nötige auf öffentliche Kosten vorgerichtet. Zwei Stücke von Christian Weiss, »Jakobs doppelte Heirat« und »Der träumende Bauer am Hofe Philippi Boni in Burgundien« sowie »Der Säufer« wurden aufgeführt, als dessen Verfasser der Rektor Müller den angenehmen Poeten Picander angab. 54 Schüler des Lyceums waren die Mitspielenden, die zum grössten Teil den beiden ersten Klassen angehörten.

1744 brach abermals Feuer aus und verzehrte 32 schöne neue Häuser, darunter auch die lateinische Schule. »Nicht die Mauern«, sagte der Rektor Müller, »sondern nur noch elende Reste derselben standen, und bis auf die Sohle war alles ein Raub der grimmigen Flammen geworden«. Dem Rektor selbst war seine ganze Habe mit zu Grunde gegangen. Der Rat machte die grössten Anstrengungen, um »die unentbehrliche Stadt-Schule, woran der Schuljugend und dem gemeinen Wesen doch höchlichen gelegen«, wieder unter Dach und Fach zu bringen. Die Beschaffung der nötigen Geldmittel bereitete der durch wiederholte Brände schwer geschädigten Stadt viele Schwierigkeiten. Erst 1746 geschah der Auszug aus dem Hause der »Fr. Christiana Magdalena Weckin, allwo bisshero die Schule gewesen«, in das neue Gebäude. Dasselbe ist noch gegenwärtig erhalten, es bildet den ältesten Teil der jetzigen Bürgerschule.

Rektor Müller leitete das Lyceum bis zum Jahre 1764, in welchem er das Rektorat des Kreuzgymnasiums in Dresden übernahm.<sup>1)</sup> Unter den 22 Abhandlungen, die im Druck von ihm erhalten sind,

<sup>1)</sup> Urbach, Chronik der Kreuzschule, S. 7.



finden sich zum ersten Mal auch solche in deutscher Sprache. In 13 Programmen beschrieb er die Lyceumsbibliothek. Nachdem er 1764 eine Rede über die Rechtgläubigkeit eines Rektors gehalten, wurde er nach einem Abschiedswort des Oberpfarrers von den Schülern aller Klassen »honorifice und beweglich dimittirt«. Am Tag der Abreise ward der Exrektor »mit Cantaten und Carminibus angesungen und von den Primanern und einigen Sekundanern zu Pferde« bis nach Stollberg begleitet.

Der neue Rektor Reusmann (1765—96) war ein auf philologischem und theologischem Gebiet sehr bewandeter Gelehrter. Noch sind 44 gelehrte lateinische Abhandlungen von ihm erhalten, in denen sprachliche, exegetische, dogmatische und geschichtliche Gegenstände erörtert werden. Die Schule war gut besucht: 1787 sassen in Prima 35, in Sekunda 26 Schüler. Die dramatisch-musikalischen Aufführungen des Gregoriusfestes, das anderwärts um diese Zeit vielfach bereits abgeschafft war,<sup>1)</sup> mussten sich einer verschärften Kontrolle unterwerfen, da »seit einigen Jahren wahrgenommen, dass viele besonders für anwesende Fremde ärgerliche Begünstigungen und Ungebühnisse verhänget worden.« Die Gregoriusfeier hatte sich auch in Schneeberg überlebt.

Reusmanns Amtsnachfolger Johann Friedrich Schaarschmidt (1797—1813) war ein frommer und gelehrter Mann, ein eifriger Pädagog, der die lateinischen und griechischen Studien hoch hielt und dem doch dabei bereits das Verständnis für deutsche Wissenschaft und deutsche Sprache, für Realien und praktische Durchbildung der Zöglinge aufging. Die Früchte seiner Thätigkeit kann man aus den Vale-dictionsreden seiner Schüler erkennen, von denen drei gedruckt erhalten sind: C. G. Leonhardt aus Morgenröte sprach 1800 über das Thema: »Welcher Jüngling kann am Ende des 18. Jahrhunderts zufrieden mit sich selbst von der Schule auf die Universität übergehen?«; Chr. Hnr. Kanngiesser feierte 1797 das Vaterland und speziell Schneeberg und sein Lyceum in lateinischen Distichen und C. F. Schaarschmidt, des Rektors 16 $\frac{1}{2}$ jähriger Sohn (später Geheimer Rat im Königlichen Ministerium des Innern) veröffentlichte 1805 über den Nutzen einer gut eingerichteten Herodotlektüre eine lateinische Abhandlung und prius in artigen lateinischen Versen die Fürsorge der Väter der Stadt für das Lyceum. Der Rektor selbst schrieb, wie seine Vorgänger, lateinische Programmabhandlungen und zwar teils zur Erklärung antiker Autoren, teils aus dem Gebiet der Mythologie und Altertumskunde der griechisch-römischen Welt. Aber abwechselnd damit suchte er durch eine Reihe deutsch geschriebener Programme weite Kreise für pädagogische Tagesfragen zu interessieren. Was er in einer lateinischen, in den Turmknopf der St. Wolfgangskirche gelegten Denkschrift als seines Lebens Ziel bekannte: sich anzustrengen, dass er die von den Vorfahren ererbte Schule in einer, tiefgehenden Studien abgeneigten, Zeit den Nachkommen ungeschädigt überliefere, dies hat er in rastlosem Eifer zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erreicht. Als er während der Schrecknisse des Krieges starb, rühmte Oberpfarrer Wahl ihm Unverdrossenheit, Treue, äusserste Pünktlichkeit und religiösen Sinn nach. »Nirgends«, sagt Wahl, »war ihm wohler, nirgends fand er für seinen Geist und für sein Herz einen angenehmeren und köstlicheren Genuss, als im Umgange mit seinen Schülern und Zöglingen, als in der Vorstellung, ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung zu seyn, durch welches Licht und Ordnung in ihre Kenntnisse, Richtigkeit und Gründlichkeit in ihre Urtheile, Festigkeit in ihre Grundsätze gebracht und der Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne in ihnen geweckt, genährt, gepflegt und unterhalten werden sollte«.

Auch nach Schaarschmidts Heimgang erfreute sich das Lyceum der Zufriedenheit der vorgesetzten Behörde. So berichtet Oberpfarrer Wahl an den Superintendenten Lorentz in Zwickau 1816: »Wenn sich bey allen Stürmen der Zeit und bey den traurigen Veränderungen, welche so manche ähnliche Anstalt im Laufe der Zeit erfahren hat, die hiesige lateinische Schule noch immer in einem vorzüglich guten Ruf und Flor erhalten hat, so verdankt sie diess nächst Gott unter anderem auch dem Umstande, dass, wie gering dotiert auch die Lehrerstellen sind, doch diese noch immer mit gelehrten und tüchtigen Männern besetzt waren.«

Unter den »gelehrten und würdigen Subjecten«, deren Berufung sich die Oberbehörden auch nach Schaarschmidts Tod »bei Besetzung vacanter Stellen bei der hiesigen lateinischen Stadtschule immer haben angelegen sein lassen«, verdient den Ehrenplatz Mag. Johann Gottlob August Voigtländer (1820 bis 1828). Als der Sohn des hiesigen Diakonus und nachherigen Archidiakonus M. Joh. Hnr. G. Voigtländer hatte er im Elternhause und auf der Schule seiner Heimat eine so vortreffliche Erziehung genossen, dass er in dem jugendlichen Alter von 20 Jahren zum Hüter des Lyceums gewählt wurde. Mit der Kraft

<sup>1)</sup> Eckstein, Die Feier des Gregoriusfestes am Gymnasium zu Zittau, Progr. Zittau 1888, S. 18.



und Geschicklichkeit eines im Amte ergrauten Meisters stand er der Anstalt vor und wusste sie zu hoher Blüte zu bringen. Seine Lehrgabe und seine ganze Persönlichkeit muss eine ausgezeichnete gewesen sein. Der später als Rektor hochberühmt gewordene Friedrich Kraner, welcher seine gymnasiale Ausbildung dem Schneeberger Lyceum verdankte, hob die »scholastica gravitas et severitas« hervor, welche diesen »trefflichen Lehrer« ausgezeichnet und ihm die Achtung und Liebe der ihm anvertrauten Jugend erworben habe.<sup>1)</sup> Noch heute sprechen seine Schüler mit der denkbar höchsten Anerkennung von ihrem Schneeberger Rektor. Ausserdem stand Voigtländer, unter welchem übrigens eine bauliche Erneuerung des Lyceums vorgenommen wurde,<sup>2)</sup> auch im Rufe tiefer Gelehrsamkeit. Neben einer wertvollen Ausgabe der Totengespräche des Lucian lieferte er eine neue Bearbeitung des grossen lateinischen Lexikons von Forcellini. Leider wurde der ausgezeichnete Mann gerade zu dem Zeitpunkte heimgesucht, wo er seine ganze Kraft hätte entfalten können und wo sein Scheiden für die Anstalt verhängnisvoll ward. Er starb am 14. Dez. 1828, kaum 29 Jahr alt. Alle hatten das Vorgefühl, dass der Untergang des Lyceums nicht mehr fern sei. Eine Stelle des Trauergedichtes, welches einer seiner dankbaren Schüler lieferte, spricht das deutlich aus:

Wache Schiffer, deine Ruder brechen, und dein bester Anker riss vom Tau!  
Lass das frevelnde, verzagte Klagen, hilf! Sonst sinkt des Schiffes stolzer Bau.  
Weh! der Sturm saust in die losen Segel, seewärts treibt das herrenlose Schiff.  
Raff des Armes ganze Kraft zusammen, sonst zerschellt's am nahen Felsenriff!

Diese trübe Ahnung traf wirklich ein. Zwar machte das Lyceum unter dem neuen Rektor M. Franz Eduard Raschig noch einmal Anstrengungen, sich über Wasser zu halten, obwohl die Regierung dem Gedanken näher getreten war, einige Lyceen im erzgebirgischen Kreise als entbehrlich einzuziehen, dafür aber die übrigen Gelehrtenschulen des Landes um so nachdrücklicher zu heben und zu unterstützen. Mit Beginn des Schuljahres 1832 trat in den drei unteren Klassen des Lyceums ein neuentworfener Lektionsplan in Kraft, welcher den Realien, dem Rechnen, Schreiben, der Geschichte und Geographie, sowie dem Französischen eine weitere Ausdehnung gab, bez. überhaupt einen Platz einräumte. Aber die ungünstigen Verhältnisse erwiesen sich stärker als der gute Wille Raschigs und seiner Kollegen: Diejenigen finanziellen Opfer zu bringen, welche die von der Regierung beabsichtigte Neugestaltung der Gelehrtenschulen erforderte, sah sich die Stadtgemeinde damals um so mehr ausser stande, als der tief darniederliegende Elementarunterricht die Errichtung einer geordneten städtischen Bürgerschule zu einem dringenden Bedürfnisse machte. Und so wurde denn 1835 das Lyceum aufgelöst und in eine den Bedürfnissen Schneebergs entsprechende Bürgerschule mit einem (1870 wieder aufgelösten) Progymnasium umgewandelt.

Das letzte Programm, welches das Lyceum veröffentlicht hat, ist datiert vom 12. März 1834. Es enthält die Fortsetzung der 1833 begonnenen lateinischen Abhandlung vom Konrektor Lindemann über punische Ausdrücke bei Plautus und Schulnachrichten. Wie diese letzteren hervorheben, hatte die Anstalt durch den Weggang ihres äusserst wohlmeinenden zeitherigen Inspektors, des Oberpfarrers Heymann, an die Frauenkirche zu Dresden einen schweren Verlust erlitten. Die Gesamtzahl der Schüler blieb sich 1834 nach Abzug der 5 Abiturienten, von denen 3 Theologie und 2 Jura studieren wollten, auf 113; 20 gehörten der ersten, 24 der zweiten, 28 der dritten, 41 der vierten Klasse an. Für den Redeaktus am 20. März war folgendes Programm festgesetzt: 1) Abiturient Franz aus Sosa (gegenwärtig Oberkonsistorialrat und Superintendent a. D. in Dresden), lateinische Rede darüber, dass nur auf einer zweckmässigen Einrichtung der Schulen die Hoffnung des Vaterlandes beruhe. 2) Abiturient Edler aus Neustädtel, deutsches Gedicht »die Klage des Achilles über den Tod des Patroclus.« 3) Abiturient Döhler, griechische Ode »Triumphgesang der Griechen über die Perser.« 4) Meinert aus Hartenstein, deutsche Rede über »Leonidas bei den Thermopylen.« 5) Kretschmar aus Oelsnitz, lateinisches Gedicht »Lob der Wissenschaften.« 6) Wilisch aus Schneeberg, deutsche Anrede an Homer. 7) Abiturient Kahrig aus Geyer, lateinisches Gedicht über die Annehmlichkeiten eines ehrenvollen Alters und deutsches Abschiedsgedicht im Namen der Abiturienten. 8) Friedrich Aug. Clauss (zur Universität entlassen Ostern 1835, gegenwärtig Bürgermeister a. D. in Freiberg), deutsches Gedicht an die abgehenden im Namen der zurückbleibenden Schüler. Die Anhänglichkeit der ehemaligen Zöglinge an das alte Lyceum zeigte sich im Jahre

<sup>1)</sup> Palm, Friedrich Kraner S. 5. — <sup>2)</sup> Dies besagt die im Erdgeschoss des jetzigen Bürgerschulgebäudes, rechts vom Eingang an gebrachte Gedenktafel. Auf derselben steht in Uncialschrift folgendes: Aedes Lycei Schneebergensis beneficio alumnorum liberalitate fautorum restauratae exornatae MDCCCXXIII.



1885. Aufgefordert durch Herrn Oberkonsistorialrat Dr. Franz in Dresden und Herrn Bürgermeister Clauss in Freiberg, versammelten sich 15 ehemalige Schüler des Lyceums in Schneeberg, um eine sinnige Erinnerungsfeier zu begehen. In der festlich geschmückten Prima des alten Lyceums, d. i. im Zimmer No. 7 des zweiten Stockes des jetzigen Bürgerschulgebäudes, wurden die Versammelten von Herrn Kommerzienrat Dr. Geitner im Namen des Stadtrates herzlichst begrüsst. Darauf ergriff Herr Oberkonsistorialrat Dr. Franz das Wort, um den Dank der alten Schüler an die Stadt nebst besten Wünschen für deren weiteres Wohlergehen darzubringen. Schliesslich betonte Herr Bürgerschuldirektor Rausch, dass der alte klassische Geist, der früher in dem Hause herrschte, auch durch die Ungunst der Verhältnisse nicht zu vertreiben gewesen sei, wie denn die Bürgerschaft den lebhaften Wunsch hege, bald wieder ein Gymnasium als Fortsetzung des alten Lyceums in Schneeberg zu besitzen. Es folgte ein Rundgang durch das Schulhaus, welches seit 1835 mannigfache umfassende Veränderungen und noch grössere Erweiterungen erfahren hatte (»Kurzer geschichtlicher Überblick über das Schulwesen der Stadt Schneeberg in den Jahren 1838—45« von E. M. Müller. Nachrichten von der Fortbildung und Wirksamkeit der Bürgerschule in Schneeberg. Programm der Bürgerschule, Schneeberg 1845). Sodann gingen die Herren auf den Friedhof. Hier versammelten sie sich um das Grab des Rektors Voigtländer. »Es war ein ergreifender Anblick, die ergrauten Männer an dem blumengeschmückten Hügel ihres ehemaligen geliebten Lehrers stehen und den gemütreichen, pietätvollen Worten lauschen zu sehen, mit welchen wiederum Herr Dr. Franz das Andenken des längst Entschlafenen feierte«.

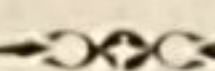
Die Begründung und die Geschichte der neuen humanistischen Bildungsstätte in Schneeberg ist hier nur mit wenigen Worten zu berühren. Ausführlich hat über diese in den Osterprogrammen 1889, 1890 und 1891 Herr Rektor Professor Dr. Kurt Bernhardt berichtet, welcher in dreijähriger reichgesegneter Wirksamkeit die schwere Aufgabe, die neue Anstalt zu organisieren und in die rechten Bahnen zu lenken, mit scharfem Blicke und mit fester sicherer Hand auf das trefflichste gelöst hat: der aufopfernden Rastlosigkeit seiner Arbeit verdankt es die junge Schule, falls sie jetzt bereits unter ihren Schwestern geachtet dasteht. In Folge ehrenvoller Berufung zum Rektorate der altehrwürdigen Landes- und Fürstenschule zu Grimma blieb es dem ersten Rektor des Schneeberger Gymnasiums versagt, es in seine neue Heimstätte hinüberzuführen und die ersten Abiturienten zur Universität zu entlassen. Der innige Dank seiner Schüler, seiner Amtsgenossen und des in die Früchte seines Schaffens eingetretenen Nachfolgers begleitet ihn in seine neue Wirksamkeit.

Den Wunsch nach Errichtung eines Königlichen Gymnasiums hat die Stadt Schneeberg durch hohe Opferwilligkeit bethätigt. Dieselbe verpflichtete sich, zum Baue eines Gymnasialgebäudes den Bauplatz, 60,000 Mark aus städtischen Mitteln und ausserdem die von einem angesehenen Bürger schon vor Jahren in hochherziger Liberalität für diesen Zweck angebotene Summe von 100,000 Mark beizutragen, sodann städtische Stipendienfonds im Gesamtbetrage von rund 25,000 Mark dem Gymnasium zuzuwenden und demselben sämtliche Lehrmittelsammlungen der Realschule, darunter die äusserst wertvolle naturwissenschaftliche Sammlung, sowie die städtische Bibliothek des alten Lyceums zu überlassen. Daraufhin übernahm die Hohe Staatsregierung, nachdem der Vertrag die einstimmige Genehmigung der Hohen Ständekammern gefunden hatte, am 1. April 1888 die 1870 errichtete und 1874 anerkannte städtische Realschule zur Umwandlung in ein Königliches Gymnasium. Da dem Progymnasium, welches die Stadt als einen Bestandteil der Realschule 1884 mit den zwei untersten Klassen begründet und 1885 durch die Quarta vervollständigt hatte, bereits 1886 die Untertertia und 1887 die Obertertia hinzugefügt worden war, so konnte bei der Ostern 1888 erfolgten Eröffnung des Königlichen Gymnasiums die Untersekunda aufgesetzt werden. Fröhlich gedieh das alljährlich um eine Klasse erweiterte und Ostern 1891 durch Hinzufügung der Oberprima vollständig gewordene Gymnasium in den freilich manchmal eng werdenden Räumen des ehemaligen Real- schulgebäudes, des nunmehr sogenannten »Alten Gymnasiums«, welches der untere der beiden beigegebenen Lichtdrucke links im Vordergrund zeigt. Inzwischen wuchs auf dem Wiesenhange des Schlemathales der Neubau, zu dem am 16. Juni 1889, am 800jährigen



Jubelfeste unseres allverehrten erlauchten Herrscherhauses, der Grundstein gelegt worden war, unter der Leitung des Herrn Landbaumeisters Trobsch und des Landbauamtes Zwickau allmählich mehr und mehr empor. Jetzt ist das neue Schulhaus vollendet und dank der huldvollen Fürsorge der Hohen Staatsregierung, der wohlwollenden Bewilligung der Ständekammern und der sorgsam und kunstsinnigen Bauleitung höchst würdig aufgeführt und wohnlich und zweckmässig ausgestattet, diese achte Stätte humanistischer Studien in Schneeberg, in welche die Anstalt jetzt mit 9 Gymnasial- und 2 Realklassen, mit 18 Lehrern und 180 Schülern übersiedelt.

Mögen dem neubegründeten Gymnasium die besonderen Vorzüge Schneebergs, die reine stärkende und auch dem zartesten Körper wohlthuende Luft, die das Gemüt erhebende herrliche Gebirgsnatur, die in so mancher Hinsicht Erziehung und Aufsicht erleichternde Kleinheit der Stadt, die der Verinnerlichung des seelischen Lebens günstige Stille und Abgeschlossenheit, immerdar ein fröhliches Gedeihen sichern! Möge es eine Pflanzstätte tüchtiger, gottesfürchtiger, sittlicher, dem Vaterlande und dem Könige treu und segensreich dienender Männer werden! Das walte Gott!





# Zur Geschichte der mythologischen Wissenschaft.<sup>1)</sup>

Von Dr. R. Fritzsche.

Die Frage nach dem Wesen der Mythologie und die damit zusammenhängende, im Grunde zusammenfallende nach dem Ursprunge der Naturreligionen gehört zu den Fragen, deren Beantwortung den Menschen immer am Herzen liegen wird, solange von den unserer Erkenntnis zugänglichen Objekten der Mensch selbst das interessanteste bleiben wird. Es ist eine kulturgeschichtliche Frage, die bis in die ersten Anfänge der Kultur, ja bis zu den Anfängen des Menschen selbst zurückgreift. Sie bezieht sich auf eine höchst eigentümliche und wunderbare Schöpfung des Menschen, die in die Entwicklung der menschlichen Bildung fördernd und hemmend, stets aber auf das Nachdrücklichste eingegriffen hat und noch immer eingreift. Innerhalb der durch Erfahrung gegebenen objektiven Welt schuf die Phantasie ein eigentümliches Gebiet des Menschlichen, das die Menschen selbst nicht als menschlich erkannten, sondern als übermenschlich, übernatürlich oder göttlich zum Menschlichen in Gegensatz brachten. Dies war die früheste Umgestaltung, die der Mensch mit seiner Umgebung vornahm. Lange ehe die Natur die äusseren Spuren schöpferischer Menschenthätigkeit trug, war sie für das innere Auge verwandelt durch einen übergeworfenen Zauberschleier religiöser Phantasie. Bei Wilden, die noch keinen Baum pflanzen und keine Quelle fassen, trifft der Reisende Bäume und Quellen, die durch Menschen etwas anderes geworden sind, als was sie an sich sind: sie sind heilig. Mit geringen Abänderungen gilt noch heute, was vor achtzehn Jahrhunderten geschrieben wurde: „Man kann wohl Städte finden ohne Mauern, ohne Litteratur, ohne Könige, ohne Häuser, ohne Schatzkammern, ohne Münzen, ohne Theater und Ringschulen; aber eine Stadt ohne Heiligtum und ohne Gottheit, ohne Gebete, ohne Eide, ohne Weissagungen, ohne Opfer zur Erlangung von Gütern und Abwendung von Übeln, eine solche Stadt hat noch niemand gesehen und wird niemand sehn.“<sup>2)</sup> Nirgends giebt es ein Land, wo nicht Objekte zu finden wären, die durch religiöse Phantasie verwandelt sind; nirgends einen Ort, wo nicht Vorgänge, deren unabwendbare Gesetzmässigkeit die kosmische Dynamik, Physik und Meteorologie erkennt, als freie Thaten eines menschenähnlichen und in menschlicher Weise bestimmbar Willens gedacht, durch Bitten herbeigeführt und abgewendet würden. Allenthalben, wo Menschen sind, ist der sichtbaren Welt eine zweite, unsichtbare und doch von menschenähnlichen Gestalten belebte übergeordnet; eine allumfassende Hypothese, aus der für alle Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens die Erklärungen fliessen. Von allen Menschenschöpfungen ist dies die bei weitem merkwürdigste, folgenreichste und auch älteste nicht nächst, sondern unmittelbar neben der Sprache, mit deren Anfängen die Anfänge mythischen Denkens untrennbar verknüpft sind.

Im Nachstehenden ist der Versuch gemacht, die geschichtliche Entwicklung der Ansichten über Ursprung und Wesen der mythologischen jenseitigen Welt darzustellen, soweit diese Ansichten an der Betrachtung der griechischen und verwandter Mythologien sich entwickelt haben. Ehe diese Ansichten vorgeführt werden, soll jedoch eine kurze Beschreibung des Gegenstandes, auf den sie sich beziehen, versucht werden.

Die Menschen wohnen nach dem Zeugnisse der Sinne in einer eng begrenzten Welt. Erde und Himmel, eine Ebene und eine Kugelfläche, umgrenzen dieselbe den Weisen alter Kulturvölker; Unweisen rückt die Peripherie der durch Erfahrung gegebenen, empirischen Welt in ahnungsvollere Nähe. In drei Beziehungen entsteht der Schein einer engen Begrenztheit der Welt; in Beziehung auf den Raum, die Zeit und die Kausalität. Der Schein räumlicher Begrenztheit ist der Augenschein. Der Schein enger zeitlicher Begrenzung wird hervorgebracht durch die Kürze des Einzel Lebens, durch nur kurze historische Erinnerung und kurze Sehweite in die Zukunft. Kausalitätsreihen enden dem Unerfahrenen fast unmittelbar im Reiche

<sup>1)</sup> Zur Mitteilung gelangen nachstehend nur die ersten Abschnitte der zur Veröffentlichung an andrer Stelle geschriebenen, für diesen Ort zu weitschichtigen Abhandlung. — <sup>2)</sup> Plut. adv. Colot. 31.



des Unbekannten. An der Peripherie der Erfahrung, der räumlichen, zeitlichen und kausalen, beginnt die jenseitige Welt der imaginären Thatsachen. In dieser Welt erscheinen lebende Bilder von erkennbarem Ursprunge; Bilder, die sich äusserlich aus dem Formenmateriale der Erfahrungswelt, aus menschlichen und tierischen Formen zusammensetzen, und innerlich ausgestattet sind mit der Psychologie der Menschenbrust. Dem prüfend herantretenden Betrachter stellen sie sich also zunächst, nach ihrer äusseren Erscheinung, dar als Produkte des überwiegend auf dem Gesichtssinne beruhenden Vorstellungsvermögens und gewisser sich auf die allernächstliegende Analogie stützender Urteile, somit als Menschenschöpfungen, die er als solche auch innerlich zu verstehen hoffen darf, da er selbst dem Geiste verwandt ist, der sie hervorgebracht hat. Ihren Erzeugern aber treten sie als Realitäten gegenüber, und zwar als Realitäten von eigentümlichem, jenseitigem oder transcendentem Charakter. Zwar sind die Bewohner himmlischer, unterirdischer und unterseeischer Räume gestaltet wie Menschen und den Bestimmtheiten des Geschlechts und Charakters unterworfen, welche die Persönlichkeit ausmachen; ihre Ausstattung an Kleidung und Rüstung, Waffen und Werkzeug, Ross und Wagen gleicht menschlicher Ausstattung; identisch mit allbekannten Naturerscheinungen ist der physikalische Apparat, mit dem sie ausgestattet sind, z. B. das weisse Licht, in dem Ormuzd und andre Götter thronen; die Götter verhüllende Nebelwolke und Rauchsäule, die Finsternis und Kälte der nordischen, die Feuersglut der südlichen Hölle. Aber der Vorzug, dass sie nicht unter den harten Bedingungen wirklicher Existenz stehn, sondern in der gefälligeren Welt des Traumes bleiben, verleiht ihnen das Immaterielle und Allgegenwärtige des Traumbildes, befreit sie von der Gebundenheit an Ort und Zeit, Mass, Gewicht und Kohäsion. Und bei aller Ungebundenheit sind sie doch das Bleibende im Wechsel der Erscheinungen. Denn der Umstand, dass sie nicht Gedanken eines Einzelnen, sondern Gedanken einer Gesamtheit sind, verschafft ihnen das, was die Gattung vor dem Individuum voraus hat, den Vorzug unbegrenzter Dauer, und lässt sie in der That geeignet erscheinen, als Träger zu dienen für die höchste Ahnung, die den Menschen vergönnt ist. Mit diesen Vorzügen ausgestattet stehn sie im Hintergrunde der Erscheinungen, verdecken die Kausalitätsreihen und bekleiden sich mit dem Scheine der Macht über die reale Welt. Alles dies wirkt zusammen und verschafft ihnen Macht über die Gemüter der Menschen. Zu den menschenähnlichen Bewohnern jener imaginären Welt gesellen sich Tiergestalten, wie der Sonnenvogel, die Blitzschlange, die Wolkenkühe, die Wellenrosse, und gewisse noch nicht in den Bereich nüchterner Erfahrung aufgenommene Naturkörper; ferner Menschen, welche aus der jenseitigen in die empirische Welt, und umgekehrt, übertraten; Gottgesandte und Göttersöhne, Selige und Heilige. Alle diese haben mehr oder minder Anteil an den geschilderten Vorzügen jenseitiger Wesen. Jene Vorzüge berechtigen, die daran Beteiligten als höhere Wesen zu bezeichnen.

Religion ist, vorläufig und äusserlich betrachtet, das Verhältnis, in dem die Menschen zu höheren Wesen zu stehn glauben; die materielle und historische Seite der Religionen, nämlich die von den Menschen mit Bezug auf dieses Verhältnis behaupteten Thatsachen und Vorgänge, nennen wir objektive Religion. Die Ausdrücke Mythologie und objektive Religion sind synonyme Ausdrücke, aber mit verschiedener Färbung. Bei der Entstehung und inneren Bereicherung der Phantasiebilder des Jenseits ist nicht nur die Phantasie thätig, sondern alle Schwachheit und alle Kraft der Seele. Daher sind sie nicht bedeutungslos wie Fieberträume, sondern mit subjektiver Wahrheit ausgestattet, die auf die Seelen ihrer Erzeuger zurückwirkt. Wenn man sagt: Mythologie ist objektive Religion, so betont man diesen Gehalt an subjektiver Wahrheit, ohne den Mangel an objektiver Wahrheit hervorzuheben; das Umgekehrte geschieht, wenn man sagt: objektive Religion ist Mythologie. Daher ist nur der Ausdruck Mythologie anwendbar, wo die subjektive Wahrheit geschwunden ist, wie in der poetischen Mythologie und Kunstmythologie der Griechen, oder in der römischen Salonmythologie. Wo die subjektive Wahrheit noch die Kraft der Wahrheit hat, wird nur von objektiver Religion gesprochen; zu einer Mythologie bekennt sich niemand. Es giebt aber nur subjektive, nicht objektive Merkmale für diejenigen jenseitigen Wesen und Vorgänge, die nicht in den Bereich der Mythologie gehören. Das Gebiet der Mythologie ist demnach das durch subjektiven Vorbehalt eingeschränkte Gebiet der objektiven Religion.

Mythologisches Material ist somit alles, was über die höheren Wesen, ihre Statistik und Geschichte als thatsächlich ausgesagt wird: ihre Existenz und Vielheit (denn dass es nur ein höheres Wesen giebt, behaupten auch die monotheistischen Religionen nicht), ihre Namen und Beinamen, ihr Geschlecht und Lebensalter (es giebt männliche und weibliche, keine geschlechtslosen Götter; ferner jugendliche, ältere, alte und gestorbene Götter); ihre körperlichen und sonstigen materiellen Attribute, wie Flügel, Hörner, Waffen, Werkzeug, Lieblingstiere; ihr Aufenthalt in, oder ihre Identität mit, Himmelskörpern, Felsen, Ge-



wässern, Pflanzen, Tieren; ihre Verkleidung in Menschen- und Tiergestalt, ihr Erscheinen in Wolken, Nebel, Rauch, Feuer, Wind; Ursprung und Abstammung, Thaten und Schicksale, Charakter und Wirkungskreis; ihre Beziehungen unter einander und vor allem ihre Beziehungen zur Menschenwelt. Denn nur dem Scheine nach leben sie unter sich und für sich, in Wahrheit leben sie für die Menschen, denen sie wie die Schauspieler auf der Bühne beständig das Gesicht zuwenden. Allenthalben auf der Peripherie der Erfahrung treten sie in Beziehung zu den Menschen; am meisten auf der Peripherie der kausalen Erfahrung, denn alle Kausalitätsreihen enden in ihren Händen. Kosmische und physikalische, physiologische und psychologische Vorgänge, die Originalität der Erfinder und Künstler, der Dichter und Propheten, die Werke des Zufalls, kurz alles, was keine bekannte Ursache hat, wird auf die Einwirkung höherer Wesen zurückgeführt. Andere Berührungen mit ihnen finden statt an den Enden der Zeit und an den Enden der Welt. Auf der Peripherie der zeitlichen Erfahrung wohnen die Stammväter, die Götterliebhaber, die Gestalten der poetischen Heldenzeit, andererseits liegen hier der Weltuntergang und die letzten Dinge; sowohl in Schöpfungsgeschichten und Ursprungsmythen, wie in der Götterdämmerung und apokalyptischen Zukunftsbildern erhebt sich das Diesseits ins Jenseits. Eine Peripherie zeitlicher Erfahrung hat auch das Einzelleben. Während aber bei den meisten Völkern das aus ihrer Mythologie zu erkennende Interesse für Kosmogonie und Theogonie das für die letzten Dinge überwiegt, verhält es sich in Bezug auf das Einzelleben anders. Von den beiden an sich gleichwertigen Fragen Woher und Wohin tritt die erstere gegen die letztere zurück für jeden, der mit sich selbst Mitleid hat und nur einmal zu leben bedauert. Daher findet man selbst in den phantasiärmtesten Mythologien oft ausgebildete Vorstellungen von einem Zustande nach dem Tode; auch ist der Name Jenseits (das prägnante „drüben“, *ἐξελ*) hierfür zuerst verwendet worden. Diesseits und Jenseits berühren sich auch an den Enden der Welt, das heisst an den Grenzen der räumlichen Erfahrung. Daher ragen Bergspitzen an das Jenseits hinan; wie Olymp und Parnass, Alburz und Demavend, so sind zahllose andere Bergspitzen für die umwohnenden Stämme Götterberge<sup>1)</sup>; wegen der bequemen Nähe des Jenseits findet auch die Erhöhung des Herkules auf dem Berge Oeta statt. Jenseitige Wesen hausen in allen unnahbaren oder doch schwer erreichbaren Räumen, auch wo sich nicht, wie in vulkanischen Bergen, dämonisches Leben auffallend äussert; in Wüsten und Wäldern, in Klüften und Höhlen (wie Trophonios); in jeder Einöde, unter jedem Wasserspiegel, in jedem nächtlichen Dunkel. Der geographische Horizont grenzte an das Jenseits seit den Zeiten des Odysseus bis in das Zeitalter der Entdeckungen. Die homerischen Äthiopen, wenngleich Nachbarn der Aegypter und Libyer (Od. 4, 84), gehören der Mythologie an, ebenso die Insel Dreispitz. In der Gudrun und im Nibelungenliede sind Irland und Island fast so mythisch wie Zazamanc, Azagouc und Amilê. Indien galt seit Herodot und Ktesias für ein Wunderland; der Alexanderzug legte für das ganze Mittelalter auf den Orient den Zauber des Märchenhaften. Die Kanarischen Inseln wurden von Genuesen entdeckt, welche die Inseln der Glückseligen zu finden hofften, und die Entdecker Floridas badeten in jedem Teiche, weil sie die Quelle ewiger Jugend suchten.<sup>2)</sup> Kurz es geschieht am räumlichen wie am zeitlichen Horizonte, dass geographische wie historische Thaten, vom Dufte der Ferne umwoben und verklärt durch poetische Erinnerung, ins Reich der Mythologie hinüberziehn.

So wohnt in dieser Traum- und Zaubersphäre, wie in Goethes Walpurgisnachtspildern, das Liebliche und Schreckliche, das Sinnvolle und Abgeschmackte bei einander. Der Dichter hat es in der Hand, den Walpurgisnachtstraum zu unterbrechen und durch aufklärenden Morgenwind das luftige Gesindel zu zerstreuen. Wolkenzug und Nebelflor erhellen sich von oben; Luft im Laub und Wind im Rohr — und alles ist zerstoßen! So frei, wie der Dichter, steht die dichtende Volksseele ihren Erzeugnissen nicht gegenüber. Wie sie ihren Vorrat an Vorstellungen und Begriffen mit seltsamen explosiven und frikativen Klängen und Missklängen verknüpft und so in der Sprache niedergelegt hat, die sie nicht aufgeben kann ohne ihr Denken aufzugeben, so hat sie einen andern ebenso schwer errungenen Reichtum, nämlich alles was sie hat von Ideal und Wahrheit, niedergelegt in jenen seltsamen mythologischen Bildern, in Hieroglyphen, die sie nicht aufgeben kann ohne sich selbst, ihr Fühlen und Wollen, aufzugeben. Nur so erklärt sich die so oft unbegreiflich scheinende Widerstandskraft der barocksten religiösen Illusionen; nur so die Thaten, dass gerade einige der am höchsten begabten Nationen ihre beste Kraft darauf verwendet haben, die teils durch Beseelung der Natur, teils durch anderweitige Personendichtung gewonnenen mythologischen Bilder zu befestigen und zu Realitäten einer höheren Ordnung zu erheben. Aus naiven

<sup>1)</sup> Vgl. v. Andrian, Höhenkultus. R. Beer, Die heiligen Höhen der Griechen und Römer. 1891. — <sup>2)</sup> Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. 2. A. S. 29. 37. 410.



Illusionen, die von aussen betrachtet Metaphern sind, und von innen betrachtet Projektionen, das heisst Spiegelbilder der Menschenseele,<sup>1)</sup> wurde in jahrhundertlangem Ringen, durch fortgesetzte Bereicherung, Reinigung, Idealisierung, die Gottesidee gewonnen, zu der ein Sophokles und ein Plato sich bekennen konnten, die Wahrheit in der seltsamsten Hülle, getragen vom gebrechlichsten Vehikel. Das dunkle Bewusstsein, oder die dämmernde Einsicht, dass die Ursache und der Zweck alles Daseins jenseits der Grenzen jeder möglichen Erfahrung liegen, dass also beide Fragen, Woher und Wohin, uns in der That auf das Jenseits hinweisen, fand einen Anhalt an den jenseitigen Männer- und Frauengestalten, die von der Volksseele auf die Peripherie der Erfahrung projiziert und zur Befriedigung des Kausalitätstriebes benutzt wurden. Der Trieb zum Idealen ferner, der Drang zum Wahren, Guten und Schönen, also der uns eingeborene auf Vollkommenheit gerichtete Wille, der so sehr den Kern unseres Wesens ausmacht, dass jeder andern Seelenfunktion, auch dem Intellekt, ihm gegenüber nur die Rolle eines Gehülfen zukommt, dieser Trieb fand Anhalt und Ermutigung in der Anschauung eben jener so menschenähnlichen und doch so überlegenen, ins Jenseits hineingeschauten göttlichen Heldengestalten, wie z. B. des starken, mutigen Siegers im Gewitterkampfe und des milden, regen- und segenspendenden Befreiers der Wolkenkühe. Denn in Bezug auf Kraft und Leistungen wurden jene jenseitigen Helden als proportioniert zu den kosmischen, meteorologischen und geophysischen Verhältnissen vorgestellt, in welche sie als Träger der Aktion hineingestellt wurden; und in gleichem Verhältnisse sind die Einzelheiten ihrer Psychologie vergrössert, obwohl unter diesen selbstverständlich kein einziger Charakterzug vorkommt und vorkommen kann, der nicht in den grossen und guten, kleinlichen und schlechten Charakterzügen der jene Projektionen erzeugenden Menschen sein Vorbild fände. Das Volk stattete die überlegenen Gestalten des Jenseits aus mit dem Superlativ von Tugenden und Leidenschaften, die der eigenen Seele entnommen waren, mit Sinnigkeit und Unverstand, die ein Spiegelbild waren des eigenen Innern, und schuf sich so ein Ideal, das unvollkommen war wie das eigene unvollkommene Erkennen, und noch überdies getrübt wurde durch widrige, auf der eigentümlichen Pragmatik des Mythos beruhende Einflüsse, aber auch in dieser seiner Unvollkommenheit der Seele eines jugendlichen Volkes liebenswert war, wie dem Jüngling Narcissus sein eigenes Bild im Spiegel des Baches. Die so erzeugten entwicklungsfähigen Illusionen, die Embryonen zukünftiger völkererziehender Ideale, wurden von den grossen Lehrern und Erziehern der Völker, von den Propheten, Dichtern und echten Philosophen nicht mit ödem, sterilem Aufklärungseifer bekämpft und mit bilderstürmerischer Kurzsichtigkeit zerstört, sondern bestätigt, gepflegt, gereinigt und veredelt, sodass sie dem Ideale und der Wahrheit näher und immer näher kamen. Von verschiedenen Ausgangspunkten und auf verschiedenen Wegen hat dieser Idealisierungsprozess hier, da und dort zu merkwürdig übereinstimmenden Resultaten geführt.

Aber nicht nur, wenn wir die Mythologie in ihrem Verhältnisse zur Religion ansehen, dürfen wir ihren Entwicklungsgang als ein Stück der Erziehung des Menschengeschlechts (im Sinne Lessings) betrachten, sondern auch in einigen ihrer Beziehungen zur Sage. Sagen sind historische Erinnerungen, die durch einen Zusatz von volkstümlichem Glauben verändert worden sind. Geschichtliche Thaten werden zur Einkleidung einer volkstümlichen Idee benutzt und in diesem Sinne abgeändert. Ein germanischer Held, wie der Gotenkönig Theodorich, wird zum Träger der im Volke lebenden Idee germanischen Heldentums gemacht; nach Massgabe dieser Idee gestalten sich die Aussagen über seinen Charakter und seine Thaten. Aus einer historischen Figur wird er so zu einer Figur der Heldensage; er wird sagenhaft oder mythisch, vielleicht sogar im engeren Sinne mythologisch. Denn er ist zum Träger einer Idee, zu einem Ideale geworden. Als solches überragt er die Wirklichkeit, die niemals Ideale realisiert; seine Erscheinung hat etwas Uebermenschliches, Uebernatürliches, und so liegt es nahe, ihn zu den jenseitigen übermenschlichen Wesen in besondere Beziehungen zu setzen. Dies ist dem Theodorich nicht geschehen, aber anderwärts ist es geschehen. Der Begründer des Buddhismus ist als Reformator eine historische, als Held der religiösen Sage, oder Legende, eine mythische, und als Gegenstand des Kultus eine mythologische Person. Mit der grössten Leichtigkeit wurden bei den Griechen historische Personen nach ihrem Tode zu Heroen erhoben und durch Heiligtümer und Opfer geehrt. Dies geschah dem Miltiades in der Chersones, dem Brasidas in Amphipolis, dem Feldherrn Aristoteles in Cyrene, dem Könige Gelon in Syrakus, dem Tyrannen Theron in Agrigent, und vielen anderen. Häufiger freilich kommt der umgekehrte Vorgang vor, dass höhere Wesen zu diesseitigen Wesen werden, sodass die Mythologie herüberreicht ins Gebiet der Sage.

<sup>1)</sup> Was zur Erläuterung dieser Ansicht in der Beilage zum Chemnitzer Gymnasialprogramm 1885 (Über die Anfänge der Poesie) gesagt worden ist, kann hier nicht wiederholt werden.



Historische Personen werden von der Poesie mit mythologischen zusammen auf einer Bühne gruppiert, auf der auch für menschliche Dinge andre als die gewöhnlichen Massstäbe gelten. Der Zuschauer vergisst leicht, von welcher Seite her die Helden aufgetreten sind, und dann möchte Pallas Athene ihm wie dem Diomedes den Schleier von den Augen nehmen, damit er Götter und Menschen unterscheide. Dass die homerische Helena aus der Mythologie in die Heldensage übergetreten ist, ist in den homerischen Gedichten vergessen; in Sparta genoss sie göttliche Verehrung. Ob ein homerischer Held in der Geschichte oder in der Mythologie seinen Ursprung hat, ist aus Homer selbst schwer zu beantworten. Die Brynhild der Edda ist mythologischer als die Brunhild des Nibelungenlieds. Der Dschemschid des persischen Königsbuches ist der „strahlende Jima“ des Zendavesta; seine mythologischen Beziehungen sind verloren wie die des Helden Feridun (Thraêtaona), während Sohak (Dahâka) mythologischer geblieben ist. Denn wie in der Vergötterung von Menschen, so giebt es auch in der Vermenschlichung von Göttern verschiedene Stufen. Asklepios erscheint in späterer Zeit wieder im Besitze des göttlichen Charakters, den er bei Homer verloren hat.

So kommt es, dass unser Sprachgebrauch dem Begriffe der Mythologie einen verschiedenen Umfang giebt, je nachdem die Heldensage mit Einschluss der mythischen und halbmythischen Geschichte mit darunter begriffen wird oder nicht. Jakob Grimm schrieb eine Deutsche Mythologie im engeren Sinne des Wortes, sodass er dem Werke ähnliche Grenzen steckte wie Welcker seiner Griechischen Götterlehre; durch Wilhelm Grimms Deutsche Heldensage und Müllers Mythologie der deutschen Heldensage wird jenes Werk zu einer deutschen Mythologie im weiteren Sinne ergänzt. In Griechenland reicht die mythische Geschichte bis an die Anfänge der beglaubigten Geschichte heran, mit denen sie in so unmerklicher Weise zusammenfließt, dass eine Grenze zwischen beiden nicht ohne Willkür gesetzt werden kann. In Britannien folgt sogar auf die Periode der römischen Invasion, welche im hellen Lichte der Geschichte vor uns liegt, nach dem Abzuge der Römer eine zweite mythische, gewissermassen prähistorische Zeit. Die Ufer Britanniens, sagt Macaulay, wurden von den Byzantinern mit ähnlichem Grauen angesehen, wie die Meerenge der Scylla und die Stadt der Lästrygonischen Menschenfresser von den Joniern der homerischen Zeit. An der Küste Britanniens war nach Prokop der Erdboden mit Schlangen bedeckt und die Luft unathembar und tödlich. Um Mitternacht liessen sich die Geister der Toten von der fränkischen Küste in diese Einöde hinübersetzen. Das Boot sank unter ihrer Last; der Schiffer hörte ihre Stimmen, aber ihre Gestalten blieben unsichtbar. So schildert ein Zeitgenosse Belisars den Bewohnern Konstantinopels das Land, in welchem vor zwei Jahrhunderten ihr Kaiser Konstantin aus der Hand der Legionen den kaiserlichen Purpur entgegengenommen hatte. Hengist und Horsa, Vortigern und Rowena sind sagenhafte Namen; erst allmählich beginnt es in der Geschichte Britanniens wieder zu tagen.

Auch durch ihre engen Beziehungen zur Poesie und zur bildenden Kunst ist die Mythologie mit zahlreichen Gestalten bereichert worden, welche von Anfang an ohne religiöses Interesse waren, während andre unter den Händen der Dichter und Künstler ihre religiöse Bedeutsamkeit einbüssten. Volkspoesie und Kunstpoesie, Malerei und Plastik hatten an dem mythologischen Bilderreichtume ein stoffliches Interesse, welches vielfach einer rein geistigen Auffassung der Götter hinderlich wurde. Ein ähnliches Interesse, und insofern schädliche Wirkung, hat übrigens auch der Kultus. Durch die Dichter und Künstler wurden die mythologischen Figuren schärfer individualisiert und in ihrer göttlichen Natur beschränkt, denn jede nähere Bestimmung ist zugleich eine Verneinung. Homers Tendenz, Göttliches zu vermenschlichen und so die neben den troischen Ereignissen sich im Himmel abspielende Parallelaktion mit jenen Ereignissen kommensurabel zu machen, ist wohl echt dichterisch, aber nicht religiös. Ein tiefer angelegtes religiöses Bewusstsein sammelt sich und konzentriert die mythologischen Projektionen; es erkennt zum Beispiel, dass Themis, Nemesis, Dike, Nike, Adrastea nur Teile der Einen göttlichen Weltregierung, Funktionen Eines Gottes sind. Die Dichter und Künstler haben ein Interesse an der Bewahrung und Vermehrung des figurenreichen Details und kommen damit der Zerstretheit der Menge entgegen. Was durch das Ueberwiegen des ästhetischen über das religiöse Interesse geschaffen oder konserviert wurde, gehört nur in soweit der gleichzeitigen Religion an, als die Griechen selbst es davon nicht getrennt zu halten wussten.

Nach allen diesen Richtungen erscheint unsere vorläufige, rein formale Begriffsbestimmung zu eng, das Gebiet der Mythologie viel umfassender, als das der objektiven Religion. Und dazu kommt nun noch, dass die Trennung der Welt in ein Diesseits und Jenseits, und die Unterscheidung diesseitiger und jenseitiger Wesen, eine moderne, reflektierte Unterscheidung ist, die den mythologisch denkenden Menschen lange Zeit durchaus fremd war. Alle Objekte der realen Welt können ebenso, wie die wesen-



losesten Illusionen, mit mythologischen Augen angesehen werden. Also ist Mythologie im Grunde nicht ein bestimmter, gegebener Stoff, sondern eine bestimmte Art, die Dinge anzusehn; eine eigentümliche Weltanschauung, von der zunächst das wenigstens feststeht, dass sie, ohne vernunftwidrig zu sein, doch das Gegenteil von nüchterner, exakter, rein verstandesmässiger Weltanschauung ist. Aufgabe der Mythologie als Wissenschaft ist es daher, diese eigentümliche Weltanschauung zu verstehn, die lange Zeit in der Welt die einzig herrschende gewesen ist. Nachdem wir ihr entwachsen sind, stehen wir ihr als einem Probleme gegenüber und finden es schwierig, den Zustand zu verstehn, der den Menschen von Hause aus der natürliche war. So stellen wir denn die Frage: Wie ist die Mythologie entstanden? während es im Grunde näher liegt zu fragen: wie sind wir die Mythologie losgeworden, und wie ist die wissenschaftliche Denkweise entstanden? Aus dem Traume der mythologischen Weltansicht erwachte die Welt in dem griechischen Philosophen Thales, der zuerst nach der natürlichen Ursache der Dinge fragte und so die Welt aus dem Bereiche des Glaubens in den der wissenschaftlichen Forschung führte. Sein Nachfolger Xenophanes sprach die richtige Einsicht aus, dass die Menschen ihre mythologischen Götter sich zum Ebenbilde geschaffen haben, und dass deshalb die der Aethiopier schwarz und plattnasig, die der Thracier rothaarig und blauäugig seien. Er bemerkte auch, dass die Götter nicht nur in Gestalt und Sprache menschenähnlich seien, sondern auch innerlich, in Bezug auf ihre Psychologie (*αἰσθησις*). Die Kämpfe der Titanen, Giganten und Kentauren nannte er Erfindungen der Vorzeit. Es war überhaupt natürlich, dass die ersten Versuche einer autonomen Welterklärung von Protesten begleitet waren gegen die überlieferte Anschauung, an deren Stelle sie treten sollten; diese Proteste wurden zu einer Zeit, da in den Kolonien grössere Gedankenfreiheit herrschte als in Athen, dort mit grossem Nachdruck im Namen der Sittlichkeit, Schönheit und Wahrheit erhoben. In Athen hingegen blieb es noch lange Zeit gefährlich, wie die Prozesse des Sokrates und Protagoras zeigen, eine derartige Kritik der Ueberlieferung zu unternehmen. Denn selbstverständlich hat die Frage nach dem Ursprunge gewisser religiöser Vorstellungen ein aktuelles Interesse, welches das nur theoretische, auf Wahrheit gerichtete Interesse weit überwiegt, solange als die Beantwortung jener Frage für die unmittelbare Gegenwart praktische Konsequenzen nach sich zieht. Wer nicht mit Schiller in der heiligen Ordnung die segensreiche Himmelstochter erkennt, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, der wird umsomehr die Thatsache respektieren, dass von jeher die Menschen sich durch diejenigen Einrichtungen am leichtesten und freudigsten binden liessen, die auf ihre natürliche religiöse Gebundenheit begründet waren. Nicht ohne Schuld kam daher seit des Propheten Samuel Zeiten in Gefahr, wer diese Gebundenheit zu lockern schien; auch bei den Griechen, bei denen mythologische Vorstellungen in Frage gestellt wurden lange ehe das aktuelle Interesse daran erloschen war. Daher wurde in Athen nach Plutarch<sup>1)</sup> noch bei Gelegenheit der Mondfinsternis vom 27. Aug. 413 v. Chr. „nur in engerem Kreise und mit Vorsicht“ über die Lehren des Anaxagoras gesprochen, „der zuerst deutlich und mutig über Bestrahlung und Beschattung des Mondes geschrieben hatte.“ Plutarch fügt hinzu, dass die physikalische Naturerklärung missliebiger war, weil sie durch den Nachweis der Notwendigkeit der Erscheinungen göttliches Wirken aufzuheben schien.<sup>2)</sup> Das Psephisma des Diopeithes gegen die Physiker und Meteorologen wurde kurz vor Beginn des peloponnesischen Krieges gegen den Willen des Perikles angenommen;<sup>3)</sup> Anaxagoras musste infolgedessen in die Verbannung gehn, weil er nicht nur Blitz und Donner<sup>4)</sup> und Wunder und Vorbedeutungen, z. B. den Meteorstein von Aegospotamos,<sup>5)</sup> natürlich erklärte, sondern auch die Sonne für eine glühende Steinmasse hielt und den Mond für eine zweite Erde mit Bergen und tiefen Thälern.<sup>6)</sup> Die Lampsakener, zu denen er flüchtete, ehrten ihn nach Aelian auf mythologische Weise, nämlich durch Errichtung von Altären der Vernunft (*Νοῦς*) und der Wahrheit (*Ἀλήθεια*).<sup>7)</sup> Gleich ihm wurde sein Zeitgenosse Hippo, ein Physiker und nach dem Zeugnisse des Aristoteles ein Vertreter des aufgeklärten Unverständes,<sup>8)</sup> gottlos genannt; ein Wort, dessen Sinn zu allen Zeiten sehr übereinstimmend festgestanden hat. Der Sophist Protagoras wurde 411 v. Chr. aus Athen verbannt und seine Bücher verbrannte man auf dem Markte, weil er geschrieben hatte: „über die Götter kann ich nichts wissen, weder ob sie sind noch ob sie nicht sind.“<sup>9)</sup> Physikalische Naturerklärung wurde Sokrates mit Unrecht vorgeworfen; aber im Dialog Euthyphro deutet Plato an, dass es seinem Lehrer verübelt wurde, wenn derselbe sich über die von Dichtern erzählten, auf Tempelwände gemalten und auf den Peplos der Athene gestickten

<sup>1)</sup> Plut. Nic. 23. — <sup>2)</sup> Anaximenes war der erste, der den Regen nicht als Werk des Zeus ansah, sondern natürlich erklärte. Plut. mor. 894 A. — <sup>3)</sup> Plut. Pericl. 32. — <sup>4)</sup> Diog. La. II. 9. — <sup>5)</sup> Diog. La. II. 11. — <sup>6)</sup> Diog. La. II. 8. Plat. ap. 26 D. Xen. mem. IV 7, 7. Die Anklage lautete, wie die des Sokrates, auf Asebeia. — <sup>7)</sup> Ael. v. h. VIII. 19. — <sup>8)</sup> Zeller, Die Philosophie der Griechen I<sup>4</sup> 234, 5. — <sup>9)</sup> Diog. La. IX. 51. Cic. n. d. I 23, 63.



Götterkämpfe aussprach.<sup>1)</sup> Die Komiker Kratinos und Aristophanes brachten den Unglauben der Naturforscher auf die Bühne.<sup>2)</sup> Treffend sagt Plutarch, dass es erst dem Einflusse Platos gelang, das Vorurteil der Athener zu überwinden und den Wissenschaften den Weg zu Allen zu bahnen, da eine philosophisch-religiöse Grundanschauung die Macht habe, auch die Naturwissenschaft zu verklären und in versöhnendem Lichte zu zeigen.<sup>3)</sup> Erst als die politische Freiheit den Untergang der politischen Macht verschuldet hatte, gewannen so die Athener die nicht minder gefährliche religiöse Gedanken- und Redefreiheit, obwohl dieselbe längst vorbereitet war durch die beständig wachsende Freiheit, mit der die Mythen und mythologischen Personen in der Poesie und Kunst behandelt wurden. Plato und Isokrates sprachen sich gegen die sittlich und aesthetisch anstössigen Mythen aus, welche als Denkmäler einer überwundenen Kulturstufe in eine Welt von feinerer Empfindung herüberreichten; Euripides brachte Anschauungen des Anaxagoras auf die Bühne, und Epikur durfte sagen, gottlos sei nicht wer die Volksgötter leugne, sondern wer die Meinungen des Volkes den Göttern anhefte.

So wurde die Auflösung der Mythologie von Angehörigen desselben Volkes vollzogen, dem wir die bei weitem entwickeltste und schönste aller Mythologien verdanken. Die griechische Mythologie ist die Krone aller Mythologien und das Paradigma, an dem die Menschen zuerst versucht haben, das Wesen der Mythologie überhaupt zu verstehen. An ihr ist zuerst der Begriff des Mythos gefunden worden, eine wesentliche Errungenschaft, die die Kulturgeschichte und Theologie der klassischen Altertumswissenschaft zu verdanken haben. Die Geschichte der hierauf bezüglichen Studien ist die eines langen und vielfach verschlungenen, unter vielen Verirrungen sich der richtigen Einsicht nähernden historischen Prozesses, der, ähnlich wie die auch im übrigen vielfach vergleichbare Geschichte der christlichen Religionsphilosophie, an den Betrachter besonders oft die Anforderung stellt, schier unbegreifliche Meinungen entweder zu entschuldigen, oder, was mit entschuldigen gleichbedeutend ist, sie zu verstehn. Eine eingehende, nicht nur den äusseren Gang verfolgende, sondern die inneren Zusammenhänge suchende Betrachtungsweise wäre daher diesem Gegenstande wohl zu wünschen.

**Die Anfänge der neueren Mythologie.** Als nach dem Untergange der antiken Welt die klassischen Studien zuerst im fränkischen Reiche wieder eine Stätte gefunden hatten, verbreiteten sich mythologische Kenntnisse zunächst durch die Lektüre des Virgil und Ovid, insbesondere der Heroiden und der Metamorphosen<sup>4)</sup>. Die Mythen wurden in den Klosterschulen nach dem Muster des Macrobius und Fulgentius allegorisch erklärt als willkürlich erfundene Einkleidungen philosophischer Ideen<sup>5)</sup>; die Götter betrachtete man nach dem Beispiele massgebender Kirchenschriftsteller<sup>6)</sup> als Dämonen oder als mächtige und böse Menschen der Vorzeit. „Warum berichten wir nicht die Thaten derer, die mit Christo lebten,“ fragt Ermenrich von Ellwangen<sup>7)</sup>, „da wir doch lesen, wie eifrig die Thaten böser Menschen gepriesen werden, die längst tot und beim Teufel in der Hölle begraben sind? Denn was sind Juppiter und Mars anders gewesen, als sehr böse Menschen (*homines pessimi*), was anders der h. Columban und der h. Gallus, als sehr gute Menschen?“ Bei solchen Anschauungen musste es anstössig erscheinen, wenn die Nachahmer jener klassischen Muster neben den Helden der Legende auch heidnische Götter in lateinischen Versen besangen<sup>8)</sup>. Daher schrieb Peter von Blois<sup>9)</sup>, selbst ein Kenner römischer Litteratur und Mythologie, an seinen Freund, den Magister Petrus: „Dich hat die Schulwissenschaft zu den höchsten Titeln erhoben, und da du andern ein Vorbild der Tugend und Spiegel der Sittlichkeit hättest sein sollen, bist du durch närrische Possen und fabelhafte Dichtungen ein Fallstrick des Verderbens geworden. Welcher Wahnsinn ist es, von Herkules und von Juppiter Fabelhaftes zu singen! Was gehen dich Juppiter und Herkules an? Gegen das Verbot des Gesetzes willst du einen Hain der Abgötterei neben den Altar des Herrn pflanzen. Wehe! Der Fürst dieser Welt war vertrieben, aber wir haben ihn zurückgeführt mit Sirenengesang und rhythmischen Faseleien<sup>10)</sup>.“ Nichtsdestoweniger aber veranlasste die Lektüre römischer Dichter und deren

<sup>1)</sup> Plat. *Euthyphr.* 6AC. — <sup>2)</sup> Kratinos stellte in den *Panopten* die Naturforschung Hippo's an den Pranger; in den *Wolken* V. 368 ff. verspottet Aristophanes die natürliche Erklärung des Regens, des Donners und des Blitzes. — <sup>3)</sup> Plut. *Nic.* 23. — <sup>4)</sup> K. Bartsch, *Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter*. Quedlinburg und Leipzig 1861. (Bibliothek der gesamten deutschen Nationallitteratur Bd. 38.) Einleitung S. I f. XI f. Dadurch wurde die gewöhnliche Ansicht berichtigt, nach der Jupiter und Apollo für Götzen der Sarazenen galten. Ebd. S. XLVI. — <sup>5)</sup> Theodulfus (*Poet. lat. ed. Dümmler* I 543 s.) *De libris quos legere solebam et qualiter fabulae poetarum a philosophis mystice pertractantur*. Bursian, *Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland* I S. 25. — <sup>6)</sup> Der Verfasser der *Clementinen*, Justinus Martyr, Tatian und Epiphaniah sahen in den Heidengöttern Dämonen, Athenagoras, Eusebius, Augustinus u. a. Menschen. Emeric-David, *Jupiter* I p. XIX. — <sup>7)</sup> *Epistola ad Grimoldum abbatem*, ex cod. St. Galli ed. Dümmler. Halle 1873. S. 34. Bursian, *a. a. O.* I S. 26. — <sup>8)</sup> Landau, *Boccaccio* S. 53. 61. — <sup>9)</sup> Petrus Blesensis († 1198) *Ep.* 76. Petersen in *Ersch und Gruber's Allg. Encyclopädie* I Sect. 82. T. S. 25. — <sup>10)</sup> Charakteristisch ist, dass noch Boccaccio in dem Buche *De genealogia deorum* (lib. 14) es geboten findet, sich ausführlich zu rechtfertigen, dass er als Christ sich mit den verführerischen heidnischen Fabeln beschäftigt, und seine Rechtgläubigkeit gegen Verdacht sicherzustellen.



Nachahmung eine eingehendere Beschäftigung mit mythologischen Gegenständen, Verbreitung und Studium der alten Mythographen und selbständige mythologische Arbeiten, die teils Darstellung des mythischen Stoffes zum Handgebrauche bei poetischen Übungen bezweckten, wie des Mönches Albericus Poetarium sive de imaginibus deorum aus dem Anfange des 13. Jhd.<sup>1)</sup>, teils allegorische, christlich-moralische Auslegung desselben, wie die Arbeiten des Johannes Gualensis (13. Jhd.), Robert Holkot, Petrus Berchorius, Thomas Walensis (14. Jhd.<sup>2)</sup> Alle diese Bücher traten jedoch zurück gegen des Giovanni Boccaccio (1313—1375) *De genealogia deorum libri quindecim*, die erste umfassendere mythologische Kompilation, die teilweise auf des Paulus Saluccius (Perusinus) Auszügen aus griechischen Schriftstellern beruhte und zwei Jahrhunderte lang, zuerst handschriftlich, seit 1472 im Druck verbreitet, viel bewundert und viel benutzt wurde; eine Materialsammlung mit beigefügten teils moralischen, teils historischen oder physikalischen Deutungen. Kompilatorisch ist gleichfalls des Gregorius Gyraldus (Giraldi) 1548 erschienene *De diis gentium varia et multiplex historia*. Diese reiche, in sieben Bücher geordnete Sammlung von Citaten aus griechischen und römischen Schriftstellern, welche die Ansicht der Alten von den Göttern, die einzelnen Gottheiten und den Kultus erläutern, ist das erste Werk, durch das die Wiederherstellung der Wissenschaften auch in der Mythologie zum Ausdruck kam. Die erste selbständige systematische Bearbeitung hingegen seit dem Beginne der Renaissance erfuhr die Mythologie durch Natalis Comes (Noel Conti) in dem Werke *Mythologiae sive explanationis fabularum libri decem*. Venetiis 1568, welches hundert Jahre lang das Hauptwerk über griechische Mythologie gewesen ist. In diesem Buche wird zum ersten Male die Mythologie nach einem einheitlichen, und zwar dem allegorischen Prinzip erklärt, als bewusste Einkleidung philosophischer Gedanken<sup>3)</sup>. Natalis Comes ist der erste einer langen, bis auf Gottfried Hermann herabreichenden Reihe von Gelehrten, die teils im Hinblick auf den religiösen und sittlichen Gehalt griechischer Mythen, teils weil die Anfänge der Spekulation wie bei allen Völkern, so bei den Griechen religiös sind, in den Irrtum verfielen, im Mythos, aus dessen Fesseln die Philosophie sich hervorringt, seien die Anfänge der Spekulation zu suchen. Gegenüber dieser Übereinstimmung in der Grundansicht, dass reflektierende Vernunft die Quelle und philosophische Erkenntnis der Inhalt des Mythos sei, ist es unwesentlich, ob die im Mythos eingekleidete Weisheit aus Ägypten abgeleitet wird (Natalis Comes), etwa durch Vermittelung der Juden (Fr. Bacon 1609) oder der griechischen Mysterien (Warburton 1737), oder ob der Mythos nach Form und Inhalt als Werk des Homer (H. Alexander 1616) oder des Orpheus (A. Ch. Eschenbach 1702) gilt. Die allegorische Richtung sieht in Dionysos die Leidenschaft, in Narcissus die Eigenliebe, in der Sphinx die Wissenschaft verkörpert (Bacon); in den Arbeiten des Herkules und in den Leiden des Odysseus erkennt sie die durch Prüfungen zum Siege gehende Tugend, in den Mythen von Kirke und von den Sirenen die Täuschung derer, die das Glück in sinnlichen Freuden suchen (Eschenbach); die Geschichte des Dädalus soll lehren, dass der Mittelweg der beste ist, die der Medea, dass Elend denjenigen erwartet, der sein Glück zu machen wähnt indem er Heimat und Eltern verlässt (Natalis Comes). Die halb menschliche, halb tierische Gestalt der Sirenen bedeutet die doppelte Natur der Seele; die Vielköpfigkeit des Cerberus, dass aus der Habsucht viele Laster entspringen (ders.). Perseus, der personifizierte Krieg, greift von den drei Gorgonen nur die sterbliche an; dies heisst: andre als Erfolg versprechende Kriege soll man nicht führen (Bacon). Zweimal ist diese Erklärungsart besonders beliebt gewesen: zuerst im Zeitalter der italienischen Humanisten, (besonders unter dem Einflusse des Marsilius Ficinus und der Platonischen Akademie in Florenz; Lobeck, *Aglaoph.* 407), in deren philosophisch heidnischem Gesichtskreise der Israelitismus zurücktrat und die deshalb den Ursprung fremder Religionen ohne Rücksicht auf israelitische Ueberlieferungen zu erklären suchten, und später im Aufklärungszeitalter, als man in ähnlicher Weise auch die christlichen Dogmen und Historien auflöste und sich an einer paränetischen Deutung genügen liess. Zwischen der Zeit der Humanisten und dem Aufklärungszeitalter liegt, der Gegensatz zu beiden, das eherne Zeitalter der lutherischen Orthodoxie, das in der mythologischen Wissenschaft die biblische Richtung und deren Hauptvertreter G. J. Vossius zu Ansehn brachte. Zwar war Vossius nicht der erste von denen, die zum Verständnis des griechischen Mythos den hebrä-

<sup>1)</sup> Petersen a. a. O. S. 24. — <sup>2)</sup> Warton *History of English Poetry* I S. CXLIX. CCLX. Der letzte Vertreter dieser christlich-moralischen Tendenz ist Lorichius, der Kommentator von Wickram. Bartsch S. CXXXI. — <sup>3)</sup> Am Anfange seines Werkes (S. 1) spricht Natalis Comes sein Princip folgendermassen aus: *Universa philosophiae praecepta sub his ipsis fabulis antiquitus continebantur quippe cum non ita multis annis ante Aristotelis et Platonis et ceterorum philosophorum tempora omnia philosophiae dogmata non aperte, sed obscure sub quibusdam integumentis traderentur. Graeci enim cum occultam philosophandi rationem ab Aegyptiis in patriam adduxissent, ne res admirabiles in vulgus ederentur, quod illis male perceptis ab religione et ab omni probitate plerumque id facile desciscat, et ipsi per fabulas philosophari clam coeperunt.* Die in der Mythologie enthaltenen philosophischen Erkenntnisse sind nach Natalis Comes teils physisch, teils ethisch; im zehnten Buche giebt er über dieselben eine gedrängte Übersicht.



ischen als Schlüssel benutzten und daher in der griechischen Religion entstellte Offenbarung, in der Mythengeschichte entstellte israelitische Urgeschichte sahen<sup>1)</sup>, wohl aber der bei weitem gelehrteste und gründlichste, und deshalb blieb sein umfängliches Werk *De theologia gentili et physiologia Christiana* (1642), welches sich über alle damals bekannten Religionen verbreitet und von umfassendstem Quellenstudium zeugt, das Hauptwerk dieser Richtung. Den Ursprung des Heidentums setzt Vossius erst in die Zeit nach Noah, dessen Nachkommen sich in zwei Zweige spalteten: das auserwählte Volk und die Heiden. Die letzteren versündigten sich unter dem Einflusse des Teufels teils durch Unglauben (irreligiositate), teils durch Abgötterei (superstitione); Röm. I 19. Abgötterei entstand, indem man statt des Schöpfers die Kreatur anbetete (Röm. I 23. 25), Menschen, Tiere und leblose Wesen, oder neben dem Schöpfer die guten Engel, den Teufel und die abgefallenen Engel zu Göttern erhob. Vergötterte Menschen sind z. B. Aidoneus (ein König der Molosser, der die Jungfrau Persephone raubte), Hephästos (Tubalkain), Ares (Nimrod), Dionysos (Noah); aus dem Teufel gestaltete man Ahriman und Typhon; die meisten Götter jedoch haben ihren Ursprung in der Verehrung der leblosen Schöpfung, des Himmels, der Gestirne und der Elemente, sowie der Tiere, Pflanzen und Fossilien. Dieses Werk, wie es durchaus dem Zeitgeiste entsprach, gab seinerseits für viele kleinere mythologische Schriften den Ton an<sup>2)</sup>, deren Verfasser im Polytheismus teils mit Vossius Teufelswerk sehn (J. Mirus: *Fabeln, welche der leidige Satan aus denen Schriften altes und neues Testamentes gemacht*. Leipzig 1720), teils Missverständnis oder Entstellung zum Zwecke der Verschönerung (Tournemine 1702). Wenn auch nur wenige Anhänger dieses Glaubens so weit gehn, in der griechischen Mythologie entstelltes Christentum zu sehn, so suchen doch die meisten nicht nur Spuren der Uroffenbarung, sondern auch ein Stück israelitischer Urgeschichte in heidnischen Ueberlieferungen wiederzufinden; daher vergleichen sie die Sündflut mit der Deukalionischen Flut, Moses mit Musaeus (Steuchus) oder mit Orpheus, Zoroaster, Confucius (Huetius), das Abenteuer Bellerophons mit der Geschichte des Uria, Iphigenia mit Jephthas Tochter (Tournemine), Abraham und Isaak mit Hyrieus und Orion (J. G. Michaelis 1722), oder mit Athamas und Phrixos (M. J. Moneta 1733). Diese Art von Mythenbehandlung blühte, ohne Frucht zu tragen, gegen hundert Jahre<sup>3)</sup>; die Grundanschauung des G. J. Vossius, dass das Heidentum unter den Kindern Noahs entstand durch Verdunkelung ursprünglicher Erkenntnis, ist nicht überwunden, denn es giebt einen Standpunkt, auf dem sie die einzig mögliche ist<sup>4)</sup>. Diejenigen, denen weder die unsicheren, meist zugleich physischen und ethischen Deutungen des *Natalis Comes*, noch der Standpunkt des G. J. Vossius einleuchtete, huldigten meist der von Johannes Clericus (1695<sup>5)</sup>) erneuerten euhemeristischen Richtung, die nicht nur durch Mythologen des Altertums und Kirchenväter empfohlen war, sondern auch vielfach durch Thatfachen augenscheinlich bestätigt wurde. Wie die Römer ihre Kaiser vergötterten, so haben die Griechen historische Personen, wie Miltiades und Brasidas, Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent, zu Heroen erhoben<sup>6)</sup>; eponyme Heroen von Städten und Landschaften erklärt die Sage selbst für alte Könige, und die Nachrichten von deren Wanderungen und Kolonisationen sind historisch nicht unglaubwürdig, öfters erweislich richtig. Daher fand eine Erklärungsmethode, die ein Hauptproblem, den Ursprung der Vielgötterei, durch die Annahme einer Vergötterung hervorragender Menschen ansprechend erklärte, nicht nur in dem vergangenen Jahrhundert Beifall, welches des Abbé A. Banier Werk *La mythologie et les fables expliquées par l'histoire*<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Seine Vorläufer sind Augustinus Steuchus (1540) und E. Guichard (1606), ein eifriger Gesinnungsgenosse ist der französische Bischof P. D. Huetius (1679); die Voraussetzungen des G. J. Vossius teilt auch der englische Deist Herbert of Cherbury (1663), der jedoch Priestertrug für den Grund der mythologischen Verirrungen hält. Pfeleiderer, *Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage*. 2. A. I. Bd. 1883. S. 108 ff. — <sup>2)</sup> Die Mythologie der Holländer schloss sich meist an G. J. Vossius an; z. B. J. Lomeier, *Epimenides sive de veterum gentium lustrationibus syntagma* (1700) cap. 2: *fabulosa gentium heroum historia sacrae historiae corruptela est*. Preller in *Paulys Realencyclopädie* V. 351. — <sup>3)</sup> Lauer, *System der griechischen Mythologie* S. 138. — <sup>4)</sup> Noch 1876 erschien bei Trübner in London ein Buch von K. M. Banerjea: *The Aryan Witness, or the testimony of Aryan scriptures in corroboration of biblical history and the rudiments of Christian doctrine*. Auf dem Standpunkte des G. J. Vossius stehen auch F. Leitschuh, *Die Entstehung der Mythologie und die Entwicklung der griechischen Religion nach Hesiods Theogonie*. Würzburg 1867, und Ch. Pesch, S. J., *Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Altertums*. Freiburg i. B. 1886. — <sup>5)</sup> Begründer des neueren Euhemerismus ist Joannes Clericus (Petersen a. a. O. S. 29), der diese Ansicht zuerst ausspricht in seiner *Ars critica* Pars II. Sect. I. Cap. III. § 4: *Romulus homo fuerat, immo et reliqui omnes dii, ut fatebantur ipsi initiorum epoptae*. Er stützt diese Erklärung a. a. O. § 5 f. durch den Hinweis darauf, dass die Wörter *θεός* und *deus* öfters übertragen gebraucht werden, wie Cic. de orat. II. 42 *vide quam sim in isto genere deus*, und folgert daraus, dass jene Wörter ursprünglich nicht eine unsterbliche, sondern nur eine hervorragende Natur bezeichneten. In einer Anmerkung zu Hesiods Theogonie V. 144 übersetzt er *θεός* (von *θεάουαι*) mit *admirabilis*, *θηητός*. (Hesiodus ex rec. Graevii. Amstelod. 1701. p. 26). — <sup>6)</sup> Miltiades: Hdt. VI 38. Brasidas: Thuc. V 11, 1. Gelon: Diod. XI 38. Theron: Diod. XI 53. — <sup>7)</sup> Unter diesem Titel Paris 1738—40, 8 Bde.; zuerst 1710 unter dem Titel *Explication historique des fables par Mr. l'Abbé B.*; übersetzt von J. A. Schlegel und J. M. Schröckh, 1754 bis 1766. In Bezug auf geographische und andre thatsächliche Angaben, die er seinen Erklärungen zu Grunde legt, verfährt der französische Abbé nach Art seiner Landsleute im grossen Stile. So behauptet er Bd. VII S. 133, um die alternierende Unsterblichkeit der Dioskuren zu erklären, dass von den Sternen  $\alpha$  und  $\beta$  Geminorum sich jeweilig nur einer über dem Horizonte befinde: *parce que l'une se cache sous l'horizon lorsque l'autre paraît*.



durch grosse Verbreitung und Anerkennung auszeichnete, sondern bis in neuere Zeit namentlich bei den Franzosen. Nach dieser Auffassung ist Zeus ein alter König von Kreta, wo er begraben liegt, und Demeter Königin des Kornlandes Sicilien (Banier), oder Uranos Kronos Zeus sind Könige von Thessalien (Clericus), Fürsten des keltischen Urvolks (Pezron 1702); Prometheus ist ein König, der Schmiedewerkstätten errichtete (Clericus); Endymion und Phaethon sind Astronomen, von denen jener den Mond, dieser die Sonne beobachtete, während Aeolus der erste Meteorolog war (Ph. Caesius 1662). Der Stier, der die Europa raubte, war ein Schiff dieses Namens, ebenso der Pegasus, der Adler des Ganymed, der Widder des Phrixus, Arions rettender Delphin. Die Meinung, dass die Heroengeschichte beglaubigte Menschengeschichte sei, wurde noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland von J. Ch. Gatterer vertreten, in Frankreich noch in diesem Jahrhundert von E. Clavier (1809), R. Rochette (1815), L. Ch. F. Petit-Radell (1827<sup>1</sup>); nach Tylor<sup>2</sup>) trifft man sie noch heute in englischen Schulhandbüchern. Und doch nennt Eckermann<sup>3</sup>) diese die tadelnswerteste aller mythologischen Deutungsarten, nicht mit Unrecht, wie es scheint, wenn man erwägt, dass sie nicht nur durchaus antireligiös ist, sondern auch von der Erkenntnis der mythologischen Trugbilder gerade dadurch am weitesten abgelenkt hat, dass sie in gewissem Sinne an dieselben glaubte. Andererseits aber ist anzuerkennen, dass die euhemeristische Richtung an den historischen Bestandteilen der griechischen Mythologie eine ebenso gute Stütze hatte, wie die allegorische an deren ethischem Gehalte, sodass beide mit gleichem Recht und Unrecht neben der biblischen Richtung stehen. Diese Anerkennung wird man denjenigen Bestrebungen versagen müssen, welche sich als die phantastischen Richtungen zusammenfassen lassen, da sie mit Willkür Astronomie, Meteorologie, Alchemie, Schifffahrt in die Mythologie hineintragen. Man erkennt noch den Zusammenhang mit den die Zeit bewegenden Fragen, wenn während des Streites um das Kopernikanische System die schon vorher vereinzelt gewagte astronomische Deutung in die Mythologie breiten Eingang fand durch des Ph. Caesius *Coelum astronomico-poeticum sive mythologicum stellarum fixarum* (1662<sup>4</sup>), oder wenn Jakob Tollius (kein Pseudonym) in seinen *Fortuita* (1687) behauptete, Alchemie sei der Inhalt der Mythologie, Peleus bedeute Säure, Thetis Alkali, ihr Sohn Achill den Stein der Weisen<sup>5</sup>). Neben diesen aber stehen noch andre phantastische Systeme, für die es schwer fällt anderswo die Erklärung zu finden als in der freien Selbstbestimmung ihrer Urheber<sup>6</sup>). Dass die geschilderten Hauptrichtungen der Mythendeutung während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im ganzen gleicher Gunst sich erfreuten, erkennt man aus der nicht geringen Zahl mythologischer Werke gemischten Systems<sup>7</sup>), in denen ethische und physische Allegorien, biblische und physikalische Deutungen in der Art des G. J. Vossius, euhemeristische und astronomische Erklärungen friedlich neben einander stehen. Unter ihnen ist bemerkenswert die erste deutsch geschriebene Mythologie: Heydenweldts und ihrer Götter anfänglicher Ursprung durch was Verwähnungen den selben etwas vermeynter macht zugemessen, umb dero willen sie von den alten verehret worden. Durch Johann Herold beschrieben und ins teutsch zusammengebracht. Basel 1654<sup>8</sup>). Alle diese Richtungen, die in sofern etwas Gemeinsames haben, als sie in der mythischen Form absichtliche oder unabsichtliche Verdunkelung alter religiöser, philosophischer oder historischer Wahrheit sehn, sind wenn nicht überwunden, so doch veraltet dadurch, dass die Religionsphilosophie das Interesse an dem Probleme der Mythologie vertiefte.

**Das Aufklärungszeitalter und die Sturm- und Drangperiode.** Das nur kuriöse und antiquarische Interesse an der Mythologie, welches der älteren Zeit eigentümlich ist, vertiefte sich zu einem religionsphilosophischen erst im Aufklärungszeitalter, hauptsächlich unter dem Einflusse des englischen Deismus und David Humes. Eine Religionsphilosophie, die nicht von einem gegebenen dogmatischen Systeme abhängig ist, war eine der Vorbedingungen, ohne welche eine wissenschaftliche Mythologie und Religionswissenschaft überhaupt nicht möglich war. Was bis dahin versucht wurde, entstand unter dem Drucke der Bedingungen des scholastischen Denkens und war deshalb mit Notwendigkeit, wie das scho-

<sup>1</sup>) Petersen a. a. O. S. 47. — <sup>2</sup>) Anfänge der Kultur I S. 275. — <sup>3</sup>) Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie I S. 8. — <sup>4</sup>) Die astronomische Theorie fand viele Anhänger, welche die Kenntniss der himmlischen Zeichen theils von Adam (Caesius), theils aus Asien (N. A. Pluche, *Histoire du ciel*, 1739), theils von Phoeniciern und Aegyptern ableiteten und dazu die Hieroglyphen herbeizogen (Ch. F. Dupuis, *Origine de tous les cultes*, 1795; C. F. Dornedden, *Amenophis*, 1794). Petersen a. a. O. S. 37 ff. Diese Ansicht wurde später von G. Seyffarth erneuert (1843). — <sup>5</sup>) Petersen S. 33. Die Meinung, dass Chemie der Inhalt der Mythologie sei, vertritt auch J. S. C. Schweigger, *Über die älteste Physik und den Ursprung des Heidentums*. Nürnberg 1821. 1823. Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. Halle 1836. — <sup>6</sup>) H. v. Hohenburg (1626) sieht Schiffe in Cyklopen und Drachen, Götterpferden und Wagen, und in Zeus den Magnetstein, in Hera die Magnetnadel, in des Aeolus Schlauch die Windrose. Petersen S. 33. T. Pownall (1782) löst fast die ganze Mythologie in ein Handels- und Schifffahrtssystem, die Reisejournale alter Seefahrer, auf. Lauer a. a. O. S. 138. — <sup>7</sup>) Petersen S. 41 ff. — <sup>8</sup>) Ebd. S. 43. —



lastische Denken selbst, ergebnislos. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in einer Zeit, wo in Deutschland gegenüber dem Andringen der lutherischen Orthodoxie der Spencersche Pietismus eine Zuflucht bot, wurde in England durch Herbert von Cherbury, Th. Hobbes, J. Locke u. a. die Gedankenwelt des Mittelalters soweit überwunden, dass ein so selbständig in den Gegenstand eindringendes und mit solcher Selbständigkeit in die Irre gehendes Buch möglich wurde wie Humes *Natürliche Geschichte der Religion* (*The natural history of religion*. 1755). Hier waltet ein durchaus anderer Sinn, als in den bisher genannten Werken, die wir insgesamt als mittelalterlich bezeichnen dürfen, wenn die Ansicht zulässig ist, dass auf einigen Gebieten das Mittelalter weiter herabreiche als in den historischen Handbüchern steht. Offenbarung ist nach Hume nicht Quelle der Religion, und ebensowenig das rationelle Vermögen des Menschen, die Vernunft; sondern sie entspringt irrationellen Kräften, dem Gemüte, das in Affekten, der Phantasie, die in Fiktionen sich äussert. Vernunft, die in der Welt ein harmonisches Ganzes sieht, muss zum Monotheismus führen, zur Vernunftreligion der Deisten; diese aber ist keineswegs die älteste Religionsform, sondern, wie die Geschichte lehrt, der Polytheismus. In diesem spiegelt sich nicht die Einheit der Welt, sondern ihre Verschiedenheit und Zerrissenheit, der Kampf der Naturkräfte und der Wechsel der menschlichen Schicksale. Diesen gegenüber steht der Verstand ratlos, während das Gemüt zwischen Furcht und Hoffnung schwebt. Hoffnung, Furcht und Schwäche führen dazu, unsichtbaren Mächten zu huldigen; die Furchtsamen und Schwachen, die Frauen sind noch heute am meisten zur Superstition geneigt. Darum sagt Hume: *primus in orbe deos fecit timor*.<sup>1)</sup> Die Furcht schuf Götter mit Hülfe der Phantasie, menschenähnlich, da Menschen stets geneigt sind, auf andre Wesen die Eigenschaften zu übertragen, deren sie sich bewusst sind. So erschien jedes Naturereignis beherrscht von einem menschenähnlichen Wesen, das mächtiger war als Menschen, aber keineswegs allmächtig, und noch weniger sittlich vollkommen. Aus diesem Polytheismus erhob sich der Monotheismus nicht durch vernünftige Überlegung, sondern infolge krassester Selbstsucht, indem ein Volk, das sich selbst für das auserwählte hielt, so auch seinen Stammesgott über die Götter der Bruderstämme erhob, ihm schmeichelte und ihn immer höher hinaufpries, bis er der Einzige und Unendliche war. Dies war aber ein Wendepunkt. Der Unendliche war nicht mehr, was ein volkstümlicher Gott sein muss, anschaulich und vertraulich; deshalb wurden Mittelwesen nötig, die den Menschen näher stehn, und dies führte zum christlichen Polytheismus und Bilderdienst, der der heidnischen Mythologie zwar nicht unähnlich ist, durch kirchliche Verfolgungssucht aber heidnische Roheit übertroffen hat. So bewegt sich die Religion zwischen Polytheismus und Monotheismus hin und her und bewirkt bald Gutes, bald Böses; der Verständige thut wohl, sich mit ihrer volksmässigen Form nicht zu befassen, sondern die verschiedenen Superstitionen gegen einander wüten zu lassen und inzwischen in das ruhigere, obschon dunklere Gebiet der Philosophie zu entschlüpfen. Hume hat die Religionsansicht des englischen Deismus am klarsten ausgesprochen; seinen Einfluss in Deutschland bezeugt nicht nur das Aufklärungszeitalter, sondern auch Herder und noch die rationalistische Religionsbetrachtung Gottfried Hermanns. Sein Grundgedanke, dass der Anfang des Menschengeschlechts ein Phantasien und Affekten preisgegebener Naturzustand, und Polytheismus der Anfang der Religion gewesen sei, bestimmte die Anschauungen des Mythologen C. Meiners<sup>2)</sup>, der nach dem Erscheinen von Ch. de Brosses' Buch *Du culte des dieux fétiches* (1760)<sup>3)</sup> und auf Grund der Nachrichten über amerikanische und australische Wilde den Anfangszustand näher als rohen Fetischismus bezeichnete, dem gegenüber der Sternendienst und der Animismus, die Verehrung der Vorfahren und Vergötterung von Toten und Lebenden, eine höhere Entwicklungsstufe darstellt. Im übrigen jedoch hat die deistische und rationalistische Religionsphilosophie zu geschichtlicher Betrachtung der Religion nicht anzuregen vermocht. Der Grundzug des Aufklärungszeitalters war Missachtung des historisch Gegebenen und Konventionellen zu Gunsten des rein Menschlichen. Der gesunde Menschenverstand suchte Befreiung, in der Wissenschaft vom Banne der Autorität, in der Religion von den Fesseln der protestantischen Scholastik, im socialen Leben von den Traditionen eines Zeitalters der verletzenden Vorrechte. Hieraus erklärt sich der dem Zeitalter eigentümliche Mangel an geschichtlichem Sinne; man bekämpfte wie im Despotismus und in Standesvorrechten, so im Aberglauben, in der Orthodoxie und im Mysticismus das der Aufklärung Unerträgliche und betrachtete den Mythos nur mit philosophischer Einsicht als das schädliche Hindernis der Wahrheit, nicht mit historischem Verständ-

<sup>1)</sup> Statius, *Thebais* III 661. — <sup>2)</sup> Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker. (1774.) Grundriss der Geschichte aller Religionen (1785). Kritische Geschichte aller Religionen (1806—7). — <sup>3)</sup> De Brosses nahm einen durch die Sündflut und die Sprachverwirrung hervorgerufenen wilden Urzustand an. *Dieux fétiches* S. 15.



nisse als deren poetisches Surrogat und Vehikel. So begreift es sich, dass ein Mann wie H. S. Reimarus,<sup>1)</sup> ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, der mit nicht geringerem Wahrheitssinne und nicht minder folgerichtigem Denken, als D. F. Strauss, an einen mythisch aussehenden Stoff herantrat, in diesem gar nichts anderes zu finden wusste, als ein Gewebe unheilvollen, auf Jahrhunderte das Erkenntnisvermögen der Menschheit lähmenden Irrtums und Betrugs. Nichts zeigt so deutlich, wie der Unterschied der Anschauungen eines Reimarus und eines Strauss, wie weit die Zeit Voltaires noch vom Verständnisse des Mythos entfernt war. An Stelle des Voltairekultus musste die Verehrung Rousseaus treten, die französischen Parkanlagen mussten den englischen weichen, ehe in der Auffassung der Religionsgeschichte eine Wendung zum Besseren eintrat.

Es war eine merkwürdige Fügung, dass der unhistorischste der Aufklärungshelden, J. J. Rousseau, berufen war ein tieferes Verständnis historischer Erscheinungen wenigstens mittelbar anzubahnen. Von der Unnatur einer entarteten Bildung rief er die Menschen zurück in ein erträumtes Paradies der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Seine Tendenz war eine politische, sein Ziel demokratische Freiheit und Gleichheit, seine Doktrin wurde massgebend für Robespierre. Deutschland empfand seinen Einfluss zunächst in der Litteratur. Lessing und Kant, Herder und Goethe fühlten sich angezogen von einer neuen Welt von Bildern und Gedanken; der junge Schiller feierte das Grabmal Rousseaus in einem seiner unerhörtesten Gedichte. Vor allem bezeugt seine Einwirkung die Sturm- und Drangperiode,<sup>2)</sup> die aus den engen Gedankenkreisen der Aufklärung in die Bildung des neunzehnten Jahrhunderts hinüberleitete. Die deutschen Dichter wurden des neuen Evangeliums Bekenner; Herder vertrat es in der Poesie und in der Wissenschaft. Goethe sagt im zehnten Buche von Wahrheit und Dichtung über die persönlichen Einwirkungen Herders: „Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt, als bisher, und zwar in einem solchen, der mir mehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, die er nach seinem Vorgänger Lowth<sup>3)</sup> geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsass aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie gaben das Zeugnis, dass die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer.“ In dem Fragment »Von Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe« (1768) giebt Herder selbst von seiner neuen Betrachtungsweise Rechenschaft. »Der Denkart der Nationen bin ich nachgeschlichen, und was ich ohne System und Grübeleien herausgebracht, ist, dass jede sich Urkunden bildete nach der Religion ihres Landes, nach der Tradition ihrer Väter und nach den Begriffen der Nation; dass diese Urkunden in einer dichterischen Sprache, in dichterischen Einkleidungen und in dichterischem Rhythmus erschienen: also mythologische Nationalgesänge vom Ursprung ihrer ältesten Merkwürdigkeiten. Und solche Gesänge hat jede Nation des Altertums gehabt, die sich ohne fremde Beihülfe auf dem Pfad ihrer eignen Kultur nur etwas über die Barbarei hinaufgebildet. Wo nur Reste oder Nachrichten sind, da sind auch die Ruinen solcher Urkunden; die Edda, die Kosmogonien oder Theogonien und Heldengesänge der ältesten Griechen, die Nachrichten von Indianern, Spaniern, Galliern, Deutschen und von Allem, was Barbar hiess, Alles ist Eine gesamte Stimme, ein einziger Laut von solchen poetischen Urkunden voriger Zeiten. Wer Iselins Geschichte der Menschheit in einem so merkwürdigen Zeitpunkt beleben wollte, der bringe alle diese Nationalsagen und mythischen Einkleidungen und Fragmente von Urkunden in die nackte dürftige menschliche Seele zurück, die sie auf solchem Wege zu bilden anfing, und mit allgemeinen Aussichten über Völker und Zeiten sammle er so aus der Barbarei einen Geist urkundlicher Traditionen und mythologischer Gesänge, wie Montesquieu einen Geist der Gesetze sammelte.« So kam Herder zu dem Satze: die Mythologie der alten Völker ist in Wahrheit ihre höchste poetische Leistung. Bei solchen Anschauungen über das Wesen der Poesie und des Mythos konnte Herder in den Ansichten des Rationalismus, in denen er aufgewachsen war, keine Befriedigung finden. Wie dieser stellte er den Inhalt der Bibel gleich dem aller andern Religionsbücher unter den mythologischen Gesichtspunkt; aber wo der Rationalismus Priestertrug sah, erkannte Herder »Lokaldichtungen« und »Nationalmärchen«. Daher sei es nicht genug, den Irrtum religiöser Meinungen bemerkt und kalt widerlegt zu haben; es entstehe vielmehr die weitere Aufgabe, seine Möglichkeit und Entstehungsart zu erklären. Man bedürfe einer Geschichte der Religionen, welche alle Religionen zuerst als Phänomene der Natur betrachte. Die erste Stufe der Religion sei, wie Hume erkannt, die Religion der Furcht und des Aberglaubens. Unwissende Barbaren sind bei

<sup>1)</sup> E. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz. 1875. S. 243 ff. — <sup>2)</sup> H. Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jhd. 3. Aufl. III. Buch, 1. Abteilung. S. 4 ff. — <sup>3)</sup> De sacra poesie Hebraeorum (1753).



jeder neuen Erscheinung ein Raub der Verwunderung, der Furcht und des Entsetzens; sie ersinnen sich ein Pantheon fürchterlicher oder die Furcht abwehrender, für oder gegen die Menschen wirkender Götter. Die zweite Stufe ist die der ruhigen Frage nach dem Ursprunge der Dinge; ihre Religion ist Kosmogonie, historisch-physische Philosophie, die Quelle zur Beantwortung der Mund der Väter, die Tradition, die Mythe. Überall wurden die theologisch-philosophisch-historischen Nationaltraditionen in eine sinnliche, bildervolle Sprache eingekleidet, die Einbildungskraft des Volkes zu erfüllen, seine Neigungen zu lenken, sein Ohr zu vergnügen. Sie wurden Gedichte. Nach solchen Äusserungen Herders und nach seinen Versicherungen, das, was die Gegenwart für sinnlosen Aberglauben halte, sei einst Ausdruck des lebendigsten religiösen Bewusstseins gewesen, befremdet es, dass er bei der Behandlung der alt- und neutestamentlichen Erzählungen in Einzelnen so wenig Gebrauch macht von dem aufgestellten Grundsatz, die Religionen als »Phänomene der Natur« zu erklären, vielmehr statt poetisch-religiöser Sage fast allenthalben Gedichte findet. »Das ganze Stück ist offenbar nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht, — ein uraltes, orientalisches, poetisches National- und Popularstück.«<sup>1)</sup> Diese Worte beziehen sich auf den mosaischen Schöpfungsbericht, enthalten aber im allgemeinen das Prinzip der Herderschen Mythendeutung. Treffend sagt daher sein Biograph Haym, dass ihm im neuen wie im alten Testamente der kritische Mittelbegriff zwischen Poesie und Glauben fehle, der Begriff des Mythos.<sup>2)</sup> Dieser Begriff ist erst spät gefunden worden, nach Erfahrungen, an denen die Einwirkung der Romantik wesentlichen Anteil hatte; es gehört zur Interpretation älterer mythologischer Schriften, dass man dessen eingedenk ist. Herders bahnbrechendes Verdienst wird dadurch nicht geschmälert; gleichwie seine Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1770) ein Markstein ist in der Geschichte der neueren Sprachwissenschaft, so bilden seine *Archaeologie des Morgenlandes* (1769), *Unterhaltungen und Briefe über die ältesten Urkunden* (1771), *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* (1774) und seine Schrift *Vom Geist der ebräischen Poesie* (1782) den Ausgangspunkt historischer Religionsbetrachtung, »den ersten wirksamen Anfang jener scharfschneidigen Betrachtung der Religionsgeschichte als menschlicher Mythenbildung, welche für unser Jahrhundert so wichtig geworden ist.«<sup>3)</sup>

Die wichtigste Wirkung der Schriften Humes und Herders war, dass in weiten Kreisen sich die Ueberzeugung verbreitete, dass die Entstehung der Religion ebensowenig wie die der Sprache auf unmittelbarer göttlicher Eingebung, sondern auf menschlicher Naturnotwendigkeit beruhe. Gleichzeitig mit diesen Anregungen zu tieferer Erfassung der Probleme der Sprach- und Religionsgeschichte kam in den Betrieb der Altertumsstudien ein neuer Geist. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Begeisterung erloschen, mit der die klassischen Studien und die Werke der grossen Humanisten als Hebel der kirchlichen Reform begrüsst worden waren. Der Einfluss der Humanisten auf das öffentliche Leben, und die praktische Bedeutung der Altertumswissenschaft als Erzieherin der Nation, waren verloren gegangen, als auf der einen Seite dogmatisch-theologisches, auf der andern grammatisches und antiquarisches Interesse immer einseitiger in den Vordergrund trat. Neben der senilen protestantischen Scholastik stand das Greisenalter des deutschen Humanismus; seit die akademische Zunft von der herrschenden Wissenschaft pedantisches Buchstabenwesen erlernt hatte, waren die geistigen Führer der Nation im allgemeinen nicht mehr, wie im Reformationszeitalter, an den Universitäten zu suchen. Wie unter den Philosophen Wolff und Leibnitz, so bezeichnen unter den Philologen Klotz und Lessing den Unterschied der akademischen und der ausserakademischen Wissenschaft. Da war es folgenreich, dass akademische Lehrer wie Gottsched und Heyne mit dem öffentlichen Leben wieder Fühlung suchten und unter Verzicht auf Bildung einer Schule im akademischen Sinne sich unmittelbar an den gebildeten Teil der Nation wendeten. Indem Heyne aus den Schranken der Zunft und des grammatisch-antiquarischen Wesens heraustrat, gab er den ersten Anstoss zu jener erneuten Wechselwirkung zwischen den Altertumsstudien und dem Leben der Gegenwart, welche unter dem mächtigeren Einflusse F. A. Wolfs zu einer Verjüngung und Wiedergeburt der Philologie führte. Daher datiert von dem Auftreten Heynes und Wolfs ein neuer Aufschwung auch der mythologischen Wissenschaft.

Wer sich nicht nur an die äussere Geschichte der wissenschaftlichen Mythologie halten will, darf daher zur Betrachtung der mit Heyne anhebenden Entwicklung nicht übergehn, ohne auch des Einflusses F. A. Wolfs zu gedenken, der die Aufgabe der Philologie erfasste nicht nur als Bewahrung der litterarischen Schätze des Altertums, auch nicht nur als logische und aesthetische Bildung des Geistes,

<sup>1)</sup> *Archaeologie des Morgenlandes* (1769) S. 32. 34 (Ausg. v. Suphan, Bd. 6). — <sup>2)</sup> Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Bd. II (1877) S. 639. Pfeleiderer, *Religionsphilosophie* I S. 210. — <sup>3)</sup> Hettner a. a. O. S. 63.



sondern als „Erkenntnis der altertümlichen Menschheit selbst“; der nicht den Philologen holländischer Schule sich geistesverwandt fühlte, sondern Goethe, dem er seine Encyclopädie zueignete als dem Erkenner und Darsteller des griechischen Geistes. Durch zweierlei hat Wolf auf den Aufschwung der mythologischen Wissenschaft nachhaltig, wenn auch nur mittelbar, eingewirkt. Erstens dadurch, dass er zuerst die klassische Philologie von anderen Studien in wissenschaftlicher Selbständigkeit abgrenzte, indem er als ihren Zweck die lebendige Erkenntnis und Reproduktion des gesamten klassischen Altertums bezeichnete und jeder philologischen Thätigkeit, sprachlichen, litterarischen, antiquarischen und mythologischen Studien, in einem geordneten Systeme ihren Platz anwies, mit solcher Wirkung, dass Hunderte fortan sich als Mitarbeiter an seinem Werke fühlten, manche als Kärner nicht ohne Dünkel, andre als Bauleute, als Meister, selbst das Heroengeschlecht der Philologie, die Meister grossen Stils. Zweitens dadurch, dass er selbst den ersten Schritt dazu that, die von ihm scheinbar so wohl befestigte und von Vielen so streng bewahrte Abgeschlossenheit dieses stolzen Baues zu zerstören, indem er in seinen Prolegomenen zu Homer zum ersten Male ein Problem, und zwar eins der grössten Probleme, der klassischen Philologie aufstellte und durchleuchtete, welches mit den Mitteln der klassischen Philologie allein nicht zu lösen war. Die Frage nach der Entstehung des Volksepos und nach den Anfängen der Poesie griff weit über die von Wolf definierten Grenzen der Philologie hinaus; einerseits musste das Material zu ihrem Studium auf einem weiteren Gebiete als dem der klassischen Philologie gesucht werden, andererseits wurde die Auffassung der Poesie und Mythengeschichte aller Völker durch sie vertieft und verändert. Schon 1816 wurde K. Lachmann, indem er Wolfs Problem auf den deutschen Heldengesang übertrug, der Germanistik zugeführt. So musste die klassische Philologie hier, wie später in der Grammatik und Mythologie, neuerdings auch in der Archäologie, in einem Punkte von fundamentaler Wichtigkeit ihre Isolierung aufgeben, nachdem merkwürdiger Weise derselbe Mann, der zuerst die klassische Philologie definierte, den Anstoss gab, ihre Definition als abgeschlossene Wissenschaft zu zerstören.

**Heyne. Voss und die ältere Symbolik. Buttmann.** Ch. G. Heyne (1729—1812; seit 1763 Professor in Göttingen) erfuhr vor allem den Einfluss Winckelmanns, der als Begründer der Kunstwissenschaft den Schöpfungen des Altertums nicht nur eine neue Seite abgewann, sondern ihr Verständnis überhaupt vertiefte. Aber auch dem Einflusse Herders zeigte sich Heyne, der funfzehn Jahre ältere und schon selbständige Gelehrte, zugänglich. Er war der erste Philolog, der das Bedürfnis empfand und bethätigte, das Altertum in allen seinen Lebensäusserungen zu umfassen; der Schöpfer einer Wissenschaft der Realphilologie, deren Disciplinen er teils neu einführte, teils zuerst über das Niveau holländischen Sammlerfleisses emporhob<sup>1)</sup>. Indem er in Vorlesungen und Schriften<sup>2)</sup> von 1763—1807 die Mythologie zuerst als einen Teil der Realphilologie selbständig aufzufassen und darzustellen versuchte, hat er zu mythologischen Studien neu angeregt und auf dieselben so eingewirkt, dass er als Begründer der neueren wissenschaftlichen Behandlung der griechischen Mythologie bezeichnet werden muss<sup>3)</sup>. Die spätere Zeit freilich unterschied Heynes Verdienste um seine Zeit von seinem absoluten Werte. Er hatte in der Mythologie treffliche Gedanken, aber sie stehen einigermassen isoliert, so dass es scheint, er habe selbst nichts rechtes damit anzufangen gewusst; auch hat er keine zusammenhängende Darstellung seiner Anschauungen, überhaupt nie etwas Ganzes geliefert, sodass Lauer<sup>4)</sup> urteilt, er sei sich selbst nicht recht klar gewesen über seine Ansicht über Ursprung und Inhalt der Mythen. Er gab zu, dass manche griechische Mythen von Aegyptern, Phoeniciern, Thrakern, Phrygern entlehnt, zum Teil von Kolonisten, wie Kadmos, Danaos, Kekrops zu den höhlenbewohnenden und eichelessenden Pelasgern importiert sein möchten, die Hauptmasse aber, so behauptete er mit Recht, sei nicht aus der Fremde eingeführt, sondern Erzeugnis einer frühen Entwicklungsstufe des griechischen Geistes. Es herrsche darin eine eigentümliche Art des Gedankenausdrucks, die Bildersprache (*sermo symbolicus*) oder Mythensprache (*sermo mythicus*),

<sup>1)</sup> W. Herbst, J. H. Voss. 1872. I. Bd. S. 69 f. — <sup>2)</sup> In den *Commentationes soc. reg. sc. Gotting.* T. VII p. 3—46 (*Temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicata; De Graecorum origine e septentrionali plaga repetenda suspiciones; Musarum religio ejusque origines et causae*); T. XIV p. 107—157 (*De fide historica aetatis mythicae commentatio; Historiae scribendae inter Graecos primordia; De opinionibus per mythos traditis tanquam altero secundum historicum mythorum genere; De mythorum poeticorum natura origine et causis; De Homerorum mythorum natura origine et causis*); T. XVI p. 285—323 (*Sermonis mythici seu symbolici interpretatio ad causas et rationes ductasque inde regulas revocata*). Diese Schriften sind nebst den Abhandlungen *Proluduntur nonnulla ad quaestionem de causis fabularum seu mythorum veterum physicis* (Programm v. J. 1764) und *De Hercule musageta nominisque causis* wieder abgedruckt in Heynes *Opuscula academica* (12 Bde. Göttingen 1785—1810). — <sup>3)</sup> Bursian, *Geschichte der klassischen Philologie* I S. 484. O. Müller, *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* S. 317. Eckermann, *Lehrbuch der Religionsgeschichte* I S. 15. — <sup>4)</sup> *System der griech. Mythologie* S. 138. Eine auf der Lektüre des Meisten, was Heyne über Mythologie geschrieben hat, beruhende Darstellung seiner Ansichten giebt O. Müller a. a. O. S. 317 ff. Ausführlicher, jedoch minder charakteristisch sind die Auszüge bei Heeren, Ch. G. Heyne biographisch dargestellt (1813) und in Sybels *Mythologie der Ilias* (1877).



die nicht auf Willkür beruhe, sondern einer frühen Zeit, die manche Gedanken nicht anders als bildlich ausdrücken konnte, notwendig war<sup>1)</sup>. Bei der Armut der Sprache (*sermonis egestas et infantia*), infolge deren der Geist sich eingeengt und gepresst fühlte, konnte das, wofür die eigentlichen Ausdrücke fehlten, nicht anders als in Gleichnissen (*per rerum jam tum notarum similitudines*) ausgedrückt werden; Ursache und Wirkung durch Zeugung und Geburt (dadurch kamen die *concupitus deorum* in die Mythologie), Verschiedenheit und Gegensatz durch Kampf und Krieg. Es liegt somit im Wesen der Bildersprache, dass Beziehungen als Handlungen, Gedanken als Erzählungen erscheinen; die mythische Erzählung ist das Gewand nicht nur dunkler historischer Erinnerungen (historische Mythen), sondern auch der Gedanken einer früheren Menschheit (Philosopheme, philosophische Mythen), die entsprechend dem niederen Bildungsstande nur roh sein konnten und daher eine subtile und geistreiche Deutung nicht vertragen. Der Inhalt der Mythen ist demnach „*quae aut majores aut ipsi de eventis naturae et hominum, adeoque de rebus physicis, historicis, ethicis seu visa et audita, seu cogitata et opinata animis conceperant*“; bei manchen Mythen ist es unklar, ob sie Geschehenes oder Gedachtes ausdrücken, bei vielen ist beides gemischt. Am ältesten sind diejenigen philosophischen Mythen, welche Meinungen der Menschen über physische Vorgänge wiedergeben; für diese „Philosopheme“ vor allem gilt es, die rechte symbolische Deutung zu finden (z. B. des Zeus goldne Kette II. VIII 19 ist Symbol der Elemente; seine zwei Ambosse II. XV 19 sind zwei Dunstmassen aus Land und Meer). Manche dieser Allegorien waren personifizierend; z. B. die Sonne wurde allegorisch gefasst als der goldhaarige Pfeilschütz Apollo, dessen Haare, Pfeile und Goldschwert Lichtstrahlen bedeuten, der Mond als Artemis. Jede allegorische Person heisst *θεός*; aus physischen und theogonischen Mythen ging Götterdienst und Religion hervor, als man das ursprünglich bildlich Gemeinte wörtlich nahm<sup>2)</sup>. Während es vor Heyne in den mythologischen Büchern nicht üblich war Griechisches und Römisches streng zu sondern, hat Heyne nicht nur dies gethan, sondern auch zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass man die aus den Zeiten von Homer bis Aratus, Eratosthenes und Hyginus überlieferten Mythen nicht als gleichartigen Stoff, als Bestandteile eines dogmatischen Systems der Griechen (wie es G. J. Vossius in Anlehnung an die christliche Dogmatik dargestellt hatte) betrachten dürfe, sondern die Mythologie verschiedener Stämme und verschiedener Zeitalter unterscheiden müsse. Auf die Unterschiede in der Mythologie der griechischen Stämme wies er hin in seiner Ausgabe des Apollodor, und in seinen Vorlesungen führte er den Gedanken aus: „Wenn die Mythologie recht sollte behandelt werden, so müsse man nicht alle Zeitalter, alle Arten von Dichtern, mit den Erklärungen und Träumen der Grammatiker, in Eines werfen, noch weniger nach dem Gebrauch der neueren mythologischen Werke Erklärungshypothesen einer fremden Art beimischen; sondern erst die Mythologie der ältern Zeiten, insonderheit Homers, ausziehen und abhandeln; dann könne man zu den Fabeln der Lyriker und der Tragiker fortgehn, und so endlich Licht und Ordnung in eine Art der Kenntnisse bringen, welche gemeiniglich ein verworrenes Chaos aus ganz heterogenen Teilen ist“<sup>3)</sup>. Hieraus erhellt, dass Heyne vom Ursprunge und Wesen der griechischen Mythologie im Grunde richtigere Vorstellungen hatte als einige von denen, die nach ihm auftraten; er irrte jedoch (und damit blieb er hinter Hume zurück) wie die meisten seiner Vorgänger darin, dass er annahm, die Schöpfer der Mythen und mythologischen Figuren hätten ein Bewusstsein von der nur symbolischen Bedeutung der Fabeln und der Nichtwirklichkeit der allegorischen Personen gehabt, und nur Missverständnis und der Einfluss der Dichter habe letzteren zu voller Realität verholfen. Hiergegen, sowie gegen die von Heyne gewagten Deutungen einiger Symbole, richtete sich der erbitterte Gegensatz des Antisymbolikers Voss.

J. H. Voss (1751—1826) war durch einen geringfügigen Anlass aus einem begeisterten Schüler Heynes zu dessen erbittertem Gegner geworden.<sup>4)</sup> Zu den homerischen Realien, insbesondere Geographie und Mythologie, hatten ihn seine Homerstudien hingeführt; hier fühlte er sich Heyne mehr als gewachsen, da er auf engerem Gebiete als dieser um so gründlicher sich festgesetzt hatte. Gelegenheit zu einem Angriffe bot ihm das aus Heynes Vorlesungen hervorgegangene und durch ein Vorwort von diesem empfohlene Handbuch der griechischen Mythologie von M. G. Hermann<sup>5)</sup>, welches den Heyneschen Ge-

<sup>1)</sup> O. Müller a. a. O. S. 320: „Der Hauptsatz der ganzen Forschung, wie ich glaube.“ Lauer a. a. O. S. 139: „Hierin bestand ein grosser Fortschritt, wenn Heyne im Stande gewesen wäre diesen Gedanken fruchtbar anzuwenden. Aber das war er nicht, und so kann man ihm eigentlich wenig Einfluss auf Behandlung der Mythen einräumen.“ — <sup>2)</sup> Aus der (inhaltsreichsten) Abhandlung *Sermonis mythici seu symbolici interpretatio; De fide historica aetatis mythicae* S. 107 ff.; *De opinionibus per mythos traditis* S. 143. 148; Exkurs zu II. VIII. XXIII. — <sup>3)</sup> Aus Heynes Vorrede zu M. G. Hermanns Handbuch der griechischen Mythologie. Bd. I. S. 1 f. — <sup>4)</sup> Den Anlass erzählt Voss in der Antisymbolik Bd. II S. 7, die tiefer liegenden Gründe erörtert W. Herbst, J. H. Voss. Bd. I S. 73 ff. — <sup>5)</sup> 3 Bde. 1787—95. Nach Voss, Antisymbolik I 5 „ein in Heynes orakelnden Lehrstunden nachgeschriebenes Kollegienheft.“



danken einer Unterscheidung verschiedener Zeitalter in der Mythologie zu verwirklichen bestimmt war und deshalb im ersten Bande die Mythologie Homers und Hesiods, im zweiten die der Lyriker, im dritten die astronomischen Mythen darstellte (die Mythologie der Tragiker ist nicht erschienen). In der Vorrede<sup>1)</sup> sagt Heyne sehr zutreffend, die Mythologie sei von besonderem Werte als Überbleibsel der ältesten Vorstellungsarten und Ausdrücke, unschätzbar für den Geschichtsforscher und Philosophen, der die ersten Keime menschlicher Begriffe und Vorstellungsarten, insonderheit sittlicher und religiöser Art, aufsuche. Im Bunde mit dem neu erweckten Studium der ausländischen Völkerkunde vermöge sie den Gesichtskreis derer zu erweitern, die den Menschen nur aus einem Zeitraume und aus einem Himmelsstriche kennen, und eine freiere Auffassung der Religion zu erzeugen. Die Arbeit Hermanns freilich macht den Eindruck, als sei derselbe zur Ausführung des Heyneschen Programms nicht hinreichend vorbereitet gewesen. Sein Buch besteht aus lauter einzelnen, meist kurzen Artikeln (z. B. »Semele, Tochter des Cadmus, gebar dem Jupiter den fröhlichen Bacchus. Beide wurden unter die Götter versetzt«), zu denen hie und da Anmerkungen die symbolische Deutung geben (z. B.: »Die Fabel vom Tantalus ist moralisch und drückte ursprünglich die Thorheiten des Geizes aus, den mitten im Überfluss alle Güter gleichsam zu fliehen scheinen.« »Die Cyclopen waren anfänglich nichts anderes als der personifizierte Blitz, das zeigen die Namen ganz einleuchtend.«<sup>2)</sup> Dieses Buch bekämpfte Voss aufs heftigste und so, dass er für die Fehler des Schülers den Lehrer verantwortlich machte. Er wollte einem Heyne das werden, was Lessing einem Klotz gewesen war; daher schrieb er »Mythologische Briefe«<sup>3)</sup> nach dem Muster der »Briefe antiquarischen Inhalts«, in schneidigem Konversationstone, aber ohne Lessingsche Freiheit und Leichtigkeit, da »alles gefärbt ist durch die trübende Brille des bittersten, jedes Mass und jede Gerechtigkeit überschreitenden Gegensatzes.«<sup>4)</sup> In positiver Weise handeln die Briefe fast nur von Nebenfragen, über die äussere Erscheinung der Götter bei Dichtern, ihre Beflügelung und Flügellosigkeit, über gehörnte, geschwänzte und androgyne Götter.<sup>5)</sup> Während Heyne mit Winckelmann der Meinung war, die ältesten Griechen hätten die Gottheiten geflügelt gedacht, zeigte Voss, dass die Götter Homers auf schwebenden Goldsohlen in unermesslichen Luftschritten oder mit erzfüssigen Götterrossen in metallenen Luftwagen Himmel und Meer durchheilen. Ebenso wird Heynes Ansicht, die ältesten hellenischen Götter seien sämtlich gehörnt und geschwänzt, zum teil halbtierisch und androgyn gewesen, widerlegt und der spätere Ursprung jener Vorstellungen nachgewiesen. Seine Ansicht über die Hauptfrage nach dem Wesen und der Deutung des Mythos hat Voss weder in dem Kampfe gegen die ältere (Heynesche) noch in dem gegen die jüngere (Creuzersche) Symbolik klar und bündig vorgelegt. Der polemische Drang war in ihm so heftig, dass er in sieben Bänden mythologischer Schriften, durch die er falsche Prinzipien der Mythendeutung bekämpfte, nicht dazu kam, sein eigenes Prinzip klar zu entwickeln; jedoch lässt er seine Grundansicht in der folgenden Schilderung wenigstens ahnen. »Sobald der Mensch von der nährenden Eichel zur Eiche emporsah, und woher die, und er selbst, der Essende, entstanden sei, nachdachte; drängte sich ihm die sinnliche Vorstellung auf: Alles entstand aus Erde, Wasser und Luft. Woher diese denn? Aus der Sonderung einer unförmlichen gewirrten Masse von rohen Urstoffen, um deren Entstehung er so wenig, als um einen anfangslosen Sonderer, sich bekümmerte. So wirksame Wesen, dachte er ferner, müssen in sich eine Urkraft und davon abhängige Kräfte enthalten;<sup>6)</sup> und diese inwohnenden Geister bildeten sich ihm als Personen in Menschengestalt. Daher die Gottheiten Gäa, Uranos, Pontos samt ihren Zeugungen und Sippschaften, und der Altvater Chaos: aus dessen wüstem Tumult, durch den befreundeten Eros, zuerst die Erd feste als eine Scheibe über den Tartaros, samt dem inwendigen Erebos und Schattenreiche, sich formte, dann die Erde von selbst die wölbende Himmels feste und die Gebirge erhob, und um die Mitte zur Fassung des inneren Meers sich senkte. Zu diesen göttlichen Fabelpersonen der Weltentstehung gesellten sich andere der Erdkunde und der Sittlichkeit: wie im Westen am Eingang des Erebos und des Tartaros der Herrscher des umkreisenden Weltstromes Okeanos, und die Begriffe Nacht, Tod und Schlaf,

<sup>1)</sup> Bd. I S. 3 f. — <sup>2)</sup> Semele: Bd. I S. 143. Tantalus: I 245. Cyclopen: I 56. — <sup>3)</sup> 2 Bde. Königsberg 1794. 2. Aufl., 3 Bde. Stuttg. 1827. Als 4. und 5. Band erschienen *Mythologische Forschungen* aus dem Nachlass des J. H. Voss zusammengestellt und herausgegeben von H. G. Brzoska. 2 Bde. Leipzig 1834. — <sup>4)</sup> W. Herbst, J. H. Voss. I. Bd. S. 68. II. Bd. I. Abt. S. 201 ff. — <sup>5)</sup> Die erst nach Vossens Tode erschienenen Bände enthalten: Bd. 3: Über den Ursprung mystischer Tempellehren: Kekrops; Über die Hekate; Dälos und Ortügia; Nachtrag zu den Forschungen über Okeanos, Dälos und Ortügia; Über die Rechtschreibung griechischer Worte im Deutschen; Handels-, Gedanken- und Priesterverkehr; Bd. 4: Weinerfindung am Nysa in Thrakien: Nysa aus Thrakien versetzt; Nysa nach Indien versetzt; Bd. 5: Bacchischer Dionysos; Bacchos-Osiris; Des Dionysischen Weins Ausbreitung in Westgegenden. — <sup>6)</sup> So abstrakte Gedanken hatte Heyne besonnener Weise jenem Zeitalter nicht zugetraut; er sagte: der hervorbrechende, sich hindurchringende Geist fühlte sich gleichsam eingeengt und gepresst und suchte in Ermangelung eigentlicher Ausdrücke nach äussern Bildern umher (N. comment. VIII 38).



Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen, als Personen gedacht; am östlichen Ende hinter Kolchis die Gottheiten des Lichts und der Sonne, die Kinder des Uranos und der Gaea, von dem Alleinherrscher Uranos zurückgesetzt, kamen durch den jüngsten Kronos, der seinen Vater zu entmannen sich erkühnte, zu Ämtern der Weltherrschaft, und wurden von dem zürnenden Vater Titanen, oder Ausstrecker, genannt. Aber Kronos, unter welchem die goldene Zeit blühte, ward wiederum seiner Misshandlungen wegen von dem aufrührerischen Sohne Zeus überwunden und mit den meisten der Titanen in den Tartaros verstossen: nur dem friedlichen Okeanos, dem Helios, der Eos und Selene blieb ihre Würde; in der andern Ämter teilten sich Zeus Brüder und Kinder, dass Zeus für Kronos Herrscher der Luft, Poseidon statt des Pontos Meerherrscher, und Aides an des Erebos Stelle König des Schattenreichs ward. Die selbigen, von Hesiodus und anderen mit wenigen Abweichungen erzählten Weltfabeln des Altertums waren fast alle vor Homer im Umlauf. Wer nun jene ältesten Erzählungen, weil Gegenstände der Natur und der Sittlichkeit als handelnde Personen auftreten, allegorische nennen will, der mag es; nur dass er nicht jede einzelne Handlung, die sie als Personen ausüben, aus den Eigenschaften des Grundwesens deutele. Viel weniger noch ist solches bei den jüngeren, aus vergötterten Vorfahren der verschiedenen Stämme allmählich erhöhten, Besitznehmern der alten Naturwürden erlaubt. Am allerwenigstens finde der Unfug statt, dass man Umdeutungen nachhomerischer Jahrhunderte einmenge« (als solche Umdeutung bezeichnet Voss die Auffassung der goldnen Haare Apollos als Strahlenhaare).<sup>1)</sup> »Weltweisheit und Priesterschaft schoben mit Wohlwollen jene, diese mit List, den altväterischen Bildern der Anbetung einen vernunftmässigeren Sinn unter«<sup>2)</sup>; »allenthalben leuchtet es entgegen, dass Homer göttlicher sei als seine Götter.«<sup>3)</sup> Homer milderte die Roheit der altväterischen Ideale; grössere Umgestaltungen aber erfuhr die Religion in der nachhomerischen Zeit. Bei Hesiod und im Hymnus an Demeter finden sich »Laute der mosaischen Lehre von Weltschöpfung, von Sündflut, vom Lichtglanz der Gottheiten, von der Menschen Ursprung aus Thon«<sup>4)</sup>, welche durch Phoenicier den Griechen zukamen. Zwischen Hesiod und den Tragikern »wimmelt es von Neuerungen. Durch Irren, durch kühnere Fahrten und Landhandel, wurden neue Küsten, Meerbuchten, Reiche mit neuen Volkssagen bekannt. Der Welt Enden zogen sich zurück. Die alten Weltwanderer, die Argonauten, Jo, Herakles, Dionysos und die Helden von Troja, wurden neue Wege zu neuen Abenteuern geführt und mit neuen Wanderern vermehrt. Geselligerer Umgang mit Fremden mischte Götter und Gebräuche. Rohe Stammgötter wurden durch Zufall zu Volksgöttern. Bildner änderten die Gestalt, Weltweise den Charakter der Götter. Sie fühlten in sich selbst eine erhabnere Gottheit als die Dämonen der Altväter; sie lehrten Vertrautere frei, das Volk durch Umdeutung, nicht ohne Gefahr. Der Ton der Zeit ward täglich verändert.«<sup>5)</sup> Hier hat Voss gegenüber der unzulänglichen Heyneschen Stufenreihe der homerischen, lyrischen und tragischen Mythologie ein verbessertes Programm entworfen, nach welchem E. R. Lange<sup>6)</sup> die Entwicklung der griechischen Religion darzustellen unternahm. Ein Rückschritt gegenüber Heyne ist es aber offenbar, dass er der symbolischen Ansicht nichts besseres entgegenzusetzen hat, als was O. Müller<sup>7)</sup> aus allem als Vossens Grundansicht auszieht: »Griechenlands Mythen, die kosmogonischen ausgenommen, sind ursprünglich Erzählungen wirklicher Thaten von allerlei rohen, unsittlichen, aber von ihrer noch roheren Zeit hochgeachteten Stammanführern, die man hernach zum Teil für Götter ansah. Es ist thöricht, darin eine Bedeutung zu suchen; das Ursprüngliche ist ein Faktum, an welches sich hernach willkürliche Dichtung anreihete, welche auch aus jenen rohen Stammgötzen nach und nach hervorbildete, was ihr beliebte und die Zeit forderte.« Daher ergibt sich über Vossens Bedeutung für die Mythologie ein sehr verschiedenes Urteil, je nachdem man das Deutungsprinzip oder die historische Kritik ins Auge fasst. Während Lauer<sup>8)</sup> urteilt, Voss sei überhaupt kein Mytholog, und es verlohne sich nicht, auf seine Ansichten näher einzugehn, verlangt L. Friedländer<sup>9)</sup> geradezu eine Umkehr zu dem von Voss eingeschlagenen Wege, zu seiner *ars nesciendi* und wahrhaft kritischen Behandlung der Geschichte der Mythen.

Herders Untersuchungen über den hebräischen Mythos und Vossens Streit gegen Heyne bestimmten zum Teil die mythologischen Studien Ph. K. Buttmanns (1764—1829), die 1794—1823 in einer Reihe von Abhandlungen, 1828 in einer Gesamtausgabe erschienen<sup>10)</sup>. Die meisten jener Aufsätze

<sup>1)</sup> Mythologische Briefe I<sup>2</sup> S. 14—16. Nach dieser Auffassung sind also Chaos und Pontos uralte Götter, Zeus und Poseidon vergötterte Menschen. — <sup>2)</sup> Mythol. Briefe I<sup>2</sup> 16. — <sup>3)</sup> Ebd. I<sup>2</sup> 22. — <sup>4)</sup> Antisymbolik I 175. — <sup>5)</sup> Mythol. Briefe I<sup>2</sup> 45 f. — <sup>6)</sup> Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie. Berlin 1825. Ähnlich dem Vossischen Enhemerismus ist der C. W. Göttlings (Das System der alten Mythologie der Griechen. Hermes Bd. 29 (1827) S. 241. Ges. Abh. Bd. I (1851) S. 170). — <sup>7)</sup> O. Müller, Prolegomena S. 325 f. — <sup>8)</sup> System der griechischen Mythologie S. 144. — <sup>9)</sup> In Fleckeisens Jahrbüchern 1873 S. 312. — <sup>10)</sup> Mythologus oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Altertums. 2 Bde. Berlin 1828—29.



behandeln einzelne Götter und Mythen<sup>1)</sup>; auf die durch Heyne angeregten Fragen bezieht sich die Abhandlung über die philosophische Deutung der griechischen Gottheiten, insbesondere von Apollon und Artemis (1803)<sup>2)</sup>, in der gegen Voss die Ansicht verteidigt wird, dass wenn nicht alle, so doch die meisten griechischen Götter Personifikationen physischer und intellektueller Gegenstände seien. Andre Arbeiten zeigen den Einfluss Herders: Älteste Urkunde des Morgenländers (1803), über die beiden ersten Mythen der mosaischen Urgeschichte (1804), über die mythische Periode von Kain bis zur Sündflut (1811), über den Mythos der Sündflut (1812), über den Mythos von Noahs Söhnen (1817)<sup>3)</sup>. Buttmann lebte in einer Zeit, in der eine historische Betrachtungsweise der israelitischen Geschichte und Litteratur zuerst angebahnt wurde. Die freien Gedanken Herders und die kritischen Leistungen De Wettes wirkten mächtig auf seinen Wahrheitssinn; daher beteiligte er sich mit lebhaftem Interesse an Forschungen, die in W. Vatke's Biblischer Theologie (1835) einen vorläufigen Abschluss fanden ehe der Bann der neuerstarkten Orthodoxie sie traf, der die alttestamentliche Religionswissenschaft hinter den übrigen, mächtig fortschreitenden historischen Disziplinen rückständig erhielt, bis er durch Reuss, Graf, Kuenen und Wellhausen gebrochen wurde. Die Erörterung derartiger Fragen durch einsichtige Bibelforscher, die wie De Wette und Buttmann kritischen Sinn mit Ehrfurcht vor den heiligen Urkunden verbanden, förderte sehr die (von Otfried Müller zuerst klar ausgesprochene) Ueberzeugung, dass die Mythen nicht willkürlich erfundene Erzählungen, sondern die notwendige Ausdrucksform einer zu andrem als mythischem Denken noch nicht vorbereiteten Zeit seien. Buttmann besass feinen Sinn für Unterscheidung des Mythischen und Historischen; nach seines Zeitgenossen O. Müllers Zeugnis verdankte man es ihm besonders, dass auch in der griechischen Mythologie das Mythische als wesentlich verschieden vom Historischen anerkannt und der historische Aberglaube der Zeiten Gatterers völlig gestürzt wurde<sup>4)</sup>. In der Einleitung der Abhandlung Ueber den Mythos von Noachs Söhnen (1817) erörtert er dieersprießlichkeit „vergleichender Blicke“ zwischen alttestamentlichen und griechischen Mythen<sup>5)</sup>; er empfiehlt die Vergleichung zunächst zur Gewinnung von Analogien, sodann aber auch, weil ihm zuerst der Gedanke an die Möglichkeit einer vergleichenden Mythologie aufging. Denn die Entstehungszeit der Mythen liegt nach Buttmann im ganzen im höhern, ja im höchsten Altertume, zum teil noch vor der besondern Entwicklung der einzelnen Völker; sie sind Erzeugnisse einer einfachen, nichts absichtlich erdichtenden, sondern bloss anschauenden, lernenden und bildlich wieder vortragenden Vorzeit. Zahllose Mythen schwärmten umher und verbanden sich endlich so, dass allmählich einer vom andern ursächlich abhing und nur hie und da Lücken blieben, welche von Dichtern ausgefüllt wurden<sup>6)</sup>. Erst als schon Verfassungen und Künste, und vor allen die Dichtkunst, sich hervorgebildet hatten, ergriffen Männer, die sich als Weise im Volke fühlten, Meister des Gesanges und Gesetzgeber, den so geschaffenen Mythos, die „echte Sage“, benutzten ihn zu ihren Zwecken und bildeten ihn fort, nicht als absichtliche Erfinder und Erdichter, sondern überzeugt, dass das, was ihnen als wahr und schön erschien, eine Eingebung der Götter sei. Daher ist der Mythos nicht in seiner ersten Gestalt und Einfachheit auf uns gekommen, sondern national, griechisch oder hebräisch gefärbt. Das Ideal von wissenschaftlicher Behandlung der Mythologie ist, die Mythen den Verfassern zu entreissen, bei welchen wir sie finden, und aus inneren Spuren die echte Sage wieder herzustellen. Denn nur diese echte Sage hat hohes Interesse, weil sie nicht Erfindung eines einzelnen Dichters ist, sondern das allmählich entstehende, von Mund zu Mund sich fortbildende Erzeugnis der Weiseren im Volke von den ältesten Zeiten und den frühesten Wohnsitzen her.<sup>7)</sup> Bei dieser Grundansicht verglich Buttmann die Namen der hebräischen und der griechischen Mythe, z. B. Japhet und Japetos, in andrem Sinne, als dies früher von den Anhängern der biblischen Richtung geschehen war; er verglich sie so wie wir Zeus mit dem indischen Djaus vergleichen. Die Silbe Ja in Jao, Jahve, Jovis, Janus ist der Name des Himmelsgottes der Urzeit, petos, petor, pater heisst Vater; Ja-petos und Ja-phet ist also ursprünglich Gott, Vater des Menschengeschlechts.<sup>8)</sup> Bei dem Versuche der Wiedergewinnung der alten Mythen muss man, nach Buttmann, sich hüten jede mythologische Dichtung in der Mythologie begründen zu wollen. Nur nach den grösseren hervorstechenden Punkten hat man zu forschen und unter den kleineren nur nach denen, die Spuren eines zerrissenen Zusammenhangs zu tragen scheinen. Was sich auf diesem Wege nicht darbietet, überlasse man der Dunkelheit, worin so vieles ruht und so vieles ewig

<sup>1)</sup> Dione 1794, Pandora 1802, Herakles 1810, Mythos von den ältesten Menschengeschlechtern 1814, Kronos 1814, Janus 1816. Virbius und Hippolytos 1818—19, Die Mäsen 1819, Mythische Verbindungen von Griechenland und Asien 1819, Die Myniae 1820, Lerna 1821, Kotyttia und Baptae 1822—23, Die Aleuaden 1823. — <sup>2)</sup> Mythologus I 1 f. — <sup>3)</sup> Ebd. I S. 63—234. — <sup>4)</sup> O. Müller, Protegomena S. 329. — <sup>5)</sup> Mythologus I 215 f. — <sup>6)</sup> Ebd. II 34. — <sup>7)</sup> Ebd. I 215 f. — <sup>8)</sup> Ebd. I 224. —



ruhen wird.<sup>1)</sup> Einiges in der Mythologie ist historisch, aber es ist kein Zweifel, dass was überhaupt mit einiger Sicherheit als historisch aus ihr entnommen werden kann, nur das Ethnographische und Geographische im grossen ist; wenn man nur keine chronologischen, am allerwenigsten synchronistische Bestimmungen verlangt.<sup>2)</sup> Umgekehrt ist ein grosser Teil angeblicher Geschichte, der ein ganz historisches Gepräge trägt, rein mythisch; bis zum Heraklidenzuge giebt es nicht Eine deutlich historische Person, die Erzählung vom Heraklidenzuge selbst ist epischen Ursprungs, Fabelsage, wie alles, was über Agis und Eurypon hinaufreicht. Zwischen der Rückkehr der Herakliden und Pisistratus treffen wir einige historische Gestalten, die in den halb mythischen Anfängen der eigentlichen Geschichte hin und her schwanken.<sup>3)</sup> Die ganze ältere griechische Geschichte bis gegen die Zeiten des Pisistratus ist nur ein wissenschaftliches Produkt, gezogen aus wenig Monumenten und viel Sagen und Epopöen, mit einer Kritik, die wir nicht mehr zu revidieren vermögen.<sup>4)</sup>

Heyne, Voss und Buttmann berichtigen und ergänzen sich gegenseitig so, dass aus dem Gewirr der Meinungen eine gesunde Ansicht der Mythologie sich abklären konnte, wäre nicht durch den Aufschwung der ägyptischen und indischen Studien neuer, trübender Gährungsstoff zugesetzt worden.

<sup>1)</sup> Mythologus II 35. — <sup>2)</sup> Ebd. II 259. — <sup>3)</sup> Ebd. II 260—267. — <sup>4)</sup> Ebd. II 210. —

## Zum Euler'schen Theorem der Polyedrometrie.<sup>1)</sup>

Von Max Raschig.

Spätere Untersuchungen des nach Euler benannten Theorems der Polyedrometrie haben gezeigt, dass man unter Polyedern, auf welche jenes Theorem sich bezieht, kurz sogenannten Euler'schen Polyedern, solche durchaus ebenflächig begrenzte Körper verstehen darf, deren einfach zusammenhängende Oberfläche durch Schnitte entlang sämtlicher Kanten in einer Reihe von Vielecken zerfällt, welche selbst einfach zusammenhängende Flächenstücke<sup>2)</sup> sind. Bezeichnet bei einem so definierten Euler'schen Polyeder  $f$  die Anzahl der Flächen,  $k$  die Anzahl der Kanten und  $e$  die Anzahl der Ecken, so besteht nach Euler zwischen diesen Zahlen die Relation:

$$e + f = k + 2.$$

Von einer Erörterung der zahlreichen Beweise dieses Satzes<sup>3)</sup>, wie sie unter andern von Cauchy<sup>4)</sup> Gergonne und M. L'huillier<sup>5)</sup> in den weiterhin erwähnten Abhandlungen geliefert worden sind, soll hier abgesehen, dagegen zu den gleichzeitig von den genannten und späteren Autoren gelieferten Erweiterungen des Satzes d. i. Untersuchungen von solchen Polyedern, welche ausserhalb des Bereichs der Euler'schen Polyeder stehen würden, einige Anmerkungen gemacht werden, die vor allem den Zweck haben bemerkenswerte Erweiterungen des Satzes durch Gergonne und L'huillier teils gegen spätere Einwürfe zu vertheidigen, teils die Berechtigung solcher Erweiterungen zu prüfen.

<sup>1)</sup> Euler, Mémoires de Petersbourg pour 1752 et 1753, imprimés en 1758. — <sup>2)</sup> Riemann. Inauguraldiss. Göttingen 1851. S. 9—12. — <sup>3)</sup> Von den vielen Beweisen des Satzes haben die synthetisch vom Vierflächner, Zerlegung in Pyramiden u. s. w. ausgehenden vielleicht den Vorzug grösserer Anschaulichkeit, während der obigen Definition am besten entsprechend eine Form des Beweises wie die von Baltzer (Elem. 2. Bd. § 7. 1) gewählte bleiben dürfte, sofern sie allein auf die Zerlegung der polyedrischen Oberfläche Bezug nimmt. — <sup>4)</sup> Cauchy, Journal de l'école polytechn. Tome IX (1813) I<sup>re</sup> Mémoire en 1811. Cauchy leidet hier im zweiten Teil das Euler'sche Theorem aus allgemeineren Sätzen durch Specialisierung ab. — <sup>5)</sup> M. L'huillier. Ann. d. math. pures et appliquées par J. D. Gergonne. Tome III 1812/13. „Mémoire sur la polyedrometrie contenant une démonstration directe du théorème d'Euler sur les polyèdres et un examen des diverses exceptions, auxquelles ce théorème est assujéti.“ Extrait par M. Gergonne. Der erste Teil des hier erwähnten Berichts Gergonne's über L'huillier's Arbeit erörtert den Euler'schen Satz selbst, bez. solche Beweise desselben, welche zeigen, dass er nicht nur für konvexe Polyeder, sondern auch für solche Polyeder gilt, die in eine Summe von Pyramiden mit gemeinsamer Spitze zerlegbar sind, d. i. einen Punkt im Innern besitzen, von dem aus Strahlen nach den Ecken die Oberfläche nur einmal treffen. Er meint dann auch den M. Legeudre'schen Beweis an elementarem Gange zu übertreffen, indem er, während Legeudre entsprechende sphärische Polygone heranzieht, ein transparentes Polyeder zunächst in seiner Ansicht in der Ebene untersucht. Dieser Beweis hat die engste Verwandtschaft mit einem der erwähnten Cauchy'schen Beweise, auf den er schliesslich selbst verweist.



Die im obigen Sinne erweiterte Definition eines Euler'schen Polyeders schliesst vor allem auch die sogenannten nichtkonvexen Polyeder ein. In der That überzeugt man sich leicht, dass für jede Kombination konvexer Polyeder das Euler'sche Theorem seine Giltigkeit behält, sobald nur folgende Punkte beachtet werden<sup>1)</sup>.

1. Ausgeschlossen ist ein bloß punktueller Zusammenhang eines folgenden Polyeders mit der schon vorhandenen Kombination, weil dann für die neue Kombination gelten würde:

$$e + f = k + 3$$

Beweis: Sind  $e_0, f_0, k_0$  die betreffenden Zahlen für die schon vorhandene Kombination,  $e_1, f_1, k_1$  diejenigen für das anzusetzende Polyeder und  $e, f, k$  diejenigen für die neue Kombination so gilt unter der obigen Voraussetzung:

$$\begin{aligned} e_0 + e_1 + f_0 + f_1 &= k_0 + k_1 + 4 \\ e &= e_0 + e_1 - 1 \quad f = f_0 + f_1 \quad k = k_0 + k_1 \\ \text{somit ist: } e + 1 + f &= k + 4 \end{aligned}$$

2. Ausgeschlossen ist ein bloß linearer Zusammenhang eines folgenden Polyeders mit der schon vorhandenen Kombination, weil dann für die neue Kombination ebenso gelten würde:

$$e + f = k + 3$$

Beweis: Unter Annahme derselben Bezeichnungen gilt:

$$\begin{aligned} e_0 + e_1 + f_0 + f_1 &= k_0 + k_1 + 4 \\ e &= e_0 + e_1 - 2 \quad f = f_0 + f_1 \quad k = k_0 + k_1 - 1 \\ \text{somit ist: } e + 2 + f &= k + 1 + 4 \end{aligned}$$

3. Ausgeschlossen ist eine Ansetzung weiterer Polyeder an die schon vorhandene Kombination in der Weise, dass irgend welche Begrenzungsflächen der letzteren mehrfach zusammenhängende Flächenstücke bilden, weil dann im einfachsten Falle ebenso gelten würde:

$$e + f = k + 3$$

und im Falle, dass  $q_1$ mal Begrenzungsflächen von  $(p_1 + 1)$ fachem Zusammenhange,  $q_2$ mal von  $(p_2 + 1)$ fachem u. s. w. bis  $q_n$  mal von  $(p_n + 1)$ fachem entstehen würden zunächst unter ausdrücklichem Ausschluss sonstiger Zusammenhänge der angesetzten Polyeder gelten würde:

$$e + f = k + 2 + \sum p q$$

Beweis: In der That wird unter Annahme der obigen Bezeichnungen, wenn durch Ansetzung eines folgenden Polyeders an die schon vorhandene Kombination eine kranzförmige Begrenzungsfläche d. i. eine solche von zweifachem Zusammenhang entsteht:

$$\begin{aligned} e_0 + e_1 + f_0 + f_1 &= k_0 + k_1 + 4 \\ e &= e_0 + e_1 \quad f = f_0 + f_1 - 1 \quad k = k_0 + k_1 \\ \text{somit: } e + f + 1 &= k + 4 \end{aligned}$$

Entsteht aber durch Ansetzung von  $p$  neuen Polyedern an die schon vorhandene Kombination unter anderem eine  $(p + 1)$ fach zusammenhängende Begrenzungsfläche durch  $p$  getrennte Ansetzungsflächen innerhalb ihres Perimeters, so wird bei leicht ersichtlicher Erweiterung der obigen Bezeichnungsweise gelten:

$$\begin{aligned} e_0 + e_1 + e_2 + \dots + e_p + f_0 + f_1 + f_2 + \dots + f_p &= k_0 + k_1 + k_2 + \dots + k_p + 2 + 2p \\ e &= e_0 + e_1 + \dots + e_p \quad f = f_0 + f_1 + \dots + f_p - p \quad k = k_0 + k_1 + \dots + k_p \\ \text{somit: } e + f + p &= k + 2 + 2p \end{aligned}$$

und bei genügender Erweiterung desselben Beweises:

$$\begin{aligned} e + f + p_1 + p_2 + \dots + p_n &= k + 2 + 2(p_1 + p_2 + \dots + p_n) \\ \text{ebenso auch: } e + f + \sum p q &= k + 2 + 2 \sum p q \end{aligned}$$

entsprechend der oben behaupteten allgemeinsten Gleichung.

<sup>1)</sup> Insbesondere sei zur Ergänzung der obigen Ausnahmepunkte bemerkt, dass ein nur teilweises Zusammenfallen der Ansetzungsflächen mit gegenseitiger Kreuzung ihrer Perimeter nicht ausgeschlossen zu werden braucht, sobald nur das zwischen zwei Ecken enthaltene Stück einer geradlinigen Kante als einzelne Kante gezählt wird, soweit es einzeln gezählte zwei Flächen trennt.



4. Ausgeschlossen ist ein mehrfacher Zusammenhang der durchaus zweiseitigen Gesamtoberfläche der schliesslich erhaltenen Polyederkombination, was übereinkommt mit dem Ausschluss der von Gergonne zuerst berücksichtigten kanalartigen Öffnungen oder Durchbrechungen des Polyeders. Die für eine mehrfach zusammenhängende Oberfläche sich ergebenden Folgerungen sind weiter unten zu prüfen.

Gergonne und M. L'huilier haben zuerst unternommen, die unter 3. und 4. erwähnten einschränkenden Bedingungen zu beseitigen und womöglich eine Erweiterung des Euler'schen Theorems für ganz beliebige ebenflächig begrenzte Polyeder aufzufinden. Insbesondere meint M. L'huilier die allgemeinste Form eines Polyeders erreicht zu haben, wenn er, augenscheinlich unter Beibehaltung der oben unter 1. und 2. ausgesprochenen einschränkenden Bedingungen, nicht nur eine Anzahl  $i$  polyedrischer Hohlräume, in dem betrachteten polyedrischen Körper überdies eine Anzahl  $o$  durchgehender polyedrischer Öffnungen zulässt, sondern auch noch, ausserdem — und in diesem Punkte über Gergonne<sup>1)</sup> hinausgehend — annimmt, dass in einer beliebigen Begrenzungsfläche  $p_1$  mal, in einer andern  $p_2$  mal u. s. w. in einer  $n^{\text{ten}}$   $p_n$  mal der Fall eintritt, dass ein anderes Polygon von dem Perimeter des ersten vollständig, d. i. ohne Berührung der beiderseitigen Perimeter eingeschlossen ist. Unter Berücksichtigung aller der hier definierten möglicher Fälle d. i. Ausnahmefälle in Rücksicht auf die oben definierten eigentlichen Euler'schen Polyeder findet nun M. L'huilier für ein solches Polyeder von allgemeinerer Form:

$$e + f = k + 2(i - o + 1) + p_1 + p_2 + \dots + p_n$$

Listing deutet nun bereits in der Einleitung zu seinem »Census räumlicher Komplexe«<sup>2)</sup> einige Bedenken gegen dieses Theorem L'huilier's als Verallgemeinerung des Euler'schen an und führt dieselben in einer späteren Abhandlung<sup>3)</sup> weiter aus. Dass die Einbeziehung von Begrenzungsflächen mit  $p_1$  oder  $p_2$  u. s. w. oder  $p_n$  Öffnungen als Einbeziehung von  $(p_1 + 1)$  fach,  $(p_2 + 1)$  fach . . . . .  $(p_n + 1)$  fach zusammenhängenden Flächenstücken anzusehen ist, wurde bereits oben unter 3. bemerkt und die entsprechend abgeänderte Form der Grundgleichung daraus abgeleitet. Listing wendet nun hier mit Recht ein, dass das betreffende Kriterium nicht mit der erforderlichen Allgemeinheit ausgestattet sei, was sofort einleuchte, wenn man solche Fälle berücksichtige, in welchem z. B. zwei einer Begrenzungsfläche eingeschriebene Polygone eine Seite, oder zwei und mehr solcher eine Ecke gemeinsam haben; hier sei zweifelhaft, ob dann  $p = 1$  oder  $p = 2$  u. s. w. zu setzen sei. Da nun M. L'huilier an der betreffenden Stelle sagt: »Supposons que l'une des faces du polyèdre soit comprise entre  $p$  polygones extérieurs les uns aux autres et un polygone qui les renferme tous« so folgert Listing, dass unter  $p$  in solchem Falle nicht die Zahl der Polygone, sondern der isolierten Polygongruppen innerhalb einer Begrenzungsfläche zu verstehen sei. Da nun diese Auslegung der betreffenden Stelle der Definition mehrfach zusammenhängender Flächenstücke durchaus entspricht, so ist thatsächlich bei dieser allein möglichen Zählungsweise der Öffnungen oder des ihnen entsprechenden Flächenzusammenhangs der Einwand Listings gegen die L'huilier'sche und damit auch gegen die unter 3. gefolgerte Relation als beseitigt anzusehen. Denn etwaige Einwände, welche von besonderen Lagenbeziehungen der von solchen Polygonen oder Polygongruppen ausgehenden Fortsetzungen des Gesamtkörpers hergenommen werden könnten, finden auf andere Weise ihre Erledigung im Folgenden.

Zwar würden sich die von Listing weiterhin gegen die Zählung der polyedrischen Hohlräume erhobenen Einwände durch einige einschränkende Bedingungen ähnlich den oben unter 1. und 2. angenommenen nicht unschwer beseitigen lassen, was L'huilier allerdings unterlassen hat; aber richtiger erscheint es uns und der ursprünglichen Tendenz der Untersuchung entsprechender die Zählung der Ecken, Flächen und Kanten eines polyedrischen Körpers auf Zählung der äusseren, ohne Schnitte des Körpers zugänglichen Ecken, Flächen und Kanten überhaupt zu beschränken, und dies um so mehr, als eine solche Einschränkung von den unter 1. und 2. gemachten Einschränkungen als eine Konsequenz erscheint und mit der Gesamtheit solcher Bedingungen der Begriff eines wenigstens durchaus räumlichen Kontinuums oder eines durchweg soliden Körpers mit ebenflächiger Begrenzung festgehalten wird, der auf

<sup>1)</sup> Der Referent Gergonne hebt in der oben erwähnten Abhandlung noch hervor, dass er selbst die Ausnahmefälle von vorhandenen polyedrischen Hohlräumen und Öffnungen schon früher bemerkt habe; neu sei jedoch der von M. L'huilier hinzugefügte Fall der kranzförmigen Seitenflächen mit bezw.  $p_1$   $p_2$  . . .  $p_n$  polygonalen Öffnungen; es komme deshalb M. L'huilier das Verdienst zu, den allgemeinsten Satz entdeckt zu haben, (Dies nur als historische Bemerkung. In der That sind gegenwärtig die allgemeinsten Sätze in dieser Richtung in einer weiter erwähnten Abhandlung Listing's enthalten.) — <sup>2)</sup> Listing, Abh. d. math. kl. d. K. G. d. W. zu Göttingen, X. Bd. von 1861/62. — <sup>3)</sup> Listing, Nachrichten v. d. K. G. d. W. a. d. Georg. Aug. Univ. a. d. J. 1867. No. 22. Über einige Anwendungen des Censustheorems.



der einen Seite sich dem Euler'schen Polyeder am direktesten anschliesst, auf der andern Seite eine genügende Erweiterung des Gebiets der Euler'schen Polyeder mit Rücksicht auf die auch von L'huilier im Auge behaltene Anwendung auf krystallographische Gebilde darstellt. Wir gehen hiernach zu dem am meisten beachtenswerten Einwand Listing's gegen die L'huilier'sche Relation über, wenn er sagt: »Sodann wird in der L'huilier'schen Relation durch  $o$  die Anzahl der durchgehenden Öffnungen bezeichnet »oder der kanalähnlichen Durchbrechungen, welche das Polyeder durchsetzen. In vielen Fällen ist bei »einer solchen Gestaltung der polyedrische Raum und der umgebende amplex Raum gleichviel cyklodisch, »so dass dann  $2o$  mit der in der dritten Kurie stattfindenden Anzahl der Cyklosen  $k$  übereinkommt. (Über die hier gebrauchten von Listing eingeführten Bezeichnungen vergl. die oben erwähnte 1. Abh. dess.). »In andern Fällen aber würde nach L'huilier's Feststellung zweifelhaft bleiben, wie man zur Kenntnis »der Anzahl der hier zu zählenden Durchbrechungen gelangen soll. Wie viel Durchbrechungen zählen wir »an einem polyedrischen Körper, den wir erhalten, wenn wir z. B. die Kanten eines Würfels oder eines »Oktaeders durch eben begrenzte Stäbe (allgemeiner durch polyedrische Gebilde von einfach zusammenhängender Oberfläche D. V.) »gleichsam verkörpern?«

Um zu einer zuverlässigen Zählung der von M. L'huilier so bezeichneten Öffnungen zu gelangen gehen wir aus von der Einführung solcher Polyeder, welche bei vorläufig noch einfach zusammenhängender Begrenzungsflächen und einfach zusammenhängender Oberfläche durch eine gegenseitige Verschiebung ihrer Begrenzungsflächen so umgebildet werden können, dass weder die Zahl der Ecken, noch die Zahl der Flächen und Kanten, sondern nur deren Ausdehnung variiert; die so definierte Umbildung soll eine stetige Umbildung eines Polyeders heissen.

Ein cylinderartig gebildetes Polyeder von genügender Zahl und geeigneter Anordnung seiner Begrenzungsflächen, unter denen zwei genügend getrennt liegende von gleicher Eckenzahl sich befinden, kann dann durch stetige Umbildung und unter Zusammenfallen der vorher symmetrisch kongruent gemachten beiden Begrenzungsflächen gleicher Eckenzahl in ein ringförmiges Polyeder von dreifach zusammenhängender Oberfläche übergeführt werden. Für dieses ringförmige Polyeder gilt dann, da die Anzahl der Ecken und Kanten gegen diejenige des ursprünglichen Körpers je um gleichviel die Anzahl der Begrenzungsflächen hingegen für sich allein um 2 abgenommen hat, die Relation:

$$e + f = k.$$

Da nun jedes gegebene ringförmige Polyeder, für welches, um auch hier den oben unter 1. und 2. eingeführten Beschränkungen zu entsprechen, jeder bloß punktuelle oder lineare Zusammenhang ausgeschlossen ist, auf solche Weise aus einem Polyeder von der oben definierten Art durch stetige Umbildung entstanden gedacht werden kann, so gilt die obige Gleichung für jedes ringförmige Polyeder entsprechender Art.

Wir müssen hier den Gang der Untersuchung noch einmal kurz unterbrechen um auch mit Hülfe der stetigen Umbildung zu zeigen, dass ein bloß punktueller oder linearer Zusammenhang nicht bloß für Aneinanderreihung von Polyedern, wie oben, oder Ringbildung mit solchen, wie eben gezeigt, sondern auch für die Oberfläche des einzelnen Polyeders selbst auszuschliessen ist, wie solcher Zusammenhang andererseits schon mit dem Begriff der einfach zusammenhängenden Oberfläche unvereinbar ist. Man kann sich nämlich die polyedrische Oberfläche durch stetige Umbildung auch mit sich selbst in getrennt liegenden Ecken oder Kanten in Berührung denken und findet dann sofort, dass im ersteren Falle  $e$ , im anderen  $k$ , beide aber von einander unabhängig Änderungen erleiden, welche die Gleichung  $e + f = k + 2$  nicht mehr bestehen lassen, sondern weitere Einführung von zu zählenden Ausnahmefällen bedingen würden. Eine solche Notwendigkeit entfällt dagegen in jedem Falle bei Einschränkung der Untersuchung auf den oben definierten durchaus dreifach ausgedehnten Körper, der ein räumliches Kontinuum bildet.

Vereinigt man mit dem vorigen ringförmigen Polyeder ein zweites cylinderartig gebildetes wiederum unter den obigen Voraussetzungen, so dass zunächst mit einer Fläche des ersteren eine symmetrisch kongruente des zweiten zusammenfällt und hiernach durch stetige Umbildung einer oder beider Körper eine genügend getrennt liegende zweite Begrenzungsfläche des angesetzten Körpers mit einer symmetrisch kongruenten Begrenzungsfläche der ganzen Kombination zusammenfällt, so gilt, wenn  $e_0 f_0 k_0$  die die betreffenden Zahlen des ringförmigen Polyeders  $e_1 f_1 k_1$  diejenigen des mit ihm vereinigten Polyeders und  $e f k$  diejenigen der neuen Kombination sind:

$$\begin{aligned} e_0 + f_0 + e_1 + f_1 &= k_0 + k_1 + 2 \\ e &= e_0 + e_1 \quad f = f_0 + f_1 - 4 \quad k = k_0 + k_1 \\ \text{somit: } e + f &= k - 2. \end{aligned}$$



Hierbei kann der Anschluss in der zweiten Fläche so wohl unter einfacher Ringbildung mit dem ersten Teil als auch mit einer genügend getrennten Fläche des zweiten Teiles selbst, und in beiden Fällen wieder bei genügender Umbildungsfähigkeit nach mehrfachen Umwickelungen des ersten Rings durch den hinzugefügten zweiten Körper bewirkt werden, sofern solche Windungen nur weder unter sich noch mit dem ursprünglichen Körper weitere Berührungen haben. Wir würden dieser Entstehungsweise einer verwickelteren Oberfläche der neuen Kombination, die hierbei immer nur von 5fachem Zusammenhange nach Riemann bleibt, nicht Erwähnung thun, wenn nicht hierdurch gewisse von Listing angeführte und in einer zu der ersten Abhandlung gehörigen Figurentafel besonders abgebildete Beispiele ziemlich verwickelter räumlicher Komplexe in das von uns zu definierende Polyedergebiet mit einbezogen würden.

Aus dem vorstehend erörterten Verfahren ist die Möglichkeit einer Erweiterung des Beweises für eine Polyederkombination ersichtlich deren Oberfläche eine  $(2o+1)$ -fach zusammenhängende nach Riemann ist, wobei  $o$  die Anzahl der zur Bildung von Ringen verwandten Polyeder vom einfachen Zusammenhang und zugleich die Anzahl der zu zählenden Öffnungen ist. Für ein solches Polyeder findet sich auf diesem Wege in der That,

$$e + f = k - 2(o - 1)$$

vollständig entsprechend der obigen Gleichung M. L'huillier's für  $i = 0$  und  $\Sigma p = 0$ .

Für ein gegebenes Polyeder von beliebigem Zusammenhang seiner durchaus zweiseitigen Oberfläche ist es nun aber leichter und übersichtlicher die der Zahl der oben verwandten Polyeder von einfachem Zusammenhang und damit die ihr genau entsprechende Zahl derjenigen Rückkehrschnitte zu bestimmen, durch welche dasselbe in ein Polyeder vom einfachem Zusammenhang übergeht.

Als die Zahl solcher Rückkehrschnitte erscheint die oben mit  $o$  bezeichnete Zahl bei Camille Jordan<sup>1)</sup> in der Einleitung seiner Untersuchungen symmetrischer Polyeder von mehrfachem Zusammenhang und sowohl hier als in den weitergehenden Untersuchungen symmetrischer Polyeder Godt's<sup>2)</sup> d. h. in der hier eingangs auf anderem Wege und unter allgemeineren Voraussetzungen abgeleiteten Relation:

$$f - k + e = 3 - p,$$

wo  $p$  der Grad des Zusammenhangs der Polyederoberfläche und dem Obigen entsprechend  $p = 2o + 1$  zu setzen wäre, ist eine Bestätigung der obigen Relation enthalten. Es kann nun die zur Vereinfachung der vorstehenden Untersuchungen eingeführte Beschränkung auf durchaus einfach zusammenhängende Begrenzungsflächen sowohl am einzelnen Polyeder als an der beliebigen Kombination solcher wieder fallen gelassen werden, sofern hierfür nur die oben unter 3. gegebene Ableitung auf eine Polyederkombination der obigen Art von mehrfach zusammenhängender Oberfläche angewandt und die dadurch bedingte Erweiterung der Gleichung wieder eingefügt wird. Dann lässt sich das Resultat in folgendem Satze aussprechen:

Bei einem beliebigen soliden durchaus dreidimensionalen Polyeder von durchaus zweiseitiger  $(2o+1)$ -fach zusammenhängender Oberfläche und von ebenen Begrenzungsflächen, unter welchem  $q_1 (p_1 + 1)$ -fach,  $q_2 (p_2 + 1)$ -fach .... bis  $q_n (p_n + 1)$ -fach zusammenhängende Flächenstücke vorkommen, besteht zwischen der Anzahl  $e$  seiner Ecken, der Anzahl  $f$  seiner Flächen und der Anzahl  $k$  seiner Kanten die Gleichung

$$e + f = k - 2(o - 1) + \Sigma p q. -$$

Ist die Erörterung an Beispielen misslich wegen der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit der hier einbezogenen Formen, so kann doch zunächst auf die der ersten Listing'schen Abhandlung beigegebene Figurentafel bezüglich einiger interessanter Fälle solcher polyedrischer Formen verwiesen werden. Insbesondere sind die bereits oben erwähnten Verkörperungen der Kantensysteme regulärer Polyeder nach den nunmehrigen Festsetzungen als Körper von beziehungsweise 3, 5, 7, 11, 19 Durchbrechungen, d. h. ihre Oberflächen als solche anzusehen, welche durch ebensoviele Rückkehrschnitte in einfach zusammenhängende Flächen übergehen.

Dass die Bestätigung des allgemeinen Satzes schon in einfacheren Fällen zu verhältnismässig grossen Zahlen für  $e$ ,  $f$ ,  $k$  führt zeigt etwa folgendes Beispiel, in welchem durchbrochene Begrenzungsflächen noch ausgeschlossen sind. Ein achteckiger vierseitig-prismatischer Rahmen werde auf beiden Seiten durch je einen weiteren solchen Rahmen mit fehlendem vierten Verbindungsstück henkelartig ver-

<sup>1)</sup> Jordan, Recherches sur les polyèdres. Crelle's Journ. Bd. 66 u. Recherches sur les polyèdres Second mémoire, ibd. Bd. 68  
— <sup>2)</sup> Godt, Untersuchungen über Polyedres von mehrfachem Zusammenhang. Progr. des Katharineum. Lübeck 1881.



bunden, so dass an derselben Ebene auf einander senkrecht stehende Rechtecke zu einer neuen Begrenzungsfläche verschmelzen. Hier ist die Anzahl der erforderlichen Rückkehrschnitte  $o = 3$  während  $e = 48$   $f = 20$   $k = 72$  wird, so dass in der That

$$e + f = k - 2(o - 1).$$

Als ein einfaches Beispiel mit gleichzeitigem Vorkommen von mehrfachem Zusammenhange der Oberfläche und der Begrenzungsflächen diene folgendes in Listing's Tafeln in speciellerer Form vertretenes. Ein parallelepipedischer Körper ist von einem parallelepipedischem Kreuz in Parallellage zu den Begrenzungsflächen so durchdrungen, dass eine kreuzförmige Aushöhlung entsteht, im Ganzen ein Körper bestehend aus zwei Parallelepipedas in Parallellage verbunden durch 4 parallelepipedische Ecksäulen. Hier sind ebenfalls 3 Rückkehrschnitte erforderlich, während gleichzeitig 4mal eine 1fache Durchbrechung von Begrenzungsflächen vorliegt. Für diesen Körper, bei welchen also  $o = 3$   $p_1 = 1$   $q_1 = 4$ , findet man  $e = 32$ ,  $f = 16$ ,  $k = 48$ , so dass in der That:

$$e + f = k - 2(o - 1) + \sum p q$$

da hier  $-2(o - 1) + \sum p q = -4 + 4 = 0$  wird. Diese Beispiele mögen mit Rücksicht auf das oben Bemerkte genügen.

Die Berechtigung dieser Prüfung und ergänzenden Begründung des M. L'huillier'schen Theorems von etwas allgemeineren Gesichtspunkten aus erblickte Verfasser in der schon anderwärts vertretenen Anschauung, dass der Grad der Abstraktion geometrischer Sätze in umgekehrtem Verhältniss zu ihrer Anschaulichkeit und mühelosen Anwendung auf Specialfälle steht. Das hier nochmals behandelte und genauer eingeschränkte Theorem L'huillier's durfte in dieser Beziehung noch immer ein gewisses Interesse beanspruchen. Seine Anwendung auf ein thatsächlich sehr erweitertes Gebiet von polyedrischen Körpern aber dürfte bei der S. 23 nach den vorausgehenden Untersuchungen festgestellten Formulierung von den mehrerwähnten Einwänden frei sein. —

## Kritische und exegetische Bemerkungen zu Ovids Tristien.

Von Dr. Paul Vogel.

Die Textkritik der Tristien ist durch Tank<sup>1)</sup> in völlig neue Bahnen geleitet worden: dass nicht der Palatinus I Merckels und die ihm verwandten Handschriften, sondern der ältere Teil des Laurentianus (L), ferner der Guelpherbytanus (G) Palatinus II (P) Vaticanus (V) Politianus I (A) die zuverlässigsten Lesarten bieten, (wenn sie auch nicht ganz frei von Interpolationen sind cf. Ehwald Bursian Bd. 43. S. 269. 273. und unten zu II. 507. III. 11. 3.), ist seitdem allgemein anerkannt, und die neueren Herausgeber (Güthling, Ehwald, Owen) haben ihren Text im wesentlichen demgemäss gestaltet. Da der Verfasser bei der vorliegenden Abhandlung den praktischen Zweck verfolgt, sich als Grundlage für weitere Arbeiten

<sup>1)</sup> Folgende Ausgaben und Abhandlungen haben dem Verfasser zur Verfügung gestanden: 1. Ausgaben: ad modum Sinceri, Augsburg 1743; Platz, Hannover 1825; Klein, Koblenz 1826; Boysen, 2. Aufl. Leipzig 1829; Lörz, Trier 1839; Riese, Leipzig 1874; Güthling, Leipzig 1884; Merkel-Ehwald, Leipzig 1884; Owen, Oxford 1889. 2. Merkel, quaest. Ovid. crit. Halle 1835; Lörz, Prolegomena in Ovid. Trist. Trier 1836; Binsfeld, quaest. Ovid. crit. I. Bonn 1853; Dinter, de Ovid. ex Ponto libr. comm. I. Grimma 1858; II. 1861; Algermissen, quaest. Ovid. crit. Münster 1879; Tank, de Trist. Ovid. recensendis, Greifswald 1879; Ehwald, ad historiam carminum Ovid. recensionemque symbolae, Gotha 1889; ausserdem Bursian, Jahresberichte, Band 1: Recensionen von Riese über Madvig, adv. crit. II. Bährens (Jahrb. f. Phil. 1873 p. 59) Mähly (Zeitsch. für österr. Gymn. 1873 p. 99) Haupt (Hermes VII. 11.); Band 14: Riese über Tank (s. o.); Band 30: Ehwald über Krafft (Progr. Aurich 1883) Brandt (Jahrb. f. Phil. 1883) Schulz, quaest. Ovid. Greifswald 1883, Sedlmayer, Ov. carmina selecta, Prag-Leipzig 1883; Band 43: Ehwald über Schenkl (Archiv f. lat. Lexikogr. I. 266) Th. Bergk (Opuscula I. 655) Wilamowitz Möllendorf (index. lect. Götting. 1884) Maehly (Progr. Basel 1886) Polle (Jahrb. f. Phil. 1885) Güthling (s. o.) Merkel-Ehwald, ed. II. Teubner, Schulze, röm. Elegiker, Berlin 1884.



einen ihm zusagenden Text der Tristien zu schaffen, so hat er nicht die Absicht, alle möglichen kritischen Schwierigkeiten von neuem aufzuwühlen und etwa auch solche Fragen zu behandeln, die bereits in genügender Weise, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit, erledigt sind (z. B. I. 9. 35. praestita nam, II. 449. dominam, II. 542. irrevocatus, V. 8. 11. qui risit): vielmehr erkennt er den in der Teubner'schen Bibliotheca erschienenen, von Ehwald recensierten Text als den besten und mit der grössten Besonnenheit aufgestellten an und gedenkt in den folgenden Blättern nur auf die Stellen einzugehen, an denen die Ehwaldsche Lesart einer exegetischen Verteidigung bedarf, ferner auf solche, wo er von Ehwald abweichen zu müssen glaubt, und schliesslich auf Verse, welche Ehwald als verderbt bezeichnet und deren Heilung versucht wird. — Die Ausgabe von Owen ist von grösstem Werte, da sie die einzige ist, die den gesamten und zwar mit riesigem Fleisse und staunenswerter Genauigkeit zusammengetragenen kritischen Apparat bietet. Auch hat Owen einen bis dahin unbekannten Codex, den Holkhamicus (H), welcher mit LGAPV verwandt ist, benutzt. Was den Text betrifft, so sind die Konjekturen vielfach recht unglücklich, (z. B. III. 6. 16. o mala ne claudant, III. 12. 2. longior abscedit vix Tanaitis hiemps), andererseits aber hat Owens Bestreben, wenn irgend möglich, an der Überlieferung festzuhalten, des Verfassers vollen Beifall: derselbe hält nächst dem Ehwaldschen den Owenschen Text für den besten (meist stimmen beide überein) und wird deshalb im folgenden auch zu manchen Lesarten des englischen Philologen Stellung zu nehmen haben.

**I. 1. 112.** Sic quoque, quod nemo nescit, amare docent.

Die Lesart sic quoque, die von Madvig stammt, lässt sich ja zur Not erklären (Dinter, Progr. 1858), stützt sich aber nicht auf die besten Hdschr., welche (GV; L beginnt erst I. 5. 11.) hii qui bieten. Darauf, dass der Vers mit irgend einem Casus von hic begonnen hat, weist die Übereinstimmung sämtlicher Codd. (hii, hi, hic) hin. Es dürfte mit Schenkl quia zu schreiben sein, woraus die irrtümlichen Lesarten qui und quoque leicht entstehen konnten, (Vermengung von quia und quoque auch I. 2. 63. s. u.) umsomehr als noch quod folgt. Schenkl's ei quia erscheint mir gesucht und nicht nötig; ich möchte hi, was ausser einer (hic) alle Hdschr. — zum Teil allerdings in der Form hii — bieten, beibehalten und die Stelle folgendermassen lesen:

Tres procul obscura latitantes parte videbis:  
Hi quia, quod nemo nescit, amare docent,  
Hos tu vel fugias vel etc.

Die etwas auffällige Wiederholung des Demonstrativums und die absonderliche Wortstellung von hi, hos erklärt sich genügend aus der Absicht des Dichters jene drei in scharfen Gegensatz zu cetera turba (109) zu setzen: »drei Bücher wirst du in einer verborgenen Ecke stehen sehen: weil sie, die Schrecklichen, Liebe lehren, meide sie, die Entsetzlichen etc. (vergl. Cic. pro Rosc. Am § 89. haec tu, Eruci, tot et tanta si nactus esses in reo, quamdiu diceres?)

**I. 2. 63.** Si, quantam merui, poena me perdere vultis,  
Culpa mea est ipso iudice morte minor.

Die von Ehw. angenommene Konjektur quantam (Rappold, Zeitsch. f. öst. Gymn. 1881 p. 810.) scheint mir keine glückliche zu sein, weil dann etwa afficere folgen müsste, während perdere kaum etwas anderes heissen kann als »töten«; (vergl. 64. morte, 65. Stygias undas, 67. cruoris) den Tod glaubt der Dichter doch aber eben nicht verdient zu haben.

GAPH bieten si quoque quam. Owen nimmt diese Lesart unverändert in den Text: ich habe aber den Sinn der Stelle so nicht verstehen können. Ich glaube vielmehr, dass auch hier quoque aus quia entstanden ist (s. o. I. 1. 112; wie dort quod, kann hier das folgende quam zur Verwirrung mit beigetragen haben); ferner lese ich poenam (mit 12, allerdings schlechteren Hdschr., überdies erklärt sich das Ausfallen des m leicht durch das folgende me.)

Si, quia quam merui poenam, me perdere vultis: Culpa etc.

»Wenn Ihr, weil ich eine Strafe verdient habe, mich gleich töten wollt, so wisst etc.« Das indefinitum quis wird von Ovid gern durch das Verbum von seinem Substantiv getrennt, vergl. Metam. XIV. 192. V. 309. 378. IX. 8. u. a.

**I. 2. 78.** non loca visa prius.

Mit Recht ist die hdschr. Lesart von Ehw. beibehalten worden, obschon jam loca oder jam mihi leichter verständlich, gefälliger wäre. Wenn nun Ehw. 79—80 vor 77—78 stellt, so hat dies zunächst viel Bestechendes: ut (v. 79) lässt sich so viel leichter von aequor aro abhängig machen. Jedoch nicht



nur, dass ich mich zu einem so derben Eingriff auf alle Fälle sehr schwer entschliessen würde: es erscheint mir die Umstellung gerade hier besonders bedenklich. Denn die Worte *non loca visa prius* bilden eine zusammenfassende Wiederholung des Vorhergehenden (*Athenae, Asia*): »überhaupt nicht Gegenden, die ich schon gesehen«; stehen aber 79—80 vor 77, so würde man geneigt sein, *non loca visa prius* auch auf Ägypten zu beziehen: dieses hatte aber Ovid noch nicht besucht. — Was nun die ursprüngliche Anordnung der Verse betrifft, so ist die Konstruktion allerdings nicht ganz regelrecht, aber keineswegs unerträglich. Man würde erwarten: *aequor aro* 1. *non avidus*, 2. *non petens*, 3. *non ut... videam*; der Dichter aber hat *petens* dem *aro* assimiliert (weil letzteres direkt davor steht): so entstand *nec peto*, und es bilden 77—78 eine Art Parenthese zum vorhergehenden *non avidus... aro*, während die Konstruktion dann erst durch *non ut... videam* fortgeführt wird.

**I. 4. 9.** *Pinea texta sonant pulsu, stridore rudentes.*

Zwar ist zuzugeben, dass der durch *pulsu* entstehende Chiasmus das Asyndeton flüssiger erscheinen lässt: andererseits aber würde *pulsu* selbst eine ziemlich matte Zusammenfassung von *insilit* und *verberat* (v. 8.) sein, und ich möchte darum nicht *pulsu* der in sämtlichen Hdschr. überlieferten Lesart *pulsi* (Owen) vorziehen. *Pinea texta sonant, pulsi stridore rudentes* bedeutet: »es tönen die fichtenen Planken, es tönen (pfeifen) die Taue, getroffen (gepeitscht) vom Sausen des Windes (vom sausenden Winde).« *Pellere* von Geräuschen gebraucht auch Virg. Aen. VII. 701. *sonat amnis et Asia longe pulsa palus* (sc. *modis cynorum*) Eclog. VI. 84. *ille canit; pulsae referunt ad sidera valles*. Hor. Sat. I. 2. 129. *pulsa domus strepitu resonet*; ebenso *pulsare* Virg. Aen. V. 150. *pulsati colles clamore resultant*.

**I. 5. 62.** *Nos freta sideribus totis distantia mensos*

*Detulit in Geticos Sarmaticosque sinus*

Um das fehlende Subjekt zu ergänzen, schreibt Riese mit der interpolierten Handschriftenfamilie *Caesaris ira* statt *Sarmaticosque*; Lörz, Güthling, Owen lesen — auch sie nach schlechten Codd. — *sors tulit* (statt *detulit*). Daraus dass Ehwald den Vers als corrupt bezeichnet, geht hervor, dass auch ihm beide Lesarten nicht genügen: *Caesaris ira* widerspricht nicht nur völlig der Überlieferung der besten Hdschr.: *Sarmaticosque* LP (und 11 andere) *Sarmatis ora* AGHV; es passt auch nicht hierher, da von Augustus und seinem Zorn erst v. 75—78 gesprochen wird. Was die Lesart *sors tulit* betrifft, so ist zuzugeben, dass *sors* am Versanfang leicht verstümmelt werden oder ausfallen konnte; wie soll dann aber in den besten und in den meisten anderen Hdschr. *detulit* entstanden sein? Durch Konjekturen, um die vor *tulit* fehlende erste Arsis zu ergänzen? Zuvörderst wäre dann doch ein Subjekt zu vermissen und zu ergänzen gewesen!

Ich glaube, dass das Subj. in *Sarmaticosque*, *Sarmatis ora* steckt. Die Archetypi der Tristienhandschriften sind offenbar sehr unleserlich geschrieben gewesen: die Abschreiber der besten Codd. (besonders von L, auch G) sind nun teils zu gewissenhaft, teils des Lateinischen zu wenig kundig gewesen, um sich in solchen Fällen durch sinnentsprechende Konjekturen zu helfen; darum finden sich gerade in den besten Hdschr. vielfach ganz verstümmelte Lesarten, die aber trotzdem grossen Wert haben, weil sie sicher nicht der Phantasie eines Abschreibers entstammen, sondern nach besten Kräften aus dem archetypus »abgemalt« sind. So steht in L: I. 5. 16. *dique deque* statt *dissimilemque*, I. 11. 31. *ad ethera penne* statt *adsueta rapinae*, in G: I. 11. 16. *plidas* statt *Hyadas*, III. 5. 40. *praeclarique* statt *Dareique*. (zahlreiche Beisp. bei Tank). Ich schlage vor:

*Detulit in Geticos sors lacrimosa sinus*

und glaube, dass *sors lacrimosa* einerseits zu *Sarmaticosque*, *Sarmatis ora* verstümmelt, andererseits durch dazugeschriebenes *Caesaris ira* erklärt worden ist: letzteres ist dann in den Text gekommen.

**I. 6. 33—34.** Diese beiden Verse schiebt Ehw. nach dem Vorgange von Riese und Mähly (Zeitsch. f. öst. Gymn. 1873 p. 99) nach v. 22 ein. Mähly scheint die Umstellung deshalb vorgenommen zu haben, um v. 19—36 in 3 sechszeilige Strophen gliedern zu können: meines Erachtens eine ganz willkürliche Künstelei. Aber selbst wenn noch stichhaltigere Gründe vorgebracht würden, könnte ich mich zu einer so kühnen Änderung (vergl. die Bemerkungen zu I. 2. 78.) kaum verstehen. Angenommen v. 33—34 hätten ursprünglich nach v. 22 gestanden, so liesse sich allerdings leicht denken, dass diese beiden Zeilen dadurch ausgefallen wären, dass das Auge des Abschreibers von *tuae* (v. 22) auf *tui* (v. 34) übersprang: wie soll es aber gekommen sein, dass das nach 22 ausgefallene Distichon in allen Hdschr. gleichmässig gerade nach 32 wieder eingefügt wurde? — v. 33—34 schliessen sich dem Sinne nach sehr trefflich an 32 an: nachdem der Dichter die Tugenden der Gattin gepriesen (23—28), bedauert er, dass sein dichterisches Können diesem Stoffe nicht



gewachsen sei (29—32), und fährt dann fort: »sonst würdest du unter allen berühmten Frauen den ersten Rang einnehmen« (33—34); daran schliesst sich 35—36: »nun so will ich wenigstens nach Kräften deinen Ruhm verewigen«. Auffällig ist nur die asyndetische Anfügung von 33, jedoch ist der Anstoss nicht derart, dass ich ändern zu müssen glaubte.

**I. 9. 14.** Quae simul inducta nūbe teguntur, abit.

Obwohl in den besten Hdschr. nocte steht, hat Ehw. nube vorgezogen, nach Burs. Bd. 43. S. 273. zu urteilen deshalb, weil in L nocte über einer Rasur steht; da aber nach Owens Angabe nocte von derselben Hand herrührt, ist dieser Grund hinfällig. Zu inducta nocte vergl. Metam. II. 395. XV. 652. I. 599.; zu tegere Virg. Georg. IV. 414. Aen. IV. 477.

**I. 9. 66.** Qua bene coepisti, sic bene semper eas.

Mit Recht schreibt Owen mit den meisten und besten Hdschr. quo. Allerdings ist in der Bedeutung „wie“ qua gebräuchlicher, doch findet sich auch quo in diesem Sinne Art. am I. 745 (während 285 an einer ganz ähnlichen Stelle qua steht); Liv. XL. 26. quo = irgendwie. Dass hier das seltenere quo gestanden hat, wird besonders wahrscheinlich durch die in mehreren Hdschr. zu findenden Lesarten quam und ut, in den Text gekommene Erklärungen des ungebräuchlicheren quo; auch die Verstümmelung pede (st. bene) hätte kaum entstehen können, wenn qua das Richtige wäre. Der Dichter hat gerade hier qua nicht anwenden wollen, weil v. 65 qua = »soweit« vorkommt und eine Wiederholung desselben Relativums in anderem Sinne zu Missverständnissen führen konnte.

**I. 10. 7—8.** Et patitur fluctus fertque assilientia longe  
Aequora, nec saevis victa fatiscit aquis.

Diesen von den meisten Herausgebern (Lörs, Riese, Güthling pp.) aufgenommenen Text des v. 7 bezeichnet Ehw. mit Recht als corrupt: patitur (st. pariter) ist zwar eine leichte Änderung, das Verbum pati passt aber nicht in den Sinn; auch widerspricht die Lesart fertque assil. insofern den besten Hdschr., als diese mit Entschiedenheit darauf hinweisen, dass sich an fert nicht que, sondern ein a angeschlossen hat. (L ferit atq. silencia, AV ferit atque silencia, P ferit assilientia, H ferit atque assilientia, G hat fert, das weitere ist durch Rasur verunstaltet, sicher aber hat nicht fertque gestanden; auch in 6 anderen Codd. findet sich: ferit haec salientia, ferit assilientia, ferit atque silencia, fert assilientia, fert atque assilientia). Ehw. hat selbst conjiciert (Bursian Bd. 43. S. 270): et pariter fluctus fert atque silencia longe Aequora; ebenso Owen (ferit): aber wenn ein Schiff silencia aequora aushalten oder durchschneiden kann, so ist dies kein besonderer Ruhm, darum silencia gerade für dieses Gedicht zu matt. Ich schlage vor:

Et pariter fluctus fert aq. salientia longe Aequora,

eine Lesart, welche mit der oben angeführten hdsch. Überlieferung im Einklange steht, ganz besonders aber dadurch empfohlen wird, dass in V silencia von derselben Hand in salientia korrigiert ist. fluctus ac sal. aeq. hat eine Parallele in fluctus oceanusque (II. 102), überdies kann fluctus auch Strömung bedeuten: so braucht es Lucretius und wohl auch Ov. Trist. IV. 3. 77. — Fert passt besser zu v. 8, als ferit.

In v. 8. steht madescit in den besten Hdschr. und ist mit Recht von Owen beibehalten worden; das etwas kühn angewendete Verbum ist durch darüberschriebenes fatiscit erklärt worden und dieses dann in den Text gekommen: der umgekehrte Fall ist nicht denkbar. Madescit bedeutet natürlich: »das Schiff wird innen nass, nachdem es leck geworden (victa) d. h. es dringt Wasser ein«. Ganz ähnlich Virg. Aen. V. 697.

**II. 79.** Carmina nam nostris quot te venerantia libris  
Indicio possint candidiore legi.

Dieser Fassung kann ich nicht nur deshalb nicht zustimmen, weil nam und quot entweder gar nicht oder schlecht belegt sind, (die Hdschr. haben ne, quae) sondern hauptsächlich darum, weil zu diesem Ausruf hier einerseits gar kein Bedürfnis vorliegt (denn die Thatsache ist schon 61—66 genügend erwähnt), andererseits der Ausruf gar keine passende Begründung (nam!) zum vorhergehenden ferus et crudelior omnibus hostis ist; auch unterbricht derselbe den Zusammenhang (hostis v. 77 — amicus v. 81.) in störender Weise. Die letztere Erwägung lässt mir als unzweifelhaft erscheinen, dass das Distichon einen Nebensatz zu 77—78 bildet und dass die Hdschr. mit ne, quae das Richtige bieten; ihnen folgen mit Recht Owen und Güthling; ich möchte mit einer kleinen Änderung lesen:

Carmina ne e nostris quae te venerantia libris  
Iudicio possint candidiore legi.



e nostris schreibe ich nicht nur der Deutlichkeit wegen, sondern weil die in 2 Hdschr. nach ne bez. n befindlichen Rasuren zeigen, dass zwischen ne und nostris noch etwas gestanden haben mag; auch die Variante nec spricht für ne e. Iudicio scheint mir besser als indicio (die Hdschr. schwanken), weil für eine vorurteilsfreie Lektüre der Gedichte ein besonderes indicium gar nicht nötig gewesen wäre, wohl aber würde sich ein iudicium candidus (eine freundlichere, unbefangene Beurteilung) ergeben haben (vergl. Hor. ep. I. 4. 1. iudex candidus). Der Sinn der Verse ist nun folgender: »ein schrecklicher Feind ist es gewesen, der dir<sup>1)</sup> meine deliciae (d. h. aus der ars amatoria gerade die anstössigen Stellen, unter geflissentlicher Weglassung derjenigen, welche — vergl. 61. 62. — den Aug. preisen) vorlas in der Absicht, dass nicht etwa aus meinen Werken, (in erster Linie ist wohl auch hier an die ars am. gedacht, doch auch z. B. an die Metam. vergl. v. 63 ff.) irgendwelche Stellen, die dich preisen, unter freundlicherer Beurteilung von dir gelesen werden könnten.« Possint lässt sich zwar im Deutschen nicht wiedergeben, ist aber sehr fein gesagt: die Absicht jenes hostis erstreckt sich in ihren Folgen bis in die Gegenwart, indem die durch jenen erreichte Voreingenommenheit des Augustus gegen Ovids Werke noch fort dauert (vergl. v. 240 u. vhg.). Eine ähnliche consecutio temporum V. 13. 3—4 und besonders Cic. pro Rosc. § 32. venistis . . . ut . . . juguletis.

**II. 85—86.** Cunctaque fortuna rimam faciente dehiscunt,  
Ipse suo quodam pondere tracta ruunt.

v. 86 wird von Ehw. als corrupt bezeichnet; er scheint also die von allen Hdschr. (ausser L) überlieferte Lesart ipsa (wie die anderen Herausgeber lesen) für unmöglich zu halten; mit Recht: zwar sind die Worte suo ipsa pondere wohl verständlich, aber das Asyndeton halte ich hier für unerträglich, weil die Glieder dehiscunt und ruunt weder parallel stehen (wie I. 4. 9) noch einen Gegensatz bilden, sondern dehiscunt durch ruunt erweiternd fortgeführt wird. Vielleicht weist die Lesart von L ipse darauf hin, dass hier inque gestanden hat und in quodam ein zu in gehöriger Accusativ steckt (vergl. die Bemerkungen zu II. 277), also etwa:

Inque suo cladem pondere tracta ruunt.

**II. 91—92.** werden von Ehw. in Klammern gesetzt, vielleicht weil es ihm scheint, als verweile der Dichter zu lange bei der Rittermusterung (89—92), während er die folgenden beiden Ehrenstellungen mit nur je einem Distichon abmacht: es musste aber dem Dichter daran liegen, gerade jene Censur besonders hervorzuheben, da es sich hier um ein von Augustus abgegebenes förmliches Urteil handelte (vergl. 541—42). Das fragliche Distichon selbst passt nicht nur in den Zusammenhang, sondern scheint mir sogar unentbehrlich, da der Dichter die dreimalige Negation der Schuld (nullum crimen 92, nec male 93, quoque sine crimine 95) in den drei parallelen Gliedern wohl sicher beabsichtigt hat.

**II. 111—122.** Die Stelle hat sich viel gefallen lassen müssen: Owen ordnet 113. 114. 111. 112, Ehw. bezeichnet 114—115, Riese 113—114, Tank 111—114, Güthling 111—122 als unecht. Zu letzterem würde ich mich noch am leichtesten entschliessen, da der ganze Abschnitt mit der sonst so winselnden Tonart des Dichters nicht harmoniert: doch wird andererseits atque ea (123) durch die vorausgehende Verherrlichung der Familie erst recht verständlich. — Im übrigen weist die Verschiedenheit der Ansichten darauf hin, wie schlüpfrig dieses Gebiet der Kritik ist und dass man besser thut, die Überlieferung, so weit irgend möglich, in Schutz zu nehmen.

Was zunächst einzelne Lesarten betrifft, so scheint mir 111 aevo besser als arvo, teils weil es in allen Hdschr. steht, teils weil Ovid öfters das Alter seiner Familie rühmt (IV. 10. 7. ex Pont. IV. 8. 17. Amor. III. 15. 5.). »Mein Haus wird bezeichnet (dicatur) als: 1) clara patrio aevo, 2) nec . . . minor, 3) et . . . notanda«. — v. 115 ist nicht astu, sondern ortu zu schreiben: astu findet sich nur in L, und ich verstehe es nicht recht, während ortu sehr trefflich auf v. 111—112, wie censu auf 113—114, zurückweist. — Eine besondere Erklärung bedarf v. 111 sic quoque parva tamen, wo entweder quoque oder tamen überflüssig erscheint: thatsächlich bezieht sich quoque auf das vhg. sine labe, tamen auf parva quidem, und es ist der Sinn zweier Konstruktionen in den Worten vereinigt: 1) domus parva quidem est, sic tamen parva, ut . . . dicatur, 2) parva domus a) sine labe est, b) sic quoque parva est, ut . . . dicatur = vernichtet ward mein Haus, welches zwar klein, aber makellos ist: dennoch

<sup>1)</sup> damals, als Aug. schon wegen des „error“ (109. 207) auf Ovid erzürnt war (v. 81). Wenn Ovid v. 81—86 vom Zorn des Aug. und der daraus entstandenen Abneigung vieler Römer spricht, so schwebt ihm als Ursache des Zornes jener „error“ vor; so erklärt sich ergo (87), mit dem er wieder zu dem odium carmine quaesitum zurückkehrt, da er über den „error“ sich nicht auslassen darf (208 ff.)



(obwohl es klein ist) ist es ausserdem (dass es makellos ist) nur in dem Sinne (= sic) klein, dass es u. s. w. Nachdem nun Ovid 111—114 darauf hingewiesen hat, dass sein Haus doch nicht so ganz unbedeutend sei, nimmt er 115 von neuem an, dass es wirklich parva sei, um dann (116) zu versichern, dass er es nicht verschuldet habe. — Ich glaube nun, dass 115 — obschon LV si, G H P u. a. sic haben — sit quoque zu schreiben ist, weil das Fehlen des Verbuns hier zu störend ist: denn gerade der Coniunctiv ist für den Sinn ausschlaggebend; ausserdem habe ich für si quoque = etiamsi keine Belege gefunden. Was quoque betrifft, so steht dies hier im steigernden Sinne, wie bei Ovid öfter (Metam. I. 145. II. 60. IX. 434. XI. 435. in unregelmässiger Stellung I. 292. II. 396. XIII. 63 u. a.). Allerdings würde nach 111—114 eine Adversativpartikel viel mehr am Platze sein als quoque, und es liegt der Gedanke nicht fern, dass si (sic, sit) quoque parva (115) aus sic quoque parva (111) durch Abirren des Auges herübergekommen sei: da aber weder dieses sich beweisen noch mit auch nur annähernder Sicherheit bestimmen lässt, was in 115 durch si (sic, sit) quoque verdrängt sein soll, muss man sich bei sit quoque beruhigen. — Die ganze Stelle hat nun folgenden Sinn: »jedoch ist mein Haus in dem Sinne klein (genauer s. o.), dass man es als eines bezeichnet, welches schon zu der Väter Zeit berühmt war, welches keinem anderen an Adel nachsteht und welches weder durch Reichtum noch durch Armut sich bemerkbar macht, so dass ein Ritter, der aus ihm stammt, nach keiner von beiden Seiten hin auffällt (unde = ita, ut inde ortus eques). Gesetzt aber, unser Haus sei sogar wirklich unbedeutend an Habe oder an Geblüt, mein Talent ist nicht schuld daran, dass es ruhmlos blieb«. Nachdem der Dichter nun in v. 117—120 von seinen dichterischen Erfolgen gesprochen hat, beschliesst er mit corrui... igitur... lapsa seinen Excurs und greift auf periit (110) zurück.

**II. 191—192.** setzt Ehw. in Klammern, die Verse sind aber dringend nötig, weil der Dichter die Entlegenheit von Tomi besonders (188 und 194) betont, diese aber durch egressus Histri (189) nicht genügend vor die Augen geführt wird. Allerdings hat Ovid Jazyges sonst (ex Pont I. 2. 79. Ibis 135) stets als Paeon secundus, nicht als Dactylus gemessen; der Uebergang von i zu j kann aber bei einem ausländischen Eigennamen kaum anstössig erscheinen, wenn man bedenkt, dass sogar Julius und Iuleus neben einander im Gebrauch sind (das letztere z. B. Fast. IV. 124. VI. 797), und dass Virg. Aen. I. 288 schreiben darf: Julius, a magno demissum nomen Iulo.

**II. 254.** Quodque trahat, quamvis non doceatur, habet.

Da eine grosse Anzahl Hdschr., darunter L G H P V, (A. ist hier ganz verderbt) quoque bieten, glaube ich doch diese Lesart — welche Riese und Owen aufgenommen haben — vorziehen zu müssen. trahere bedeutet dann verlocken, reizen und wird schon v. 253 durch artibus (d. h. artes trahendi) angedeutet. „Aber die Ehefrau kann sich doch die für andere berechneten Künste zu Nutze machen, und sie findet (in den Gedichten) die Mittelchen, wodurch sie reizen kann, obschon die Lehren nicht ihr gelten.“

**II. 277—278.** At quasdam vitio! quicumque hoc concipit, errat,  
Et nimium scriptis arrogat ille meis.

Obwohl dieser Text (den auch Owen hat) sich genau an L anschliesst, kann ich ihn doch nicht annehmen. Der Dichter hat von v. 239 an mit Aufbietung aller möglichen Gründe nachgewiesen, in Arte nullum crimen legi (v. 240) und hat soeben (275—276) abgeschlossen:

Sic igitur carmen, recta si mente legatur,  
Constabit nulli posse nocere meum.

Nach diesem Distichon, welches nulli betont, wirkt der Einwand »at quasdam vitio« abschwächend und störend, und gar die Entgegnung »nimium scriptis meis arrogat« würde einfach unlogisch sein, denn dass seine »scripta« an sich niemandem schaden können, glaubt er doch schon nachgewiesen zu haben; auf »at quasdam vitio« könnte höchstens die Erwiderung folgen: »illae non recta mente legerunt«. (cf. 301).

Die Lesarten der anderen Herausgeber: At quiddam vitii (quoddam vitium) quicumque hinc concipit hat Ehw. mit Recht verworfen: einmal würde in diesem Zusammenhang eher aliquid als quiddam zu erwarten sein, und zweitens vermisst man in dieser Fassung den Begriff nocere posse, denn wer wirklich quiddam vitii concipit, von dem kann nicht gesagt werden: errat.

Die Verwirrung, die hier in den besten Hdschr. herrscht (L at quasdam vicio, GA at quaedam vitia, H at quasdam vitiat, V et quasdam vitiat) berechtigt zu der Annahme, dass die Stelle schon früher arg entstellt war. Ich glaube auch hier (vergl. die Bemerkungen zu II. 86.), dass in den verschiedenen



Formen von *quidam* ein Substantivum steckt, von dem *vitii* abhängt (vergl. 279 *semina nequitiae*, 281 *causam peccandi*); vielleicht:

Atque metum vitii quicumque hoc concipit, errat,  
hoc d. h. meo carmine; freilich liegt auch die Konjektur *hinc* nahe.

**II. 281—282.** *Peccandi causam mimi quam saepe dederunt!*

*Martia cur durum sternit harena solum!*

Die Hdschr. bieten ganz verderbte Lesarten: L *multi quam*, P *quam multi*, GH (wohl auch V) *quam multis*, Owen und Riese schreiben *multis quam* und im Pentameter (mit allen codd.) *cum* und wollen wohl zu *dederunt* aus 279 *ludi* als Subjekt gedacht wissen: das ist aber kaum möglich, da unter *ludi* 279 ganz speciell *ludi scaenici* verstanden sind, wie 280 zeigt; auch ist *multis* neben *quam saepe* unnötig und matt, und der Dichter hätte sicher statt dessen das Subjekt (etwa *illi d. h. illi ludi*) geschrieben.

Ehw. conjiciert *mimi* und 282 *cur* statt *cum*. Das Distichon wird so in unliebsamer Weise zerrissen: der Ausruf 281 würde zu verbinden sein mit 279—280 und so eine bloße Wiederholung von *ludi semina praebent nequitiae* bilden, 282 dagegen berührt auffällig kurz das Amphitheater, während doch bei Anführung des Theaters (279—80), des Circus (283—84), der Portikus (285—86), der Tempel (287 ff.) der Dichter stets dem Schaden, den sie anrichten können, einige Worte widmet. Überdies scheint der Bau der Stelle der zu sein, dass Theater, Amphitheater, Circus, Portikus in je einem Distichon behandelt werden: bei den Tempeln verweilt der Dichter etwas länger (287—300), weil sie ihm als das günstigste Argument erscheinen. Vielleicht hat gestanden:

*Peccandi causam quam munera saepe dederunt,*  
*Martia cum durum sternit harena solum.*

*Munera* ist von den Abschreibern nicht verstanden worden, daher die falschen Lesarten; eine jüngere Hdschr. hat das zu *munera* gehörige Glossem *ludi* in den Text genommen. *Munera* ist *terminus technicus* für die von den Aedilen, später den Kaisern auf ihre Kosten veranstalteten Lustbarkeiten, wie Gladiatorenkämpfe, *venationes*, *naumachiae*, *epulae publicae* vergl. Cic. Philipp. II § 116 a. E. ad. Qu. fratr. III. 8. pro Sestio § 124 a. A. pro Sulla § 54. Offic. II. 16. Val. Max. II. 4. 7. Suet. Aug. XLIII. 11. „Wie oft haben die Schaustellungen Anlass zu Versündigungen gegeben, welche im Amphitheater geboten werden“ (eigtl. wobei der Sand des Marsfeldes den harten Boden bedeckt; vergl. 478. *Martia* ist wohl eine Anspielung auf das erste steinerne Amphitheater, welches zu Beginn der Regierung des Aug. von Statilius Taurus auf dem Campus Martius erbaut ward).

**II. 346.** *ob Artes,*

*Quis ratus es vetitos sollicitare toros.*

Die Hdschr. haben alle *quas*, nur G *qua* (L unsinnig *satus*), demnach würde *quas* (Riese, Güthling, Owen) vorzuziehen sein, umsomehr als uns *quas* das bei der Lesart *quis* erst zu ergänzende Subjekt des Infinitivs bietet. *Vetitus torus*, das anderen versagte, d. h. das geheiligte, unantastbare Ehebett (s. v. a. ex Pont. III. 5. 50. *legitimus torus*). »Wegen der Artes, welche nach deiner Ansicht die geheiligte Ehe stören«.

**II. 397.** *Num quid de tetrico referam domitore Chimaerae?*

Die Hdschr. haben sämtlich *nam* (auch L, welcher 383, wo die anderen Codd. *nam* haben, allein *num* bietet, welches dort mit Recht von Ehw. u. a. in den Text genommen ist), und es erscheint mir *nam* auch deshalb empfehlenswert, weil v. 399—403 *quid* noch fünfmal als Fragewort gebraucht wird. Das *nam* bezieht sich auf ein nach 396 zu ergänzendes: »hiermit genug«; im folgenden wird dann nach bekannter Manier das, was Ovid nicht sagen zu wollen behauptet, doch gesagt, 407 nimmt dann den Gedanken: »nun aber genug« wieder auf.

**II. 403.** *Quid Peliae generum, quid Thesea, quique Pelasgum . . . . tetigit . . . .*

*Quique* kann doch nur deshalb statt *quive*, wie in allen Hdschr. steht, eingesetzt sein, weil in den vhg. Versen immer *que* angewendet wird. Da aber gerade Fragen sehr gern durch *ve* verbunden werden, (vergl. Metam. II. 437. III. 455. Virg. Aen. I. 370. II. 75 u. a.), muss es dem Dichter um so mehr freistehen, einmal mit der Partikel zu wechseln. Auch ist zu beachten, dass dieses Glied sich nicht ohne weiteres mit *Danaesque*, *matremque* etc. auf eine Stufe stellen lässt, da es einen ganzen Satz (*quive* = *quidve eum, qui*) ausmacht: in dem ähnlichen Falle 402 *cui noctes coiere duae* hat Ovid auch nicht durch *que*, sondern durch das stärkere *et* verbunden.



## II. 409. Est et in obscoenos deflexa tragoedia risus.

Deflexa steht nur in den schlechteren Hdschr., dagegen haben GHP commixta, V commista (dasselbe auch in einem jüngeren Guelpherbytanus); in L ist radiert, aber — wenn auch von 3. Hand — commista zu lesen. Wenn irgend möglich, ist darum (mit Owen) commixta zu halten: erscheint diese Ausdrucksweise kühn, so erklärt sich um so leichter das Entstehen des Glossems deflexa, während ich mir umgekehrt nicht vorstellen kann, wie aus deflexa commixta entstanden sein sollte. Zu vergleichen ist Virg. Georg. IV. 499—500. ex oculis subito ceu fumus in auras commixtus tenuis fugit diversa. Zwar ist hier in auras wohl zum Teil durch fugit veranlasst, die Stellung lehrt aber, dass es auch zu commixtus gehört. Nimmt man aber (wie Koch-Georges, Wörterb. zu den Ged. des P. Virg. Maro) an, dass in auras nur von fugit abhängt und fumus commixtus absolut (= aufgelöster Rauch) gesagt sei (vergl. Aen. IX. 76. commixta favilla, Glutasche, XII. 618. commixtus clamor, verworrenes Geschrei), so lässt sich unsere Ovidstelle auch so verstehen. Tragoedia commixta est (erg. cum comoedia) heisst dann: »man hat die Tragoedie nicht rein erhalten, um unzünftiges Gelächter hervorzurufen.« In c. acc., um den Zweck anzugeben, sehr gebräuchlich, vergl. V. 2. 30. Zumpt Gramm. § 314.

## II. 419. Suntque ea doctorum monumentis salva virorum.

Dass die Lesarten von L saxa, GHPV texta nicht zu brauchen sind, ist selbstverständlich; die Konjekturen salva, tecta (Tank), sancta (Owen) genügen mir deshalb nicht, weil sie nur besagen, dass den betr. Verfassern kein Schaden erwächst (dies ist durch nec nocet 411 und nec pulsus est 414. 415. 417. 418 zur Genüge dargethan): mit suntque ea beginnt aber sicher ein neuer Gedanke, (vergl. 507) — darauf deutet besonders der Übergang ins Neutrum hin — und zwar scheint das ganze Distichon darauf hinzuweisen, dass solche Werke sogar in den öffentlichen Bibliotheken stehen. Deshalb ziehe ich die Lesart mixta bei weitem vor; dieselbe findet sich in den meisten Hdschr., auch in GH von 2. Hand: möglich dass mixta eine Konjektur ist, nun dann ist es eine gute Konjektur; möglich aber auch, dass es die ursprüngliche Lesart ist (scheint es doch nach Owens Angaben auch in A zu stehen): da die Archetypi gerade der besten Codd. sehr unleserlich geschrieben waren (s. o. zu I. 5. 62.), konnte mixta gar wohl zu saxa, texta verderbt werden.

II. 437—38. Apul. apol. I. schreibt: »Eadem igitur opera accusent C. Catullum, qui Lesbiam pro Clodia nominavit, et Tigidam similiter, quod, quae Metella erat, Perillam scripserit.« Da nun von Tigidas v. 433—34 die Rede ist, haben die meisten Herausgeber 437—38 nach 434 eingeschoben: jedoch erstens fallen nach der harten Charakteristik 434 (»sie nennen die Dinge beim rechten Namen, die Namen aber sind unzünftig«; pudor = Schande auch Metam. VIII. 157. XI. 180.) die Zeilen 437—38 bedeutend ab, zweitens würde sich dann quorum auch auf Memmius beziehen, was wieder mit Apul. nicht stimmt. — Viel richtiger würde mir es dann erscheinen, mit Ehw. die Verse zu tilgen: da jedoch Apul. offenbar nur 2 Beispiele aus vielen hat herausheben wollen, ist es nicht ausgeschlossen, dass auch andere, uns unbekannte Dichter die Metella-Perilla, die vielleicht ein vielbegehrtes Mädchen war, besungen haben; 437—38 würden so die Aufzählung (433—38) sehr passend in dem Sinne »und andere Liebesdichter« abschliessen: dass deren Namen nicht genannt werden, ist um so weniger auffällig, als der ganze Passus mit »quid referam« beginnt.

## II. 459—60. Scit, cui latretur, cum solus obambulet ipse, Cur totiens clausas excreet ante fores.

Cūr steht nur in 3 schlechteren Codd. (in 2 cum): die übrigen alle bieten cui und (6) qui, was dasselbe ist; dann ist (Güthling) das Komma vor ipse zu setzen, so dass ipse im Gegensatz zu dem Hunde steht: »Er weiss auf seinen nächtlichen Schleichwegen wohl, wem das Bellen des Hundes, wem sein eigenes Räuspern gilt.«

## II. 479. Ut mare velle sequens sciat et revocare priorem

wird von Ehw. mit Recht als corrupt bezeichnet. Eine sichere Heilung der Stelle wird wohl nie gelingen, solange unsere Kenntnis dieses römischen »Schachspiels« so lückenhaft ist. Darum verzichte ich darauf, die Versuche anderer, den Vers zu emendieren, hier zu behandeln, und begnüge mich damit, meine Ansicht kurz auszusprechen. Ich bin überzeugt, dass an Stelle von mare velle ein Kunstausdruck jenes Spiels gestanden hat, welcher den Abschreibern als solcher unbekannt war und daher entstellt wurde. Sehen wir doch, dass Ovid bei Darstellung der Spiele (473 ff.) mehrere bekannte Kunstausdrücke braucht: canes (474), tessera, distante vocato (475), miles (477 vergl. Mart. epigr. XIV. 20. Auct. paneg. ad Pison. 181.), calculus, hostis (478. Martial. a. a. O.). Gerade dieses Schachspiel scheint wegen der Mannig-



faltigkeit seines Verlaufs sehr reich an terminis technicis gewesen zu sein: so gab es nach Isidor. Orig. XVIII. 67. calculi ordinarii, vagi, inciti, durch den Auct. paneg. ad Pison. 180 ff. lernen wir alligare, ligatus, mandra (Bauer), durch Martial latro kennen, nach Vopisc. Procul. 13. heisst der Gewinnende imperator. Möglich dass auch Worte wie sequens, revocare 479, incommitatus (= ungedeckt) 480 Kunstausdrücke sind. In jedem Falle sind bellum, bellare, bellator als solche zu betrachten vergl. Martial a. a. O. Insidiosorum si ludis bella latronum; paneg. ad Pison. 181. vitreo peraguntur milite bella; Ov. art. am. III. 359. bellatorque sua prensus sine compare bellat. (Wenn 4 Namen für dieselbe Sache existieren: calculus, miles, latro, bellator, so sei an unser »Turm, Rochen, Elephant« oder »Unter, Wenzel, Bube« erinnert.) Ich schlage nun vor:

Ut bellare sequens sciat et revocare priorem;

aus bellare mag etwa velle are geworden sein; des Versmasses wegen wurden dann die Worte umgestellt und von Abschreibern, die sich um den Sinn nicht kümmerten, mare (L), male GV, mage statt are geschrieben. — Was die Konstruktion betrifft, so ist 478 ein klammerartig eingeschobener Satz, der dem Leser nur sagen soll, welches Spiel gemeint ist (vergl. 282); ut . . . grassetur (477) ist indirekte Frage, als Fortführung der vhg. Verse (471 sunt aliis scriptae etc.), dagegen ut . . . 1) bellare sciat 2) revocare sciat 3) eat führen in konsekutivem Sinne das recto limite näher aus (477): — »(es wird beschrieben), welches für die Figuren der 2 Parteien (discolor) beim Soldatenspiel (= 478) die richtigen Züge sind, so dass z. B. eine hintenstehende Figur es versteht, in den Kampf (bellare) einzugreifen und einer vorgeschobenen den Rückzug zu ermöglichen, und dass sie dann selbst, wenn sie sich ungefährdet zurückziehen will, Deckung hat.« — Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass tuto fugiens, wenn es auch von allen Herausgebern beibehalten wird und sich zur Not erklären lässt, nach meiner Ansicht kaum ovidisch ist: die Konjektur retro würde leicht sein und die Bedenken heben, ich glaube aber vielmehr, dass tuto zur Erklärung von nec incommitatus an den Rand geschrieben und dann in den Text gekommen ist; was nun dadurch verdrängt worden ist, lässt sich nicht sagen, und man muss deshalb tuto fugiens ertragen. Am wahrscheinlichsten ist mir, dass ein ipse in dem Verse gestanden hat (etwa ipse nec aufugiens): denn dass in diesem Pentameter sequens, nicht prior Subjekt ist, erscheint mir unzweifelhaft, da der gesicherte Rückzug des prior bereits (revocare) behandelt ist.

## II. 507. Quodque minus prodest, scaena est lucrosa poëtae.

Die Stelle scheint mir so noch nicht geheilt zu sein: zunächst wäre es sehr wunderbar, wenn hier alle Hdschr. poena statt scaena geschrieben hätten, während 518 alle richtig scaena (nur eine cena) bieten; ferner ist minus unerträglich matt, da Ovid doch bestrebt ist (499—505), die dramatische Dichtung als möglichst bedenklich erscheinen zu lassen: sicher hätte er nihil geschrieben. Auch das ironische quod nimmt sich, da sonst die ganze Stelle nicht in dem Tone gehalten ist, eigentümlich aus; man würde einen Concessivsatz, etwa quaeque nihil prodest oder cumque nihil prosit erwarten.

Ich glaube nun, dass zunächst mihi statt minus zu schreiben ist und dass Ovid auch in diesem Verse (wie 469. 70. 71. 492—96) sein Schicksal mit dem Erfolg der Gedichte anderer vergleicht; prodest halte ich für eine später (s. u.) in den Text gedrungene Erklärung zu lucrosa und lese — mit Beibehaltung von poena, was alle Codd. haben, —

Quaeque mihi poenae est, res est lucrosa poetae

»der Stoff (d. h. Liebeshandel), der mir Strafe einbringt, bringt dem (dramatischen) Dichter sogar pecuniären Vorteil.« Die grosse Verwirrung ist dadurch entstanden, dass infolge eines Sprunges vom ersten zum zweiten est die Worte res est ausfielen; zur Ausfüllung der Lücke im Vers ward dann prodest (s. o.) hereingenommen, und zwar kam es entweder schon jetzt an falsche Stelle (vor poenae), oder poenae est und prodest wurden erst nachträglich mit einander vertauscht, was bei der Ähnlichkeit der Schriftzüge sehr leicht geschehen konnte. Aus dem allerdings misslungenen Bestreben nun, diese unsinnigen Worte einigermaßen verständlich zu machen, gingen die in den Hdschr. stehenden Lesarten quodque, (im cod. Berolin. steht übrigens quaeque, in L und 4 anderen quoque) minus. poena hervor.

## III. 1. 47. Causa superpositae scripto testata coronae est.

Da Owen, Riese, Güthling testante schreiben, seien zunächst die Gründe genannt, die mich mit Ehw. testata vorziehen lassen. Es findet sich testata in A G H P V und den meisten anderen Hdschr.: testante steht allerdings in L, doch ist zwischen testāte (= testante) und testata ein so geringer Unterschied, dass hier die Autorität von L nicht ausschlaggebend sein kann: scripto aber als ablat. instrum. von testata abhängig ist viel gefälliger, als wenn es als Subjekt der absoluten Participialkonstruktion (scripto testante) gefasst werden muss.



Mit *superpositae* dagegen bin ich nicht einverstanden, obschon es in den meisten Hdschr. zu finden ist. *Superposita corona* würde bedeuten »der über der Thür hängende Kranz.« Nun ist 35—48 von einer zweifachen Bekränzung die Rede, Eiche (36) und Lorbeer (39): beides hat (nach dem marmor Ancyranum) der Senat im Januar 27 beschlossen, und zwar ward der Eichenkranz über der Thür aufgehängt, vor der Thüre wurden Lorbeerbäume aufgestellt (vergl. v. 39. Metam. I. 562. Fast. IV. 953). *Superposita corona* könnte sich also nur auf den Eichenkranz beziehen. Dies scheint zunächst auch der Pentameter *servatos cives indicat* zu verlangen, da das marm. Ancyr. ausdrücklich angiebt *ὁ τε δρύϊνος στέφανος ὁ διδόμενος ἐπὶ σωτηρία τῶν πολιτῶν*, während Aug. den Lorbeer aus anderem Grunde erhielt: »ὅλους ἐμφυλίους σβέσας πολέμους κατὰ τὰς ἐνχὰς τῶν ἐμῶν πολιτῶν ἐγκρατὴς γενόμενος πάντων τῶν πραγμάτων ἐκ τῆς ἐμῆς ἐξουσίας εἰς τὴν τῆς συγκλήτου καὶ τοῦ δήμου τῶν Ῥωμαίων μετῆρεγκα κυρείαν.« Kann aber hier von dem Eichenkranze die Rede sein? erstens deshalb nicht, weil dieser 36 abgethan ist und Ovid sehr mangelhaft disponiert hätte, wenn er hier wieder darauf zurückkäme, zweitens aber ganz besonders deshalb, weil nach den Fragen 41—46 notwendig der wirkliche Grund für die Aufstellung der Lorbeerbäume kommen muss. Wenn Ovid die Sache so darstellt, als ob auch der Lorbeer *servatos cives* bedeute, so hat er sich diese kleine Ungenauigkeit deshalb erlaubt, weil es ihm auf das *servare cives* ganz besonders ankommt, wie 49 zeigt. Überdies kann man die in der zuletzt erwähnten Stelle des marm. Ancyr. gerühmte Beendigung der Bürgerkriege und den Verzicht auf eine absolute Monarchie mit einem gewissen Rechte als »Errettung der Bürger« bezeichnen; auch hat Ovid sehr gewandt in v. 41. 43. 44. die eigentliche Veranlassung des Lorbeerschmuckes angedeutet.

Zeigt sich nun also, dass in v. 47—48 der Eichenkranz nicht gemeint sein kann, so ergibt sich, dass *superpositae* nicht haltbar ist. Owens *superpositast* (nach L *superpositas*) entspricht dem Sinne besser, doch ist *causa superpositast* sehr prosaisch, auch *superponere* in dieser Bedeutung nicht zu belegen. Ich glaube aber, dass in der Lesart von L die Spur der ursprünglichen zu finden und zu schreiben ist

*Causa super postes scripto testata coronae* (est ist unnötig):

»über der Thür ist der Grund der Bekränzung (Eiche und Lorbeer) durch eine Inschrift bezeugt«. — *super postes* vergl. Fast. I. 557.

III. 4. 7—8. *Nam quamquam soli possunt prodesse potentes,  
Non prosit potius, plurimum obesse potest*

möchte ich nicht für unecht erklären, sondern ich halte (wie Riese, Owen, Güthling) *si quis* (statt *plurimum*) für die richtigere Lesart, denn sie findet sich ausser in LG in allen Hdschr. (*Leidensis set quid*), so sehr dieselben auch sonst in der Fassung des Verses variieren. »Freilich können nur Mächtige etwas nützen: doch möge mir lieber gar nicht nützen, wer mir unter Umständen schaden kann.«

III. 6. 7—8. werden von Ehw. als unecht bezeichnet, das Distichon ist aber wohl deshalb gar nicht zu entbehren, weil bei v. 2 in erster Linie an Augustus zu denken ist: denn gerade ihm gegenüber suchten jetzt gar manche ihr früheres freundschaftliches Verhältnis zu Ovid zu verheimlichen. (vergl. I. 5. I. 8, u. s. w.) Die Konstruktion ist anakoluthisch und das Distichon folgendermassen zu interpungieren:

*Quique est in caris animi tibi candor amicis —  
Cognita sunt ipsi, quem colis, ista viro.*

Entsprechend dem vhg. Distichon müsste der Pentameter lauten: *cognitus est . . . iste*, der Dichter bricht aber bei *amicis* ab: »alles das (was 3—7 gesagt ist) ist dem von dir so hoch verehrten Manne bekannt«, um nun (9—14) nicht weiter davon zu sprechen, wie bekannt die Freundschaft ist, sondern wie schön sie war. — Die Fassung des Pentameters findet sich nur in L, in allen anderen Hdschr. liest man *cognitus* u. s. w., natürlich eine Konjektur von solchen, die die Konstruktion nicht verstanden. Diese Stelle beweist besonders deutlich, wie gewissenhaft L geschrieben ist.

III. 7. 27—28. *Forsitan exemplo, quia me laesere libelli,  
Tu quoque sis poenae facta secuta meae.*

Indem Ehw. die Lesart *facta secuta* der besseren Codd. abdruckt und als corrupt bezeichnet, giebt er zu erkennen, dass auch ihn die Konjekturen Früherer (*remissa*, *supina*) nicht befriedigen, dass er aber auch in den Lesarten schlechterer Hdschr. *fata secuta*, *facta ruina* kein Heil ersieht. Es genügt daher, darauf hinzuweisen, dass mir Owens *soluta* deshalb unbrauchbar erscheint, weil dies nur die Befreiung von einem Druck, einem — wenn auch unter Umständen heilsamen — Zwange bezeichnen kann (so



auch in den von Owen pag. XCVII. angeführten Beispielen); sollicitata, was Ehw. selbst in Burs. Bd. 43. S. 270. vorschlägt, weicht bedeutend von facta secuta ab. Ich conjiciere:

Tu quoque sis poenae facta quieta meae.

quieta konnte sehr leicht in sequuta übergehen, auch passt es sehr gut zu desidia v. 31.

**III. 8. 35—36.** Haeret et ante oculos veluti spectabile corpus

Astat fortunae forma legenda meae.

So sehr ich überall bestrebt bin, die hdschr. Lesart zu verteidigen, kann ich doch legenda nicht anerkennen. Die Erklärung älterer Ausgaben: »ich kann es lesen« — Ovid habe den schriftlichen Ausweisungsbefehl mit in Tomi gehabt — wird wohl kaum mehr ernst genommen. Fasst man aber legere in der seltenen Bedeutung »genau betrachten« (Virg. Aen. VI. 755.), so sagt es nur dasselbe, was durch haeret, astat, ante oculos, spectabile corpus schon zur Genüge ausgedrückt ist, dass er nämlich den Gedanken an sein Unglück nun und nimmer los zu werden vermag.

Ich nehme an, dass der Vers gelautet hat:

Astat fortunae forma querenda meae.

»das Jammerbild meines Schicksals« (Metam. XV. 493. III. 551.); natürlich kann auch gemenda, dolenda, tremenda gestanden haben. Eine über querenda geschriebene Variante bez. Erklärung lugenda ist schon frühe in den Text gekommen (es findet sich thatsächlich im Hauniensis) und, weil es prosodisch unzulässig ist, zu legenda verändert worden.

**III. 9. 32.**

triste retardet iter.

G bietet retardet, A H P V moretur, so dass beide Lesarten gut belegt sind. Folgende Erwägungen veranlassen mich, moretur vorzuziehen: 1) steht retardet ausser in G auch in der grossen Masse von interpolierten Hdschr. 2) ist eher anzunehmen, dass hier retardet Glossem zu moretur ist, als umgekehrt, da tardare schon 31 vorkommt und dort hätte erklärt werden müssen. 3) findet sich morari viel öfter mit sachlichem Objekt, als retardare, wenn auch retard. aliquid nicht ohne Beispiele ist (z. B. Cic. de imper. § 13. § 22.) 4) Heroid. XIX. 20. moretur iter.

**III. 10. 11—12.** Dum patet et boreas et nix iniecta sub arcto,

Tum patet has gentes axe tremente premi.

Vers 11 wird von Ehw. mit Recht als corrupt bezeichnet.

Man hat an dem Bau der ganzen Stelle Anstoss genommen: da das erste Glied des Gegensatzes lautet: »so lange es warm ist (7), schützt uns der Ister vor den (5) Feinden«, müsste fortgefahren werden: »im Winter (9—11) kommen sie herüber«; v. 12. sagt aber allgemein: »im Winter sieht man, wie schrecklich die Lage der Tomiten ist«. Diese Inconcinnität hat aber ihren guten Grund: Ovid will nicht vom Sommer, sondern vom Winter reden, darum thut er jenen kurz ab, während er diesen breiter behandelt: so fügt er bei diesem die allgemeine Zeitangabe mit cum (9—10) = hieme (vergl. II. 282. 478.) an, welche vor 7 fehlt; darum hat er auch v. 12 ganz allgemein gehalten, um dann auszuführen: a) das schreckliche Wetter 13—50, b) die Feinde 51—67; igitur v. 51 zeigt deutlich, dass der Dichter 13—50 als eine Abschweifung betrachtet.

Um nun auf Einzelheiten zu kommen, so hat Ehw. mit Recht tremente (12) — von Riese als corrupt bezeichnet — gehalten: wie wir wohl sagen können »klappernder Frost«, so kann auch tremens bedeuten qui tremorem inducit, vergl. I. 7. 25. ignava otia, Senec. Herc. fur. 694 morbus tremens.

Der Hauptfehler der Stelle liegt in patet (11): dieses ist wohl sicher aus 12 eingedrungen, so dass wir keinerlei Anhalt haben, was v. 11 nach dum gestanden hat. (Die Konjekturen von Madvig und Koch sind in Burs. Jahresber. Bd. 1. und 30. von Riese und Ehw. richtig zurückgewiesen). Ehw. schlägt (Burs. Bd. 43. S. 270) vor: dum parat et boreas et nix regnare sub arcto (von Owen angenommen); aber regnare weicht von den Hdschr. gar zu bedeutend ab, parat erscheint matt, da das »sich Anschicken« des boreas noch kein premi zur Folge haben kann. Sehr einfach wäre ja:

dum riget et boreas et nix injecta sub arcto

(Martial VII. 95. riget horridus December), aber ich glaube, dass injecta, obwohl es in den meisten Codd. zu lesen ist, nicht das Richtige ist; in A G H P V (L fehlt für diese Stelle) und 5 anderen steht habitare und auch Ehw. scheint, wie aus seiner ebengenannten Konjektur regnare zu schliessen ist, dieser Lesart grösseren Wert beizumessen. Darum schlage ich (unter Benutzung von Madvigs volat) vor:

dum volat et boreas et nix agitata sub arcto.

vergl. Aen. XII. 455. venti volant, VII. 466. vapor volat. — nix agitata = Schneegestöber vergl. Sall.



Iug. 79. 6. harena agitata. — agitata ward einerseits zu habitare verderbt (der Übergang habitata steht nach Lör's Angabe in einer Hdschr.), andererseits sind die Lesarten injecta, subjecta, invecta, advecta, jactata, welche sich in den verschiedenen Codd. finden, in den Text geratene Glosseme oder Konjekturen.

**III. 11. 3.** Natus es e scopulis, nutritus lacte ferino.

Mit Recht hat Owen et pastus l. f. nach A H P V in den Text genommen; denn pastus kann kaum Glossem zu dem so gebräuchlichen nutritus sein, wohl aber liegt die umgekehrte Annahme nahe; auch educatus G ist ein solches Glossem, woraus 4 Hdschr. (der Prosodie wegen) eductus gemacht haben, was unbegreiflicherweise Güthling in den Text nimmt. Zu pastus vergl. Metam. VII. 765. VIII. 170. XIV. 467.

**III. 11. 61—62.** Crede mihi, si sit nobis collatus Ulixes,  
Neptuni minor est, quam Jovis ira fuit.

Da die besten Hdschr. und eine grosse Zahl der anderen Neptuniquae minor ohne est bieten, da ferner der Tempuswechsel est, fuit schwer zu ertragen ist, würde wohl besser mit Owen zu schreiben sein  
Neptunine minor, quam Jovis ira fuit?

nur würde ich noch nach ira ein Komma setzen. — ne = nonne vergl. Metam. IX. 186. X. 681. Das durch die Frage — nach crede mihi — entstehende leichte Anakoluth hat vielleicht zu den verfehlten Änderungen in den Hdschr. Veranlassung gegeben.

**III. 12. 1—2.** Frigora jam zephyri minuunt, annoque peracto  
Longior antiquis visa Tomitis hiems.

Da Ehw. nach minuunt ein Komma hat, scheint er zu visa ein est zu ergänzen »und nach Abschluss des (ersten Verbannungs)jahres — im Frühjahr 10 n. Chr. kam Ovid nach Tomi, zu Beginn des Frühlings 11 ist III. 12. geschrieben — ist mir der Winter länger als die früheren erschienen«. Da dies aber der erste Winter war, den er in Tomi verlebte, kann sich antiquis nur auf die römischen Winter beziehen: diese schienen jedoch nicht kürzer, als der Tomitische, sondern waren es. Auch erwartet man entschieden im Zshg. mit v. 1 und v. 3 ff. ein Verbum finitum, welches sich auf das Ende des Winters bezieht; dies fühlte auch Owen, indem er Longior abscedit vix schrieb: nur ist antiquis hdschr. wohl belegt und vix sehr gesucht.

Ehw. hat (nach Lachmann) Tomitis aufgenommen für Maeotis der Hdschr. Wie sollte aber statt Tomitis Maeotis entstanden sein? einer Erklärung würde weder Tomitis bedurft, noch Maeotis diesem Zwecke entsprochen haben, auch dass Maeotis als Variante dazugeschrieben worden sei, lässt sich kaum annehmen, da das Asowsche Meer doch zu fern von Tomi liegt, Maeotis auch der Prosodie nach nicht in den Vers passt.

Ich glaube daher, dass in Maeotis das vermisste Verbum finitum zu suchen ist: wenn Burmann fugatur, Withof remisit schreiben, bleibt immer noch das anstössige visa. Vielleicht muss es heissen:

Longior antiquis vim moderatur hiems:

»nach Ablauf des Jahres mässigt der Winter, welcher länger war, als die früheren, seine Wut.« Bei dieser Lesart erklärt sich auch viel leichter das Glossem tardior, welches in P und im Palatinus I statt longior steht: bei der Lesart longior ant. visa würde longior viel weniger einer Erklärung bedurft haben.

**III. 14. 5.** Suspiciis exceptis ecquid mea carmina solis Artibus . . . ?

Da in den Hdschr. grosser Zwist herrscht (A G H P V und 4 andere conficis, daneben colligis, concipis, aspiciis, suscipis, excipis, conspiciis), werden wohl auch die heutigen Gelehrten über die Stelle nie ganz einig werden. Suspiciis, welches Ehw. — ohne dass es in einer Hdschr. steht — gewählt hat, scheint mir nicht ganz in den Zusammenhang zu passen: denn nicht nur darum ist es Ovid zu thun, dass der Gönner seine Gedichte hochhalte, sondern dass dieselben in der Stadt bekannt werden (vergl. 4. 8. 9.) Auch suscipis genügt nicht, da es sich nicht nur um die Aufnahme der aus Tomi gesendeten Gedichte (25. 26. 51), sondern auch z. B. um die Metamorphosen handelt (18—21). Was Ovid von jenem Freunde erbittet, zeigt deutlich v. 18: cetera fac curae sit tibi turba palam. (vergl. auch 15—16). Nun würden diesem Sinne entsprechende Verba (z. B. respiciis) leicht zu conjiciere sein, auffällig bleibt aber die grosse Verschiedenheit der hdschr. Lesarten: dieselbe weist doch wohl darauf hin, dass hier ein schwer verständliches Verbum gestanden hat, welches sowohl zu Glossemen, wie zu verunstaltenden Konjekturen Anlass gab. Vielleicht ist demnach — mit Owen — das durch die Übereinstimmung der 5 besten Codd. empfohlene conficis beizubehalten, so schwer es auch, vielmehr gerade weil es so schwer zu erklären ist. Conficis würde zunächst auf das Sammeln der Gedichte gehen (vergl. Cic. ad Att. I. 7. VIII. 1. de imper. § 61. Liv. II. 40), wozu das folgende corpus (8) sarcina (16), desgleichen die



Lesart colligis gut stimmt. Ferner liegt in conficere der Begriff des Vollendens; absichtlich schrieb Ovid nicht das zunächst liegende colligis, sondern conficis, eine feine Schmeichelei gegen den »antistes doctorum virorum«: erst durch dessen Redaktion der Gedichte behufs Herausgabe werden dieselben vollendet. Könnte nicht auch conficere ein Kunstausdruck der Buchhändlersprache sein entsprechend unserem »druckfertig machen«?

**IV. 1. 10.** In numerum pulsa brachia pulsat aqua.

Ehwald bezeichnet pulsat als corrupt. Leicht verständliche Lesarten haben wir in mehreren Hdschr. zweiten und dritten Ranges: versat, jactat, lassat, doch kann ich mich nicht entschliessen, wie Owen, eine der letzteren in den Text zu nehmen. Nach meiner Ansicht kann pulsat weder Glossem sein, noch ist der Fall denkbar, dass es in den so zahlreichen Hdschr. der verschiedenen Familien aus dem vhg. pulsa entstanden wäre. Deshalb muss pulsat beibehalten werden: auch hier hat der ungewöhnliche Ausdruck Glosseme (versat, jactat) bez. Konjekturen (lassat) hervorgerufen.

Pulsa — pulsat ist ein Wortspiel (traductio); brachia pulsare »die Arme werfen« ist ähnlich gesagt wie sagittam pulsare Virg. Georg. IV. 313. Der Dichter braucht im Gegensatz zu refert pariter lentos ad pectora remos — welches bloss eine Umschreibung für »Ruderknecht« ist — hier geflissentlich das kräftige pulsare, um zugleich anzudeuten, dass bei Flötenklang die Ruderarbeit besser von Statten geht.

**IV. 1. 103—104.** Hierzu sei nur kurz bemerkt, dass ich an der Lesart der Hdschr.

Atque ea de multis quoniam non multa supersunt,

Cum venia facito, quisquis es, ista legas,

welche Riese und Güthling haben, keinen so grossen Anstoss nehme, dass ich Ehwalds Konjektur atque ita, de für notwendig hielte. Die Härte des Überganges von dem schwächeren ea zum stärkeren ista wird dadurch gemildert, dass jenes im Nebensatze steht.

**IV. 2. 53—54.** Ipse sono plausuque simul fremituque canente

Quadriugos cernes saepe resistere equos.

Dass sich fremitu canente (L) durch Vergleich mit signum canit, classicum canit, symphonia canit erklären lässt, ist unzweifelhaft; sehr unwahrscheinlich aber ist es mir, dass canere hier in anderem Sinne gebraucht sein soll, als im vhg. Verse, wo es »singen« bedeutet. Deshalb möchte ich die durch AGHPV bezeugte Lesart canentum vorziehen, zumal da Tank nachgewiesen hat, dass L aus einem Exemplar abgeschrieben ist, welches an den Versenden stark verstümmelt und unleserlich war.

(Wäre ich der Ansicht, dass die Autorität von L in jedem Fall massgebend sein müsste, so würde ich doch nicht canente schreiben, sondern in canente (wie in canentes, canentis, was 2 codd. Bodleiani haben) nur den Beweis dafür erblicken, dass die Konjekturen calentes — welche viele Hdschr. und Riese haben — oder paventes (Dresdensis, Güthling) das Richtige trafen. Denn der fremitus geht doch nicht nur von den singenden Soldaten, sondern — und vielleicht gerade der, welcher die Pferde scheuen lässt — von der zuschauenden Volksmenge aus. Jedoch glaube ich von der übereinstimmenden Angabe der Codd. AGHPV nicht ohne zwingendere Gründe abgehen zu sollen.)

**IV. 3. 11—12.** Ei mihi cur timeo? quae sunt manifesta, requiro.

Cur jacet ambiguo spes mea mixta metu?

Dass statt timeam (GHLPV) timeo geschrieben ist, (obwohl es nur in 2 Hdschr. steht, alle anderen haben timidus, timui, nimium), kann ich wegen des folgenden requiro erklärlich finden, warum aber im Pentameter statt labare, wie einstimmig überliefert ist, jacere eingesetzt ist, muss ich bekennen nicht zu verstehen.

Der Conjunctiv timeam soll uns versichern, dass Ovid thatsächlich nicht gefürchtet habe, seine Frau werde seiner vergessen: »warum sollte ich denn fürchten?« dagegen erheischt requiro den Indicativ, da die Frage v. 10 wirklich gestellt ist; auch ist im Pentameter labat zu schreiben (Owen hat labet nach L latet); denn ein Wanken der Hoffnung war thatsächlich eingetreten, sonst hätte er den beiden Bären nicht den Auftrag 1—10 geben können, sonst wären auch 13 ff. völlig unnötig.

**IV. 3. 23.** Non subeunt curae u. s. w.

Tunc — das fast alle Hdschr. aufweisen — ist sehr wohl zu brauchen (zu beziehen auf somnus abit) und von Ovid genau so angewendet Metam. II. 68. XV. 202.

**IV. 3. 77—78.** Ars tua, Tiphy, vacet, si non sit in aequore fluctus,

Si valeant homines, ars tua Phoebe vacet.

Fast alle Codd. sowie Riese, Güthling, Owen haben, meines Erachtens mit Recht, jacet in beiden Versen. Je nach der subjektiven Auffassung des Schriftstellers findet sich öfters, einem Conjunctivus



potentialis oder irrealis im Bedingungssatze entsprechend, im Hauptsatze der Indicativ z. B. Cic. in Qu. Caec. divin. § 21. cur nolint, etiamsi taceant, satis dicunt; nat. deor. III. 32. memoria minuitur, nisi eam exerceas; Cic. leg. I. 19. labebat longius, nisi me retinuissem; offic. II. 19. Verr. V. § 129. Liv. IV. 52.

**IV. 3. 83.** Utere temporibus, quorum nunc munere freta est.

freta est wird von Ehwald als corrupt bezeichnet; er selbst hat (Bursian Bd. 43. S. 270) facta est conjiciert. Ohne Zweifel nach V. 14. 23. ein trefflicher Gedanke: doch entsteht durch facta est et patet eine Tautologie, die ich, wenn sie in den Hdschr. stünde, ertragen würde, die aber nicht gerade durch Konjekturen in den Text gebracht werden möchte; auch wäre es nach meinem Gefühl sehr unschön, wenn der Schluss einer Elegie durch solch langen an das kurze Hauptsätzchen angehängten Relativsatz gebildet würde; würde schliesslich das so bekannte Wort facta nicht wenigstens in einigen Hdschr. richtig stehen?

Nach alledem glaube ich, dass den Relativsatz nur die Worte quorum nunc munere freta est bilden, dagegen der Pentameter einen Hauptsatz enthält als Folge von utere temporibus, obschon ich weiss, dass die Konstruktion Heroid. I. 72. dagegen geltend gemacht werden kann. (betr. et vergl. Amor. II. 14. 44. Virg. Eclog. III. 104.) Ich schlage vor:

Utere temporibus, quorum nunc munere freta es:

Et patet in laudes area magna tuas

»Benutze die Zeitumstände, durch die du jetzt begünstigt wirst, — und ein weites Feld, dir Ruhm zu erwerben, steht dir offen.« Inwiefern Ovids Gattin durch die jetzigen Verhältnisse begünstigt wird, zeigt der Pentameter und besonders V. 14. 23—30. — quorum munere ist ziemlich so viel wie quibus vergl. ex Pont. IV. 15. 19. Met. VII. 93. X. 476. XIII. 277. XIV. 774.

**IV. 5. 27.** Sic aequet tua nupta virum bonitate perenni.

Ich kann mir nicht denken, wie hier Owen novitate (G L) erklären will.

**IV. 6. 13.** Hoc tenuat dentem terram renovantis aratri.

Auch hier hat Owen Unrecht, wenn er — allerdings nach den meisten Hdschr. — scindentis schreibt: renovantis wird ganz besonders durch L semoventis gedeckt, der Schreiber von L hat hier, wie so oft, zwar infolge seines mangelhaften Verständnisses falsch, aber gewissenhaft abgeschrieben. renovare wird sehr oft in diesem Sinne gebraucht, wie Owen selbst durch Beispiele belegt. — Dagegen hat wohl Owen Recht, wenn er terras schreibt: dies steht in AGHV und 9 Hdschr.; L hat terra, da aber semoventis folgt, lässt auch dieser Codex terras als das wahrscheinlich Richtige erscheinen. Der Plural findet sich ähnlich Art. am. II. 671. Metam. VI. 692. Fast. I. 703. und ist hier, wo es sich um den wiederholten Gebrauch und die daraus folgende Abnutzung handelt, besonders passend.

**IV. 9. 3.** Nostraque vincetur lacrimis clementia seris.

Owen behauptet (Praefatio XCIX), clementia — wie in allen Hdschr. ausser viere steht — sei nicht zu verstehen und schreibt dementia (HPV und Hauniensis). Es scheint aber vielmehr dementia unverständlich, denn dass es »Zorn« bedeuten könne, beweisen Amor. I. 7. 19. Tibull. I. 2. 11. keineswegs, mindestens ist Ovids Zorn hier nicht derart, dass er sich durch dementia bezeichnen liesse.

Nostra clementia (μέρος Ἀλζιμώτο!) = ego, ut homo clemens; ähnlich IV. 8. 39. ex Pont. II. 2. 121. nur dass an diesen Stellen ipsa clementia, huius clementia bedeutet: Augustus quamvis clemens sit, hier aber aufzulösen ist: ego quia clemens sum. »Ich in meiner Milde werde mich durch Thränen erweichen lassen.«

**IV. 9. 29.** Circus adhuc cessat; spargit tamen acer arenam  
Taurus.

Es ist nach GHPV jam torvus zu schreiben, acer ist Glossen zu diesem seltneren Worte. Wenn Tank tamen torvus liest, so ist das ein prosodischer Fehler, auch ist das Asyndeton nicht nur nicht unerträglich, sondern es kennzeichnet sehr trefflich die unheimliche »Schwüle vor dem Gewitter.«

**IV. 9. 32.** Dum licet huic nomen dissimulare suum.

Trotzdem dass licet einstimmig überliefert ist, nehme ich doch, so oft ich die Stelle auch gelesen habe, immer wieder Anstoss daran, da es dem Sinne durchaus nicht entspricht.

Die Elegie beginnt: »si licet d. h. mihi per te (wie pateris zeigt), werde ich deinen Namen und dein Vergehen verschweigen.« Was si licet mihi per te bedeutet, zeigen v. 4—6: »wenn du bereust und mich künftig in Ruhe lässt.« Andernfalls droht der Dichter mit Angriffen (7—8): dieser Kampf würde vorwiegend in der Bekanntmachung des Namens und der That seines Feindes bestehen (16—26).



Dann unterbricht er sich (27 — 31): »aber ich will vom Kampfe absehen, so lange« — nun erwartet man nicht »es jenem erlaubt ist, seinen Namen zu verheimlichen« sondern »jener es mir (durch Erfüllung der 4—6 genannten Bedingungen) ermöglichen wird, seinen N. z. v.« Was soll hier licet huic? wann kann der Fall eintreten, dass es jenem nicht mehr erlaubt ist, seinen Namen zu verheimlichen? doch höchstens dann, wenn Ovid denselben veröffentlicht hat: dann wäre aber der Kampf, in seiner Hauptsache wenigstens, schon vorüber, während doch als Gegensatz zu cane receptus der Beginn des Kampfes zu denken ist.

Schon wenn man libet statt licet einsetzt, wird der Sinn gerettet: »so lange es ihm beliebt, s. N. z. v.« d. h. in seiner Hand liegt es (4 — 6!), ob ich den Namen nenne (d. i. den Kampf eröffne) oder nicht. Noch klarer aber ist die Lesart:

Dum dabit hic nomen dissimulare suum.

Ein zu dabit geschriebenes Glossem licet (vergl. v. 1.) kam in den Text, ihm zu Liebe ward mit Verkennung des Zusammenhanges hic in huic geändert. Dass man dissimulare auch von der Verheimlichung des Namens eines anderen gebrauchen kann, beweisen Stellen wie Metam. XIII. 163. II. 374. Tac. Ann. IV. 19.

#### IV. 10. 80.

matri proxima justa tuli.

Owen schreibt wohl mit Recht: matris proxima busta tuli; busta steht in allen Hdschr., matris in A H P und 8 anderen, G matrix besagt dasselbe. »Demnächst hatte ich das Begräbnis der Mutter zu ertragen.« Ebenso wie Ovid Metam. VIII. 538. cinis = Verbrennung gebraucht, wendet er hier busta in diesem Sinne an; vergl. Lucret. III. 919. At nos horrifico cinefactum te prope busto Insatiabiliter deflevimus. Stat. Silv. V. 1. 221. nec enim fumantia busta Clamoremque rogi potuit perferre.

#### IV. 10. 96. Abstulerat decies praemia victor eques.

Warum schreibt hier Owen equis? Reiterrennen waren doch seit Ol. 33 in Olympia eingeführt, und Verbindungen wie victor eques sind sehr häufig. Dann würde immer noch die Burmannsche Konjektur equus (vergl. IV. 8. 19—20. Hor. od. IV. 2. 17.) vorzuziehen sein, weil die Pferde, nicht die Reiter bekränzt wurden. Gilt aber der Kranz nicht auch dem Reiter?

#### V. 1. 18. Aptior, ingenium mite, Tibullus erit.

come, was in A G H P V steht, — alle anderen bieten hier einen ganz anderen Vers — scheint mir in der Bedeutung »launig, frohsinnig« sehr wohl hierher zu passen (vergl. deliciae 15, jocata 20). Ingenium come Nep. Dion 1. Tac. annal. VI. 41.

#### V. 1. 23—24. Quod superest, numeros ad publica carmina flexi Et memores jussi nominis esse sui.

Da socios, wie die meisten Hdschr. haben, durchaus unbrauchbar ist, ist die Lesart von A G animos (V animum) als die massgebende zu betrachten: nach meiner Ansicht ist die Konjektur numeros zu entbehren. Dieselbe scheint allerdings zunächst (im Hexam.) Ovids Worte leichter verständlich zu machen: jedoch das auf numeros zu beziehende sui ist sinnlos, man würde vielmehr ein auf carmina zurückweisendes Pronomen erwarten. Dazu kommt, dass die Codd. nicht sui, sondern mei empfehlen. Deshalb lese ich (mit Owen)

Quod superest, animos ad publica carmina flexi

Et memores jussi nominis esse mei.

»Für die Zukunft habe ich meinen Sinn auf Gedichte allgemeiner Art (die also jeder lesen darf, wie z. B. die Tristien) gerichtet und habe ihm zur Regel gemacht, immer meines Namens eingedenk zu sein«; d. h. entweder: »nie zu vergessen, dass ich Ovidius heisse« (der z. B. Liebesgedichte nicht mehr schreiben darf!) oder — was mir wahrscheinlicher ist —: »daran zu denken, wie ich jetzt genannt werde« (exul! tristis!). Letztere Erklärung wird belegt durch die zahlreichen Stellen, wo nomen die Bedeutung »Ruhm, Ruf, Ansehen« hat, wie jedes Lexikon ausweist.

#### V. 1. 71. Ipse nec hoc mando; sed, ut hic deducta, legantur.

Nicht nur durch die besten Hdschr., sondern auch durch die Vergleichung mit ex Pont. I. 5. 14. wird die Lesart ipse nec emendo empfohlen, und dieselbe giebt einen trefflichen Sinn, wenn man nec emendo als Fortsetzung des fateor (69) fasst: »Sie sind aber schlecht!« das gebe ich zu: — es braucht sie ja niemand zu lesen! — aber ich bringe (dies für die, welche sie doch lesen!) auch selber keine Verbesserungen mehr an; sondern sie sollen als in Tomi geschriebene (d. h. mit Nachsicht) gelesen werden.« ipse steht im Gegensatz zu anderen, welche Fehler (at mala sunt 69) in den Gedichten finden.



**V. 2. 43.** *Videris! ipse sacram, quamvis invisus, ad aram Confugiam.*

Während alle Hdschr. *viderit* haben, schreibt Ehw. *videris*, wohl deshalb, weil Ovid vorher (37—40) seine Gattin in der 2. Person angeredet hat. Genau derselbe Übergang aus der 2. in die 3. Person bei derselben abbrechenden Formel *viderit* findet sich aber auch *Metam. X. 624. Art. amat. II. 371*; vor *viderit* ist natürlich eine Pause zu denken: so würde ich auch den Absatz im Druck nicht nach 44, sondern nach 42 machen lassen.

**V. 3. 50.** *Apponat lacrimis pocula mixta suis*

hat Ehw. mit Recht als corrupt bezeichnet und *Burs. Bd. 43. S. 270. opponat labris pocula mixta suis* conjiciert. Der Gedanke, *labris* in den Vers zu bringen, scheint mir vorzüglich, da der absolute Gebrauch von *opponat* (*apponat* ist nach den Hdschr. gleich gut, passt jedoch weniger in den Zusammenhang) sich nicht beilegen lässt; aber ich stosse mich an *suis*, Ovid hätte wohl kaum dieses ganz überflüssige Possessivum zu *labris* gesetzt. Daher schlage ich vor:

*Opponat lacrimis pocula mixta labris*

und nehme an, dass statt *labris* infolge eines leicht zu erklärenden Versehens abermals *lacrimis* geschrieben und dann dafür, um dem Versmass gerecht zu werden, in ungeschickter Weise *suis* conjiciert worden ist.

**V. 5. 45.** *Nata pudicitia est moris probitasque fidesque*

*At non sunt ista gaudia nata die.*

Mit Recht hält Ehw. den Hexameter für verderbt: *moris* ist aus einem dazugeschriebenen *mores* entstanden, welches darauf hinweisen sollte, dass durch *pud. prob. fides* jenes »*mores*« (v. 43) näher ausgeführt wird. Ehw. vermutet *Burs. Bd. 43. S. 270. nata est probitasque fidesque*, wogegen sich gar nichts einwenden lässt; besser scheint mir noch:

*Nata pudicitia est ista probitasque fidesque,*

da ich die Erwähnung des Geburtstages — der im ganzen Gedicht, besonders aber 41. 43. stark hervorgehoben wird — auch im Hexameter fast für notwendig halte: mindestens wirkt das doppelte *ista* sehr schön.

**V. 6. 5.** *Sarcina sum, fateor, quam si tu tempore duro*

*Depositurus eras, non subeunda fuit.*

Ich glaube sicher, dass Owen Recht hat, wenn er die von den besten Hdschr. verbürgte Lesart

*quam si non tempore nostro*

beibehält: gerade aus der etwas auffälligen Ausdrucksweise erklärt sich die Konjektur *longo*, die in einigen, sowie das Glossem *duro*, welches in den meisten Hdschr. (sogar G) zu finden ist. Die Worte *non tempore nostro* sind eng mit einander zu verbinden und bedeuten »in ungünstiger Zeit, im Unglück.« Das Possessivum wird oft in dem Sinne »günstig, passend« gebraucht; besonders bezeichnend ist hierfür *Liv. XXXVIII. 45. loco aequo, tempore tuo pugnastis?* ausserdem vergl. *Liv. XXIII. 41. (aestu suo) Ov. metam. IV. 373. XIII. 195. Virg. Aen. III. 469. V. 832. XII. 187.* — Dieselbe unregelmässige Stellung der Negation findet sich in der sehr ähnlichen Stelle *Virg. Aen. II. 396.*

**V. 8. 30.** *Cum poenae venia plura roganda petam.*

Die Heilung dieses verderbten Verses wird durch Fabers Konjektur *roganda dabit* in trefflicher Weise bewerkstelligt. *petam* ist Glossem zu *roganda dabit*.

**V. 10. 41.** *Utque fit, in me aliquid, si quid dicentibus illis*

*Abnuerim quotiens adnuerimque putant.*

Eine der verzweifeltsten Stellen, deren sichere Heilung wohl nie gelingen wird (in den Codd. steht auch noch *si quidem* statt *si quid*). Ich begnüge mich mit Aufstellung einer Lesart, die den Buchstaben der Hdschr. einigermaßen entspricht und wenigstens ein Verständnis ermöglicht:

*Utque fit, insidias, si quid dicentibus illis*

*Abnuerim quotiens adnuerimque, putant.*

*insidias putant* = sie vermuten eine böse Absicht (vergl. *Sall. Jug. 53. 3. auxilium putant, Cat. 2. 2. gloriam, 19. 2. praesidium*).

**V. 13. 6.** *Seu me non modico frigore laesit hiems.*

Codd. *sed quod*. Ehwald scheint, indem er *seu me* conjiciert, diesen Vers als Fortsetzung von v. 3, als zweiten möglichen Grund des Übelbefindens (4—5) aufzufassen: diese Konstruktion ist aber doch wohl zu gekünstelt, als dass wir sie dem Dichter durch Konjektur aufbürden dürften. Wenn Ehw. ein



Objekt (me) zu laesit vermisst, so bietet dies auch das hdschr. quod, welches sich auf latius zurückbezieht. Vielleicht ist zu lesen:

Saeva quod immodico frigore laesit hiems.

(immodico steht in HV).

**V. 14. 31.** Siqua tamen pretium sibi merces ipsa petium.

Dieser von Ehw. als corrupt bezeichnete Vers ist von ihm selbst (Burs. Bd. 43. S. 270) in vortrefflicher Weise — wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit — folgendermassen emendiert worden:

Siqua tamen pretium sibi virtus ipsa petium.

Merces, Glossen zu pretium, hat virtus verdrängt, dann sind die mannigfachen Konjekturen entstanden, durch welche die Hdschr. (ausser G H P V) entstellt sind.

## Mitteilungen aus den Handschriften der alten Schneeberger Lyceumsbibliothek.

Von Dr. E. Heydenreich.

Das alte Schneeberger Lyceum besass eine Reihe Handschriften, welche theils aus Zwickau in unsere Gegend verkauft<sup>1)</sup>, theils vielleicht<sup>2)</sup> aus der Bibliothek des berühmten Verfechters der päpstlichen Rechte, des spanischen Kardinals Johann von Torquemada, — wohl durch dritte Hand — in den Besitz des katholischen Pfarrers Johann Bischoff zu Schneeberg und durch diesen auf unsre Berge gekommen waren. Ein im Jahre 1597 aufgenommenes »Vorzeichnus der Buchere, so inn die Schul gehörige« registriert ausser einigen anderen Manuskripten »eczliche geschriebene buchere allerley Materien, gross vnd Klein, Item Oben vffm Bucher Kasten seindt gestanden 37 stuck Allerlei Alte papistische gedruckte vnd zum Theil geschriebene buchere in 4<sup>o</sup> vnd Octavo, so nicht sonderlichen vffgezeichnet wordenn.«<sup>3)</sup> Seit 1614 wurden diese Manuskripte in einem Anbau über der Sakristei der Sankt Wolfgangskirche aufbewahrt, wo sie vor Feuersgefahr gesichert waren.

Von den städtischen Behörden in Schneeberg veranlasst, unterzog sich Herr Prof. Dr. Weicker aus Zwickau 1883 der Mühe, die Bibliothek neu zu ordnen und einen kurzen, übersichtlichen Handschriftenkatalog anzulegen. Derselbe beschränkt sich, wie dies bei der Beschaffenheit der Sammelbände niemand anders erwarten wird, auf eine ungefähre Übersicht des Inhaltes und begnügt sich wiederholt mit allgemeinen Angaben, wie »Betrachtungen theologischen Inhaltes«, »Handschrift juristischen Inhaltes«, »Legendarium«, »Predigten« und dergleichen. Bei dieser Gelegenheit hat Herr Professor Dr. Weicker auch eine neue Numerierung der Handschriften nach römischen Ziffern vorgenommen, welche an Stelle der alten Bibliothekssignaturen mit arabischen Ziffern getreten ist.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Den Folianten No. XIX. hat, wie ein auf dem Holzeinband aufgeklebtes Blatt Papier besagt, der Franziskaner Georgius Zügner aus Zwickau gekauft de uno sacerdote seculari qui vocabatur Symon. Ein in den Band XVI eingelegter alter halber Bogen Papier trägt die Eintragung: Domini Joannis Zcypels fuit. Die Bände IX. X. und XXI. gehörten ursprünglich dem Pfarrer Wolfgang Kraus in Schneeberg. — <sup>2)</sup> Die Notiz bei Melzer, Chronik von Schneeberg S. 202, wiederholt nachgeschrieben z. B. von Schaarschmidt, Versuch einer Geschichte der Schulbibliothek zu Schneeberg 1813, S. 19 und von Stade, Geschichte des Lyceums zu Schneeberg I. 9, wonach Torquemada Bücher nach Schneeberg geschenkt haben soll, ist irrig, da der Kardinal zu der von Melzer angegebenen Zeit längst tot war, vergl. Quetif und Echard, Scriptores Praedicatorum I. 838b, sowie Lederer, Der spanische Kardinal Johann von Torquemada 1879. Näheres hierüber enthält der Seite 41 Anmerkung 2 angeführte Aufsatz. — <sup>3)</sup> »Inventarium der Pfarr- und Spital-Kirchen, des Custodis, der Pfarr, der Schulbuchere, der kirchen Gesang Bucher vnd dergleichen Auffgerichtet Anno 1597« im Schneeberger Ratsarchiv, dessen Benutzung Verf. der Liberalität des Herrn Bürgermeisters Dr. von Woydt verdankt, Acta G II. 3, Blatt 7 ff. Nähere Nachrichten über die älteste Geschichte der Schulbibliothek sind weder im Stadtarchiv zu Lössnitz noch im Pfarrarchiv zu Neustädtel erhalten, obwohl diese Archive reich an sehr alten Überlieferungen (Ermisch im Neuen Archiv f. sächs. Gesch. X. 1889, S. 185 ff.). Die Durchsicht des erstgenannten verdankt Verf. der Güte des Herrn Bürgermeisters Zieger, die des letztgenannten der Zuvorkommenheit des Herrn P. Herzog. — <sup>4)</sup> Schneeberger Ratsarchiv Acta B VIIa No. 32, Acta G II No. 104.



Als darauf die Lyceumsbibliothek dem Königlichen Gymnasium überlassen wurde, gab die Leitung desselben dem Verfasser den Auftrag, diese Manuskripte, denen in den Räumen des neuen Gymnasialgebäudes eine freundliche, zu häufiger Benutzung einladende Heimstätte vorbehalten ist, einer genaueren Prüfung zu unterziehen: Wie aus den folgenden Mitteilungen erhellt, ist der wissenschaftliche Wert grösser, als bisher bekannt war.<sup>1)</sup> Denn sie enthalten nicht nur interessante Nachrichten aus der sächsisch-thüringischen Geschichte,<sup>2)</sup> sondern auch ausser anderem, worauf einzugehen der beschränkte Raum verbietet, beachtenswerte Beiträge zur Kirchengeschichte des Mittelalters.

### 1. Zur Quellenkunde der Geschichte Italiens.

Dass die alten Handschriften der Schneeberger Lyceumsbibliothek auch über die Verhältnisse Italiens zur Zeit des Mittelalters Aufschluss geben, wird niemand erwarten. Und doch gilt dies von drei Bänden derselben.

In die kirchenrechtlichen Verhältnisse unter König Robert von Sicilien und zwar entweder dem bekannten Robert Guiscard oder dem Robert le Sage, der auch le Bon heisst und von 1309 bis 1343 regierte<sup>3)</sup>, werden wir eingeführt durch ein umfangreiches Manuskript (Band XIV, Blatt 126 bis 287), zu dessen Bestimmung eine von Herrn Hüttenmeister Müller in Oberschlema freundlichst angefertigte Photographie der ersten Seite gute Dienste geleistet hat. Der Anfang lautet: *Sicut fulgur auri superat fulgorem omnium metallorum, ut legitur in Canon. XCVI d. . duosunt, Sic lucet profunda scientia sacrae majestatis domini nostri Roberti Jerosolymae et Siciliae regis illustris vera data fulgoribus in omni genere scripturarum; superat scientiam omnium principum qui sunt et fuerunt in toto orbe terrarum a tempore Salomonis et David illustrium principum beatorum. Sic ex gestis majestatis ipsius luculenter apparet, quae gesta ad perpetuam rei memoriam in nova cronica transscribi laudabile satis esset.* Über den Verfasser begnügt sich die Einleitung des Werkes folgende Auskunft zu geben: *majestas pro augmento suae scientiae affectans transcurrere librum aureum doctoris qui inter ceteros libros mundi post bibliam obtinet principatum eo quod inter cetera ibi totius christianitatis norma seu regula inest Laurentio Pulderico clerico Neapolitano inter decretorum doctores minimo ipsius majestatis consiliario et familiari. viva voce mandant ut . . ejusdem liber decretorum tam ex textu quem volo assumere, dum in unum volumen abbreviatum debent componere festinanter . . debeat memoriae commendari.* Darnach haben wir den Laurentius Puldericus vor uns, dessen *breviarium* für die Geschichte des kanonischen Rechtes bemerkenswert ist,<sup>4)</sup> und zwar in einer Bearbeitung, die mit den Worten »Explicit liber qui dicitur *breviarium decretorum*« auf Blatt 285 beendet wird und über die ein angefügtes Register, betitelt »*tituli librorum decretalium cum remissionibus in decretis*« eine Übersicht gewährt. Nicht nur über Symonie, Exkommunikation, Kirchenzehnten, Recht der Wittwen und Waisen und zahlreiche andere Gegenstände des bürgerlichen und kirchlichen Lebens, sondern auch über das wechselseitige Verhältnis der höchsten Autoritäten, des Papstes, des Kaisers, des Generalkonziles, wird in diesem Werke gehandelt.

Einige Proben mögen die Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände verdeutlichen. Blatt 129: *Notandum quod papa non potest tollere leges nisi quae ad suum forum . . Imperator debet esse contentus sua administratione et non debet usurpare ea quae sunt sacerdotibus . . potestas regum sacerdotali potestati subicitur. hic notandum quod principatus ecclesiasticus est perfectior principatu saeculari.* — Bl. 131: *Non est ratum concilium generale quod non fit auctoritate papae; hic notandum quod legatus papae nec potest facere concilium generale nisi ad hoc esset specialiter destinatus.* — Bl. 155: *Qui non canonica electione cardinalium sed per pecuniam vel tumultum popularem assumptus fuerit in papam, non apostolicus sed apostaticus habetur.* — Bl. 209: *prohibetur mulier condemnata de adulterio testimonium dicere, aliae autem mulieres habent jus dicendi testimonium.* — Bl. 228: *non est delictum militare, sed propter praedam militare peccatum est.*

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. Schaarschmidt, Versuch einer Geschichte der Schulbibliothek zu Schneeberg S. 20. — <sup>2)</sup> Dies hat Verf. näher ausgeführt in dem Aufsatz: „Mitteilungen zur sächsisch-thüringischen Geschichte aus den Handschriften der alten Schneeberger Lyceumsbibliothek“, welcher im 12. oder 13. Bande des Neuen Archives für sächsische Geschichte erscheint. Hier sei nur hervorgehoben, dass die Schneeberger Lyceums- d. i. die jetzige Gymnasialbibliothek eine bis jetzt völlig unbekannt gebliebene, auch im Katalog nicht erwähnte Handschrift von des Dietrich von Apolda Leben der heiligen Elisabeth besitzt. Dieser Schneeberger Text wird für die Herausgabe dieses wichtigen Quellenwerkes, welche von der Leitung der Monumenta Germaniae in Aussicht gestellt ist, um so weniger unbeachtet gelassen werden dürfen, als derselbe ein bis jetzt noch nirgends wo sonst aufgefundenes Bruchstück enthält. — <sup>3)</sup> Trésor de chronologie par De Mas Latrie. Paris 1889. — <sup>4)</sup> Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des canon. Rechtes II. 392. giebt weder eine Handschrift noch einen Druck an, was er sonst zu thun pflegt. Daraus kann man schliessen, dass ihm ein Druck nicht vorgelegen hat. Wie ferner ein hervorragender Kenner des Mittelalters, Herr Universitätsprofessor Dr. Erler in Leipzig, mitzuteilen die Freundlichkeit hatte, ist weder diesem noch auch Herrn Geheimen Hofrat Prof. Dr. Friedberg ein Druck des Breviariums bekannt.



Das Schneeberger Manuskript enthält teilweise Randnoten z. B. Blatt 128: Caspar de Caldrinis<sup>1)</sup> dicit quod mulier debet alere puerum nisi subest causa legitima vel quia est infirma vel aliter impedita.

In der »Bulla que in cena domini legi solet Rhome«, wie dieselbe buchstäblich in Band I, Blatt 32 tituliert wird, des Papstes Alexander VI Borgia vom Jahre 1495 werden nicht nur die Heretiker, deren eine Reihe mit Namen aufgeführt werden, »ex parte dei omnipotentis patris et filii et spiritus sancti auctoritate quoque beatorum apostolorum petri et pauli ac nostra« feierlich exkommuniziert, sondern ebenso auch die Wegelagerer und Räuber, welche den Verkehr auf den Strassen und die Schifffahrt an den Küsten Italiens hindern. Da Herr Dr. phil. Le Mang, welcher auf meine Bitte die reichen Schätze des Königl. Sächs. histor. Seminars in Leipzig diesbezüglich durchzusehen die Güte hatte, diese Bulle in keinem gedruckten Buche gefunden hat, so dürfte es nicht überflüssig sein, aus der Schneeberger Handschrift noch drei Proben mitzuteilen. So heisst es Blatt 32b: Item excommunicamus et anathematizamus omnes piratos curfarios latrunculos maritimos et alios praecipue qui mare . . a monte Argentario usque ad Terracinam discurrere et navigantes in illo depraedari mutilare et interficere ac rebus ac bonis suis spoliare hactenus praesumpserant et praesumunt ac omnes receptores eorundem ac eis auxilium dantes consilium vel favorem. — Bl. 33: Item excommunicamus et anathematizamus omnes impediens seu invadentes victualia seu alia ad usum Romanae curiae necessaria adducentes vel [qui] ne ad Romanam curiam ipsam adducantur vel deferantur impediunt . . Item excommunicamus et anathematizamus omnes illos qui ad sedem apostolicam venientes et recedentes ab eadem nec non omnes illos qui jurisdictionem ordinariam vel delegatam aliquam non habent in eadem curia Romana morantes temeritate propria rapiunt spoliare et detinent aut ex proposito deliberato verberare mutilare vel interficere praesumunt et qui talia sive faciunt seu mandant. Item excommunicamus et anathematizamus omnes temere militantes vulnerantes interficientes capientes carcerantes et detinentes patriarchas archiepiscopos et episcopos eorundem mandatores. — Bl. 34 f.: Item excommunicamus et anathematizamus omnes illos qui per se vel per alium seu alios directe vel indirecte sub quocunque titulo vel colore occupant detinent vel hostiliter destruunt vel invadunt armant in totum vel partem aliam urbem Regia (sic!) Siciliae seu Trinackiae insulas Sardiniae Corsicae terram circa sanctum patrimonium beati Petri und nun folgt noch eine Reihe italienischer Örtlichkeiten.

Wenn wir von den auf den Franziskanerorden bezüglichen Handschriften absehen, welche sich wiederholt mit Assisi beschäftigten, so ist über die Quellenkunde zur Geschichte Italiens in der Schneeberger Lyceumsbibliothek noch bemerkenswert ein Brief des Papstes Eugen IV vom 7. Juli 1446, abgeschrieben vorhanden Band X, Bl. 257. In demselben wird unter Bezug auf ein in gleicher Angelegenheit bereits an den episcopus Li . . erlassenes Breve desselben Papstes ein Streit über die Abendmahlslehre wie folgt, entschieden: Intelligimus itaque optime jure satisfactum esse canoni, si in ebdomeda sacra vel infra octavam paschae resurrectionis dominicae secundum meliorem dispositionem conscientiae et apertiore mentis devotionem fideles praeparatione debita sanctum eucharistiae pignus accipiunt et cum domino pascha celebrent at salutem. Et huic sententiae omnes volumus requiescere. Welcher Bischof gemeint ist, lässt sich bei der Abbreviatur Li . . des Namens zwar nicht sicher erkennen. Es dürfte aber entweder der Bischof von Lecce (Liciensis) in der neapolitanischen Provinz Terra d'Otranto oder der von Lipari (Liparensis) auf der Insel Sicilien im Thale Minore de Messina gemeint sein.<sup>2)</sup>

## 2. Zur Quellenkunde der Geschichte des Franziskaner-Ordens.

Für die Geschichte des Franziskanerordens, zu der nach den umfangreichen und dennoch lückenhaften Veröffentlichungen eines Wadding jetzt aufs Neue von mehreren Gelehrten wie z. B. von Denifle<sup>3)</sup>, Ehrle<sup>4)</sup> und Frey<sup>5)</sup> wertvolle<sup>6)</sup> Bausteine zusammengetragen werden, enthalten auch die Handschriften der alten Schneeberger Lyceumsbibliothek mehrere Beachtenswerte. Dies erklärt sich leicht. War doch trotz vieler unliebsamer Erfahrungen, welche die ersten Sendboten dieses Ordens in Deutschland gemacht<sup>7)</sup>,

<sup>1)</sup> Über diesen vergl. Fabricius, Biblioth. lat. med. et inf. aet. I. 321. — <sup>2)</sup> Döllinger, Materialien zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts I. 137. 144 f. — <sup>3)</sup> Denifle, Zur Quellenkunde der Franziskaner-Geschichte, Archiv f. Ltr. u. Kirchengesch. des Mittelalters I. 1885, S. 145 ff., 630 ff. — <sup>4)</sup> Ehrle, Die historischen Handschriften von S. Francesco in Assisi, Archiv f. Ltr. u. Kirchengesch. d. Mittelalters I. 470 ff. — <sup>5)</sup> Frey, Zur Geschichte der Franziskanerlitteratur, Vierteljahrsschrift für Kultur u. Ltr. der Renaissance II. 1886, S. 97 ff., 229 ff. — <sup>6)</sup> Vergl. Molinier in Revue historique 1890, p. 405: Après les travaux de Lucas Wadding, le grand annaliste de l'ordre des Mineurs, à vrai dire plus enthousiaste qu'exact et impartial, après les publications de Baluze et de d'Argentré, ainsi que les études contemporaines de Böhmer, de Hefele etc. bien des lacunes subsistaient encore dans ce vaste ensemble de faits. — <sup>7)</sup> Wadding, Ann. min. I. 303: In Germaniam missi sunt nulli; adeo enim Teutonum ferocitatem explicarunt illi qui inde praecedenti anno redierant, plagis contumeliis et damnis exsaturati, ut communi ferme prece inter fratres diceretur: A Teutonibus libera me Domine.



derselbe ebenda weit verbreitet; es gab auch in unserem Vaterlande genug Mönche, die sich mit Abschreiben die Zeit vertreiben konnten und durften, da wissenschaftliche Beschäftigung nicht von der Regel des heiligen Franz ausgeschlossen war.

Die von dem Terminarius der Franziskaner Nicolaus Baumgärtel noch vor der Gründung eines Franziskanerklosters in Chemnitz daselbst gefertigte und bisher unbekannt gebliebene Margaritha juris vom Jahre 1478 füllt den Handschriftenband XII. Der Bischof Alexius de Siregno von Piacenza, über dessen sermo factus Constantii generali in concilio weiter unten nach Band XXIII referiert wird, gehörte ebenfalls dem Franziskanerorden an; ebenso Nicolaus de Lira, dessen berühmte postillae perpetuae sive brevia commentaria in universa Biblia 1330 beendet wurden<sup>1)</sup> und von dem der fünfte Band der Schneeberger Handschriften Bl. 63 ff. enthält eine tabula de concordia et discordia evangeliorum ubi conveniunt et ubi non. Derselbe Band bietet ferner laut Unterschrift (vgl. Blatt 63) Rubricae diversorum voluminum juris civilis secundum ordinem alphabeti positae sive compilatae a fratre astezano de hast de ordine fratrum minorum<sup>2)</sup>.

Ausser in den bereits erwähnten Handschriftenbänden findet sich auch in den Nummern I und XV einschlagender Stoff.

Der erste Abschnitt in dem von sehr verschiedenen Händen geschriebenen Sammelband I behandelt den Ablass, ohne dass eine Angabe über den Verfasser beigegeben ist. Der Anfang lautet: Item ultimus zelus ad animas orditur B Francisci et salutem omnium non solum optasse sed etiam procurasse ex sacrae indulgentiae quam a Jhesu Christo impetravit adumbrante S. Maria a papa Honorio tertio obtinuit impetrationem. Es folgen nun zwölf Wundergeschichten<sup>3)</sup>; am Ende heisst es Blatt 22: praefatis ergo duodecim testimoniis patet istam indulgentiam sanctae Mariae esse verissimam quae domina sancta affirmata et coram testibus dicta et probata quae quilibet fidelibus dum attente ponderat et diligenter indubie credat hanc indulgentiam esse et ore veram censendam et ut toto opere persequendam. Multa alia a domino sunt facta ad istius indulgentiae confirmationem. Sed pro opere praemonito dicta sufficiunt.

Ausserdem enthält Band I noch auf Blatt 61 ff einen Sermo de sancto Francisco<sup>4)</sup>. Hier wird ausgeführt, dass die Seele des heiligen Franziskus gekrönt sei mit einer Krone, die aus folgenden zwölf Sternen bestehe: 1. Mentis puritas et innocentia, 2. Fervens caritas et amicitia, 3. Dulcis pietas atque clementia, 4. Morum dignitas et excellentia, 5. Sensus maturitas atque providentia, 6. Cordis humilitas atque subjaecentia, 7. Pia benignitas atque complacentia, 8. Mentis sublimitas et eminentia, 9. Pungens asperitas et poenitentia, 10. Fortis stabilitas et patientia, 11. Longa soliditas et permanentia, 12. Dei timoritas et reverentia.

In Band XV beginnt, nachdem Blatt 165 »De sancta Otthilia virgine« gehandelt ist, auf Kolumne 3 dieses Blattes mit veränderter Tinte und Schrift ein Zeugnis des frater Theobaldus<sup>5)</sup> episcopus dei gratia Assisii über den heiligen Franziskus und den Ablass<sup>6)</sup>, und zwar, wie es wörtlich heisst, propter quorundam detrahentium linguas qui zelo invidiae et fortasse ignorantiae concitati indulgentiae sanctae Mariae de Angelis quae est prope Assisium indurata facie contradicunt<sup>7)</sup>. Hiermit vergleicht sich die Testificatio domini fr. Theobaldi de Ponte<sup>8)</sup> episcopi Assisii de ista s. indulgentia supradicta in No. 344 der Handschriften von S. Francesco in Assisi<sup>9)</sup>. Dann folgen von Blatt 166 an in der Schneeberger Handschrift unter der Überschrift Sequitur de veritate et certitudine hujusmodi indulgentiae abermals Wundergeschichten ähnlichen Inhaltes wie in Band I. So heisst es z. B. Blatt 167a: Item anno

<sup>1)</sup> Fabricius, Biblioth. lat. med. et infimae aetatis V. 114 ff. — <sup>2)</sup> Wadding, Ann. min. VI. 245: Eminebat hoc tempore [1316] etiam doctrina . . . frater Astesanus de Aste Galliae Cisalpina civitate, omni scientiarum genere excultissimus, auctor „summae Astensis“ a suo nomine nuncupatae. — <sup>3)</sup> Folgendes diene als Probe: Anno domini 1326 frater Aegidius de urbe veteri confessus primo dum iret versus dictam ecclesiam Jhesum Christum stantem et beatam virginem ante januam dictae ecclesiae vidit juxta eum et ipsam capite inclinato filio suo regratiabatur de tanta gloria quam fecerat pectoribus ad supra dictam ecclesiam accedentibus, vidit etiam beatam virginem respicientem inter ecclesiam et dicentem haec verba: In loco isto est thesaurus vitae aeternae. Über diesen Aegidius vergl. z. B. Wadding, Ann. min. II. 430 ff. — <sup>4)</sup> Über andere Heilige enthalten die Schneeberger Lycealhandschriften z. B. noch folgende Aufsätze: De sancto: Albano XV. 37, Alexio XI. 69, XV. 55, Antonio XV. 216, Augustino XV. 90, Benedicto IX. 191, XV. 249, Bernardo IX. 237, 266, 352, Blasio XV. 229, Calixto XV. 116, Donato XV. 74, Erhardo XV. 212, Eustachio XV. 134, Fabiano XV. 218, Germano XV. 68, Hilario XV. 214, Kiliano XV. 51, Laurentio XV. 75, Longino XV. 248, Ludewico rege XV. 89, Mauricio XV. 105, Nicolao X. 224, Sebastiano XV. 219, Silvestro XV. 202, Stephano XV. 71, Theodoro XV. 137, Wenzeslao XV. 108 und de sancta: Agatha XV. 231, Anna XV. 65, Barbara X. 219, Brigitta XV. 224, Caecilia XV. 154, Dorothea XV. 232, XXIII. 183, Elysabeth X. 159, XV. 143, Katherina X. 162, XV. 161, Margaretha XV. 51, Maria Magdalena XV. 56, Martha XV. 65. — <sup>5)</sup> Die Handschrift bietet theobaldus durch Korrektur aus theodaltus doch ist d hinter o wohl aus b verschrieben. — <sup>6)</sup> Wadding, Ann. min. I. 42; Herzog, Encyklop. IV. 656. — <sup>7)</sup> Testimoniales litterae des „Dominus Theobaldus Episcopus Assisias, qui floruit ad annum MCCCVIII“ erwähnt Wadding, Ann. min. II. 57 und bemerkt, dass ihr „autographum servatur in Archivio nostrorum Patrum conventualium in Urbe ad Sanctos Apostolos“. — <sup>8)</sup> Gams, Series episcoporum I. 669. — <sup>9)</sup> Ehrle, Archiv f. Ltr. u. Kirchen-Gesch. des Mittelalters I. 487. —



domini 1303 magna multitudine apud Assisium intuita indulgentiae constituta in portiuuncula tumultus, ecce columba quaedam alba veniens quinque vicibus super totum populum volavit et fr. Conradus Linus nunc sepulchrum ut sanctus sicut et fuit hortatur, vidit beatam virginem cum filio suo benedicto de celo descendentem et ipsum benedicentem populum ibi constitutum.

Besonders bemerkenswert erscheint der fünfte der Schneeberger Handschriftenbände. Ausser dem bereits Erwähnten enthält er zunächst zwei anonyme Traktate über die Franziskaner, so ein auf Blatt 25 zu Ende gehendes Statutum fratrum minorum scriptum anno domini 1384 und einen anderen Aufsatz, welcher Blatt 98 unterzeichnet ist: Expliciunt apparatus trium decretalium sive ex frequentibus et religiosis et super cathedram in quibus ponuntur libertates et obligationes fratrum praedicatorum et minorum. Dazu kommen das decretum in ysenacho scriptum et completum, welches auf Blatt 149 sein Explicit hat, und auf Blatt 159 ff die Decretale Exiit qui seminat Nicolaus des III. vom 14. Aug. 1279, welche sich auf den Standpunkt der gemilderten Ordensobservanz stellt und auf welche der Papst, unterstützt von einer Zahl tüchtiger Kirchenrechtslehrer, geraume Zeit mit Hintansetzung aller übrigen Geschäfte besondere Sorgfalt verwendet hat<sup>1)</sup>. Diese Bulle Nikolaus des III. bildet in der Schneeberger Handschrift einen Teil eines längeren Abschnittes, welcher Blatt 156a überschrieben ist: Hic ponuntur aliqui decretales qui valent pro libertate religiosorum. Es finden sich in diesem Abschnitte ausser anderem auch Auszüge aus Decretalen der Päpste Gregor IX (Blatt 156), Innocenz III (Bl. 156. 157.), Bonifaz VIII (Bl. 157. 158), Gregor X (Bl. 158). Ferner enthält derselbe fünfte Band Blatt 183 ff die die Ordensregeln der Franziskaner sanktionierende Bulle Honorius des III. Solet annuere, welche bei Wadding, Ann. min. II 70 gedruckt ist. Vor Beginn derselben steht auf Blatt 183a auf dem oberen Rand: Incipit regula et vita minorum fratrum. Noch auf derselben Seite wird dies angekündigte Stück in diese Bulle eingeschoben mit den Worten: Regula et vita minorum fratrum haec est: Secundum dominum nostrum Jesum Christum sanctum evangelium observare vivendo in oboedientia sine proprio et in castitate frater franciscus promittit u. s. f. Dieses Stück ist gedruckt bei Wadding, Ann. min. II 64. Der ganze Blatt 156a beginnende Abschnitt wird Blatt 189b ff. abgeschlossen durch ein Register, dessen Überschrift lautet: »Hic ponuntur tytuli decretalium eo ordine quo ponuntur in libro«; Seite 192a heisst es zum Schluss: »Explicit hoc totum Anno domini 1389«.

Blatt 189a dieses fünften Bandes enthält auf einer leer gelassenen halben Seite mit schwächerer Tinte aus vielleicht späterer Zeit das folgende Gelöbniß<sup>2)</sup>:

Ich bruder N adder swister des dritten ordins sancti Francisci globe gote und der liben juncfrawen Marien und dem liben herrn Sancto Francisco und allen heiligen und den vater, al meine lebetage zu halden den dritten orden Sancti Francisci der brüder vnd der swestern von der dritten regel, den orden der do bestetiget und befestent ist von unserm heiligen vater dem babiste Nicolao und daz her gesatz hat an dysem leben daz wil ich wirken und thun mit guten trawen in gehorsam und globe daz ich noch nimmer gescheyden wil von disen orden, ich kenne den zu eynen hoheren leben kommen mit der gnaden des heiligen geistes. Amen.

Der Schreiber dieses Franziskanergelöbnisses war ein Mitteldeutscher. Dies beweisen die Formen halden, her, adder<sup>3)</sup>; halden findet sich z. B. mehrfach in den Schneeberger Bergordnungen des ausgehenden 15. Jahrhunderts<sup>4)</sup>. Auffällig ist die Form swister mit i, welche im Lexikon von Müller-Zarncke nicht belegt ist; doch würde sie sich als mitteldeutsch erklären<sup>5)</sup>, vgl. geswister neben geswester, jetzt Geschwister, got. svistar, engl. sister. — befestent ist das part praet. von befestene = bestätigen, festsetzen. Diese Form findet sich z. B. noch im Brünner Stadtrecht 371: des hab wir disen prief mit unserm insigel behangen und befestent.

Ein solches Gelöbniß wurde nach Verlauf eines Probejahres von denjenigen abgelegt, welche nicht in ein Kloster traten, sondern in ihren weltlichen Lebensverhältnissen blieben. Wenn sie, wie dies auch das Ende des vorliegenden Gelöbnisses erweist, der Sitte nach versprochen, im Orden zu bleiben und nicht aus demselben wieder auszutreten, so pflegten sie den Vorhalt zu thun, es sei denn um Mönch oder Nonne zu werden.<sup>6)</sup> Kamen sie aber, wie sich das vorliegende Gelöbniß ausdrückt, »zu einem höheren Leben mit der Gnade des heiligen Geistes«, so wurden sie fratres primae regulae d. i. fratres minores oder sorores secundae regulae d. i. Clarissae.

<sup>1)</sup> Ehrle, Die Spiritualen, ihr Verhältnis zum Franziskanerorden und zu den Fraticellen, Archiv f. Ltr. u. Kirchen-Gesch. des Mittelalters III. 586. — <sup>2)</sup> Auch dieses Stück ist mit wiederholten Abkürzungen geschrieben. — <sup>3)</sup> Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik § 173. § 458. — <sup>4)</sup> Ermisch, Freiburger Urkundenbuch II. 461, 6; 462, 4; 468, 14. — <sup>5)</sup> Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik § 39. — <sup>6)</sup> Herzog, Encyklop. IV. 664. —



Die Denkweise des Ordens giebt sich deutlich in dem Gedicht auf den heiligen Franciscus kund, welches auf einem Papierblatt etwa des 15. Jahrhunderts<sup>1)</sup> sich in Schneeberg, wie folgt, erhalten hat:

Coeli coeli in colono  
totus orbis in patrono  
Christo promat dulci sono  
melos ac tripudia.  
gratulentur et minores  
in Francisco cuius mores  
aegros sanat et languores  
mentis atque vitia.

Super Christum stans infixus  
in confixo manet Christus  
crucifixum crucifixus  
nudus nudum sequitur.  
flagrat pectus ex amore  
rubit latus ex cruore  
pes cum manu nono rore  
carnis clavis pingitur.

Paupertatis in camino  
praelectus partu trino  
secum locat in divino  
throno multa milia.  
praecursoris in se certum  
signum gerens per desertum  
mundi clamat in apertum:  
fiat poenitentia.

Gestis verba confirmantur  
atque signis nam amantur  
omnes morbi suscitantur  
defunctorum funera  
fidem aemulans Romanam  
gentem adiit paganam  
horum sectam culpam vanam  
palam atque scelera.

Spe fraudata percussoris  
ac in vico laxis toris  
intus Jesus Christus foris  
spia datur affuit.  
hinc electam amans gentem  
rex supernus cupientem  
solum palmam non carentem  
refrenari voluit.

Iam de pulsa carnis mole  
novus doctor novae stolae  
munus tenens primae stolae  
paradisum possidet.  
Ubi suos insequentes  
gressus opemque poscentes<sup>2)</sup>  
insecturus ac nolentes  
conventurus residet.

O Francisce dux virtutum  
parvum gregem te secutum  
tuum serva praebens scutum  
cordis tui vulnera,

ut pastorem te sequentes  
iter rectum ac tenentes  
tecum cernant perfruentes  
regnantem in aethera.<sup>3)</sup>

### 3. Zum Kostnitzer Konzil. Alexius von Piacenza.

Da wir über das Kostnitzer Konzil nicht eine solche Fülle von Nachrichten, wie über das Baseler<sup>4)</sup> und Tridentiner Konzil besitzen<sup>5)</sup>, haben in neuester Zeit Caro<sup>6)</sup>, Erler<sup>7)</sup>, Finke<sup>8)</sup>, Tschackert<sup>9)</sup> und andere zur Geschichte der Ereignisse in Kostnitz willkommene Beiträge geliefert. Auch die Handschriften der Schneeberger Lyceumsbibliothek enthalten einiges einschlägige, bisher unbekannt gebliebene Material.

Der Schneeberger Sammelband No. XXIII. bietet zunächst fol. 172 ff. einen »Sermo factus Constantii generali in concilio« mit dem Anfang: Si veritatem dico vobis, quare vos non creditis mihi? und dem Schluss fol. 176 b: Quam fortitudinem constantiam atque perseverentiam nobis fragilibus in tantis periculis constitutis concedere dignetur summa et inseparabilis veritas, quae in aeternum vivit et regnat atque triumphat. Amen. Diese Rede ist veröffentlicht von Walch<sup>10)</sup> unter dem Titel: Auctoris anonymi oratio pro maturanda reformatione in concilio Constantiensi D. V. April CIOCCCCXVI dicta« und wurde am Passionssonntag den 5. April 1416 von Theoderich von Münster gehalten.<sup>11)</sup> Einzelne Stellen können aus der Schneeberger Handschrift emendiert worden: so steht statt des sinnlosen ideo (Walch 165, 7) in der Handschrift das richtige video. Der Anfang von pag. 166 Walch ist in der

<sup>1)</sup> Dasselbe wurde eingelegt gefunden in den Inkunabeldruck XIV, welcher in der Weise von Handschriften gedruckt ist, unter anderen auch Musikalien in Hufeisenschrift enthält, keine Angabe über Ort und Zeit des Druckes, aber auf dem Einband den Vermerk aufweist: Missale Humberg. Gegenwärtig wird dieses Manuskript im Handschriftenband XIV aufbewahrt. — <sup>2)</sup> Die Handschrift, welche alles in einer Linie fortschreibt, bietet hinter poscentes noch paradisum, offenbar nur durch Wiederholung aus der vierten Zeile derselben Strophe. — <sup>3)</sup> Die Handschrift fügt noch an »De sancto francisco alius« mit dem Anfang: »Letabundus francisco decantet clerus alleluia« und ferner: »De sancto antifonia de pad« (hier folgt eine Lücke des Manuskriptes) mit dem Anfang: Gaude felix sponsa Christi, Quae fecunda manens munda Mater es fidelium. — <sup>4)</sup> Auch zum Baseler Konzil ist ein Beitrag in der alten Schneeberger Lyceumsbibliothek vorhanden: Band X. 256 enthält in Abschrift sowohl den Beschluss der Sitzung vom 17. Sept. 1439 über die Empfängnis Mariä, welcher bei Mansi Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio IX. 182 sq. und Harduin, Acta conciliorum et epistolae decretales ac constitutiones summorum pontificum VIII. 1266 gedruckt ist, als auch das Dekret über die Eucharistie »Datum Basiliae in nostra publica et solemnii sessione x kls. Januarii 1437« (bei Mansi XXIX, pag. 158 sq. und Harduin VIII, pag. 1244). Die Textesabweichungen der Schneeberger Handschriften über diese beiden Dekrete sind unwesentlicher Natur. In die grossen Kirchenkämpfe des 15. Jahrhunderts versetzt uns auch ein lateinischer Text Band XIV, Blatt 288b: quod papa est major consilio et potest facere contra edicta in conciliis, sunt multi textus evangeliorum. — <sup>5)</sup> Finke in: Röm. Quartalschrift für christl. Altertumsk. 1887, S. 46. — <sup>6)</sup> Caro, Aus der Kanzlei Kaiser Siegismonds, Urkundl. Beitr. zur Gesch. des Constanzer Konzils, Archiv f. österr. Gesch. 59. Bd. 1880, S. 1 ff. — <sup>7)</sup> Erler, Dietrich von Nieheim, S. 225 ff. — <sup>8)</sup> Finke, besonders in der Schrift: Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils 1889. — <sup>9)</sup> Tschackert, Peter von Ailli 1877, S. 181 ff. — <sup>10)</sup> Walch, Monumenta medii aevi II. 163 ff. — <sup>11)</sup> Walch ao. p. XXV sqq. — Hefele, Conciliengeschichte VII. 254. —



Handschrift vollständiger so enthalten: Et quibus [possum] desideriis ad te suspiro quatenus dones mihi coram isto sublimi auditorio de te tuaeque [Walch tuisque] lucis radiis dicere saltem aliquid modicum quod aedificet [die gesperrt gedruckten Worte fehlen bei Walch] dicere potius cum exhortatione humili [humili exhortatione. Walch] quam docere quia non est alius praeter te domine quisquam doctor veri ubicunque et undecunque clariuerit, inquit Augustinus V confess. —

Eine bis jetzt nicht gekannte Nachricht bietet derselbe Band fol. 156, 1 mit folgender Überschrift: In nomine domini amen. Sermo factus constantii tempore generalis concilii anno domini MCCCCXVII die XXV Martii scilicet in festo annunciationis virginis gloriosae per me fratrem Alexium ordinis minorum episcopum Placentinum etc.<sup>1)</sup> Zwar erwähnt von der Hardt<sup>2)</sup> in der Aufzählung der Bischöfe, welche dem Konzil zu Konstanz beigewohnt haben, keinen Alexius, sondern einen Bartholomaeus<sup>3)</sup> aus dem italienischen Placentia, d. i. aus Piacenza. Doch wird die Richtigkeit der Schneeberger Notiz bestätigt durch die Series episcoporum von Gams<sup>4)</sup> wo als Bischöfe des italienischen Placentia aufgeführt sind: 1409 Bartholomaeus Caccia, 1412 Alexius de Siregno ordinis St. Francisci, † 1. Jan. 1447.

Eine sessio generalis fand nach von der Hardt am 25. März nicht statt: Die 30. war am 10. März 1417, die 31. am 30. März 1417. Es kann sich also nur um einen sermo handeln, welcher während der Zeit des Konziles in Konstanz von Alexius »factus est«<sup>5)</sup> und es lässt sich nicht nachweisen, in welchem Gebäude der Stadt Konstanz Alexius seine Predigt vorgetragen hat<sup>6)</sup>.

Alexius geht aus von der imbecillitas conditionis humanae und der Unentbehrlichkeit der Gnadenhilfe des heiligen Geistes und ruft daher zur Erlangung der letzteren die Vermittelung der Jungfrau Maria an und zwar in 9 sechszeiligen Strophen; an diese schliesst sich als Thema an der Text Luc. 1, 28 nach der Vulgata: Ave gratia plena dominus tecum benedicta tu in mulieribus. Als Gegenstand der Festfeier wird bezeichnet die incarnatio verbi divini, und zwar soll die Predigt vier singularitates untersuchen: primum quare verbum humanatur et quae hujus ratio principalis; secundum, qualis modus conservatur et quae hujus actio singularis; tertium, in quo caro uniatur et quae ejus vocatio specialis; quartum, quantus fructus condonatur, si fuit salutatio generalis.

Der Verfasser erklärt noch, er wolle nicht disputatione procedere, sondern nur opinioni et destinationi aliquorum doctorum se conformare; und das führt er auch durch alle vier Teile durch, sodass der ganze sermo fast nur aus einer oft sehr lose verbundenen Reihe von Stellen aus früheren oder späteren Kirchenschriftstellern besteht. Dabei ist die Citiermethode des Alexius erheblich weit von moderner Genauigkeit entfernt. Eine Stelle aus Petrus Lombardus sententiarum lib. III ist, wie ein Vergleich mit der Pariser Ausgabe lehrt, auf Blatt 160b wohl sehr verändert, aber nicht verbessert. Starke Zuthaten finden sich Blatt 157a in dem Citat aus Bernhard (vgl. Sermo III de adventu bei Migne Paris 1854, B. II S. 43). Verschreibung, Weglassung und Wortversetzung charakterisieren das Citat Blatt 159b aus Bernardi serm. de annunciatione dominica (vgl. Tom. V pag. 2108 ed Migne). Blatt 161b wird zwar am Rand auf Alexander de Alexandro verwiesen, allein die citierten Worte stehen bei Alexander de Ales, Summa theologiae pars III, quaestio II, membrum XII!<sup>7)</sup>

Die Rede, auf deren Inhalt im Einzelnen einzugehen der beschränkte Raum verbietet, schliesst mit einem Gebete zu Jesu, welches aus den meditationes St. Bernardi genommen ist<sup>8)</sup> und dessen Schluss folgendermassen lautet:

Expande igitur super me pallium clementiae tuae et vincat meam nequitiam immensa bonitas tua; recognosce imaginem tuam deturpatam et reduc ovem errantem ad te qui es via veritas et vita, via non errans, veritas non fallens, vita immortalis et beata. Ad quam vitam nos conducat et indicat Jesus Christus Mariae filius qui in trinitate perfecta vivit et regnat in saecula saeculorum benedictus Amen.

<sup>1)</sup> Dass von den Reden, welche auf dem Konstanzer Konzil gehalten wurden, noch manches unedierte ist, erwähnt auch Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, II. Bd., 3. Aufl. 1887, S. 376, Anm. 2. — <sup>2)</sup> von der Hardt, Concil. Const. V, 13. — <sup>3)</sup> Vgl. auch Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils, hsg. v. Buck, Seite 160. — <sup>4)</sup> Gams, Series episcoporum ecclesiae catholicae quotquot innotuerunt, I. 746. — <sup>5)</sup> Auch Luigi Tosti, Storia del concilio di Costanza, a. a. O. II. S. 152 ff., S. 311 erwähnt den Alexius nicht. — <sup>6)</sup> Marmor, Das Konzil zu Konstanz, 2. Aufl. S. 24 ff. — <sup>7)</sup> Die Beispiele derartiger Ungenauigkeiten in den Citaten des Alexius lassen sich leicht vermehren. Besonders auffällig ist Blatt 159b (Mitte), wo es heisst: ut dicit sanctus Thomas de Aquino breviloquii sui parte IV. cap. III. Der Unterstützung, welche Herr Pastor Heydenreich in Dresden dem Verf. bei den Nachforschungen über die Predigt des Alexius hat zuteil werden lassen, verdankt derselbe die Notiz, dass eine so betitelte Schrift des Thomas sich nicht erhalten hat, dass sich aber die in der Stelle der Schneeberger Handschrift angeführten Gedanken zerstreut finden im Kommentar des Thomas Aquinas zu den Sentenzen des Lombardus lib. III de incarnatione. — <sup>8)</sup> Alexius sagt Blatt 165, 3: Dicamus ergo concludendo Christo Jesu illud devoti Bernardi in suis meditationibus: „Bone Jesu medullas cordis mei vulnera“ etc. In der Ausgabe von Migne ist dies Gebet nicht enthalten. Einzelne Ausdrücke des von Alexius citierten Gebetes kehren aber bei Bernhard wieder Band II. 117. 165. III. 747. 1165.



Als Probe dieses Sermo mag noch ein Stück der Einleitung mit dem bereits erwähnten Loblied auf die Jungfrau Maria folgen, welches in der Handschrift ohne Versabteilung in die Prosa des Sermo eingefügt ist.

Insistimus igitur sermonis exordio, ut ipsius processibili domini muniamur auxilio, matrem virginem adeamus; aliquid tamen Mariae amore solito ob reverentiam salutationis angelicae quam hodie specialiter sancta mater reputat ecclesia ipsam virginem salutantes sic dicendo:

Ave sacrum vitae flumen  
paradisi purum lumen  
nos clementer respice;  
intra domum ubertatis  
nos torrente voluptatis  
habundanter refice.

»Maria«

Ave clara stella maris,  
disciplina salutaris  
nos emenda a vitio,  
te permittas nos<sup>1)</sup> apprendi  
per exemplum te sequendi  
ne nos tangat ulcio.

»gratia plena.«

Ave domus castitatis  
templum purum sanctitatis  
dei plena gratia.  
nostram offer deo pacem  
cordis nostri munda faciem  
delictorum venia.

»dominus tecum.«

Ave virgo mons electus  
in quo deus carne tectus  
elegit quiescere,  
qui nec dolum unquam egit  
nec pudoris claustra fregit  
cum te fecit parere.

»benedicta tu in mulieribus «

Ave virgo quam invenit  
puram deus et praevenit  
benedictionibus;  
divus pater caput vinxit  
et ornavit et distinxit  
vestitam<sup>2)</sup> lapidibus.

»et benedictus fructus ventris

tui Jhesus«

Ave virgo fructu cujus  
et sapore fructus hujus  
recreatur populus  
facta virgo florem dando  
mortem hostis effugando  
facta tanquam baculus.

Sancta Maria.

Ave virgo fons signatus  
quam signavit Christus natus  
vultus sui lumine  
dum in ortu salvatoris  
stat illaesus flos pudoris  
obumbrante flamine.

ora pro nobis.

Ave virgo pro me roga  
te produxit synagoga  
sicut spuma lilium  
dereliquit te judaeus  
et assumpsit sponsus deus  
in throni consortium.

Amen.

Ave templum dei sanctum  
peccatoris audi planctum  
et cordis suspiria.  
dei coelum dei sedes  
duc et rege nostros pedes  
ad coeli sedilia.

Amen.<sup>3)</sup>

Die scholastischen Distinktionen, die Verwendung der im Mittelalter besonders üblichen homilistischen Hilfsmittel, Wahl und Ausführung des Themas, sowie die grosse Länge erweisen die Predigt des Alexius als ein sehr charakteristisches Beispiel damaliger Kanzelberedsamkeit. Vor den zahlreichen Sermones aber, welche aus jenen Tagen in den Manuskripten der Kirchenbibliothek der St. Wolfgangskirche zu Schneeberg erhalten sind, hat die Arbeit des Alexius nicht nur des Orts wegen, an dem sie gehalten, einen geschichtlichen Wert voraus, sondern auch deshalb, weil gerade zur Zeit des Kostnitzer Konziles über die Empfängnis der Maria eifrig verhandelt wurde. Es ist kein Zufall, dass auch der Beschluss des Baseler Konziles vom 17. Sept. 1439, welcher diese Verhandlungen zum Abschluss brachte, in den Handschriften der Schneeberger Lyceumsbibliothek, wie bereits erwähnt wurde, erhalten ist.

#### 4. Enea Silvio de' Piccolomini.

Als Enea Silvio de' Piccolomini noch Bischof von Siena war, wurde er von König Friedrich III. als Gesandter nach Böhmen geschickt, um dort die Interessen des Königs bei der Verwaltung des Landes zu wahren. Ausser dem als Dollmetscher dienenden Böhmen Prokop von Rabstein begleiteten ihn die Ritter Albrecht von Ebersdorf und Heinrich Truchsess. Enea unterhandelte mit dem Landtag und mit Georg Podiebrad so geschickt, dass die wesentlichen Erfolge seiner Sendung bald hervortraten. König Friedrich übertrug an Herrn von Podiebrad die ganze Verwaltung des Königreichs Böhmen auf solange als es ihm, dem Könige, gefallen werde. Die Gegenleistung war, dass der Gubernator den König in seinen Ehe- und Krönungsplänen nicht störe.

<sup>1)</sup> Die Handschrift hat nec. — <sup>2)</sup> Lesung unsicher, die Abkürzung der Handschrift führt eher auf mercatam, was aber geschrieben wäre. — <sup>3)</sup> Bei Frantz, Geschichte des Marienkultus S. 89 ff. findet sich dies Lied nicht mit abgedruckt. Dass auch in unserem oberen Erzgebirge die heilige Jungfrau sehr verehrt wurde, erhellt unter anderem aus dem Lössnitzer Memorial- und Rechnungsbuch der Jahre 1515 ff. (Stadtarchiv Lössnitz R 9), auf dessen letzter Seite das Gebet eingetragen ist: Sancta maria reine maidt alle vnser nottht die sey dyr gekleutht. Auch der Sammelband III. der Schneeberger Lyceumsbibliothek enthält ein Gebet an die Jungfrau Maria, zusammengebunden mit pädagogischen Arbeiten — ob des Jacobus Karstyn, dessen Name auf Blatt 253 eingetragen ist, sei dahingestellt — über die verba deponentia [der Anfang lautet: Vescor cum potior fungor fruor addas et utor], die pluralia tantum [Anfang: Vepres et tremu[li] lemures angi quoque cani Sales magnates procere manesque penates] und andere grammatische Gegenstände.



Die Einzelheiten dieser seiner böhmischen Gesandtschaft beschrieb Enea in einem Briefe an den Kardinal Carvajal vom 21. August 1451. Hauptsächlich nach diesem Bericht ist die fesselnde Darstellung von Georg Voigt gearbeitet in seinem Werke: »Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius der Zweite, und sein Zeitalter« II 26 ff. In eben diesem Schreiben gab Enea, wie sich Voigt ausdrückt<sup>1)</sup>, »auch ein ausführliches Referat über seine Disputation mit den taboritischen Geistlichen und eine höchst anziehende Schilderung des merkwürdigen Sektenstaates«.

Dieser interessante Gesandtschaftsbericht des Enea Silvio ist abschriftlich in der alten Schneeberger Lyceumsbibliothek Band III Bl. 82—94 vorhanden. Der Handschriftenkatalog bezeichnet denselben irrtümlich und ohne jedwede weitere Beifügung als »Brief 1512«; der Nachweis, dass wir es hier mit dem erwähnten Gesandtschaftsbericht zu thun haben, war allerdings sowohl dadurch erschwert, dass das Jahr der Ausstellung 1551 (nicht 1512) mit durchstrichener, aber nicht verbesserter erster Fünf angegeben ist, als auch dadurch, dass ebenso der Adressat verschrieben ist, indem der Name Carvajal mit H anstatt mit C abgekürzt wurde.

Nach Georg Voigt<sup>2)</sup> ist dieser Gesandtschaftsbericht bisher aus einer Münchener und zwei Prager Handschriften bekannt und in der Nürnberger und Baseler Ausgabe der gesammelten Werke des Aeneas Silvius abgedruckt. Für eine kritische Neubearbeitung des Textes kann die bisher ganz unbekannt gebliebene Schneeberger Handschrift nur willkommen sein, zumal eine den Ansprüchen der Gegenwart entsprechende Ausgabe der Briefe des Aeneas Silvius, für die Voigt<sup>2)</sup> höchst wertvolle Vorarbeiten geliefert hat, noch immer fehlt.

In der Schneeberger Handschrift reiht sich der Begrüßungsformel »Reverendissimo in Christo et collendissimo domino iohanni de H. sacrosancte romane ecclesie sancti angeli diacono cardinali domino suo precipuo Eneas episcopus senensis salutem plurimam dicit« zunächst die Einleitung an über das Verhältnis des Briefstellers zum Adressaten und dann der folgende Text, dem Verf. die Varianten der Baseler Ausgabe (S. 660f.) beifügt:

Cum ego per hos dies de nova domo versus Pragam iter agerem essentque mihi collegae nobiles Albertus de ebirstorff<sup>3)</sup> Baco Procobius de rabenstayn et henricus drugsess<sup>4)</sup> equestris ordinis milites, ex usu visum est nobis, quia raptores et insidias timebamus, ad thaboritas<sup>5)</sup> potius divertere quam in aper-tis villis pernoctare ac luporum magis quam leporum sequi fidem. Praemisimus igitur qui thaboritas<sup>5)</sup> accederent atque jus hospitalitatis expeterent. Acceperunt hos<sup>6)</sup> laetis animis thaborite<sup>7)</sup> dederuntque fidem atque obviam venerunt. Res spectaculo digna fuit rusticanum et incompositum vulgus, quamvis urbani videri velint. Frigus erat et pluviale tempus. Nam Bohemia saepe miscet hiemem aestati<sup>8)</sup>. Ex illis aliqui nudi erant solis tecti camisiis aliqui pellicias tunicas induerant aliqui<sup>9)</sup> sella carebant aliqui<sup>9)</sup> freno aliqui<sup>9)</sup> calcaribus, alii<sup>10)</sup> crus ocreatum fuit alteri nudum. Huic oculus defuit, illi manus et ut Virgilianis utamur<sup>11)</sup> foedum videre fuit populataque tempora raptis auribus et truncas inhoneste volnere nares. Incedendi nullus ordo, loquendi nulla modestia, barbaro et rusticano ritu nos exceperunt, obtulerunt tamen xenia pisces vinum cervisiam. Sic oppidum ingressum locum vidimus quem nisi haereticorum arcem aut asylum vocem nescio quo appellem nomine. Nam quaecunque deteguntur inter christianos impietatis et blasphemiarum monstra hinc<sup>12)</sup> confugiunt tutamentum<sup>13)</sup> habent, ubi tot sunt haereses, quot capita et libertas est, quae velis credere. In exteriori civitatis porta duo fuerunt scuta. In altero pictura erat angeli calicem tenentis quasi communionem sub specie vini suaderet populo. In altero Zisca pictus fuit, homo senex et utroque lumine cassus.

Der vorstehende Text nimmt etwa eine halbe Seite der Handschrift ein, d. i. ungefähr  $\frac{1}{48}$  des ganzen Briefes.

<sup>1)</sup> Georg Voigt, Enea Silvio und sein Zeitalter II. S. 29, Anm. 1. — <sup>2)</sup> Georg Voigt, die Briefe des Aeneas Silvius vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, in: Archiv f. Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Band XV. 1856, S. 400. — <sup>3)</sup> Eberstorf. — <sup>4)</sup> Truchsess. — <sup>5)</sup> Taboritas. — <sup>6)</sup> haec. — <sup>7)</sup> Taboritae. — <sup>8)</sup> aestati hyemem. — <sup>9)</sup> alii. — <sup>10)</sup> alteri. — <sup>11)</sup> utamur verbis. — <sup>12)</sup> hinc durch Korrektur aus huc, im Druck huc. — <sup>13)</sup> tutamentumque. —



# Die consecutio temp. im indirekten Fragesatz bei Tacitus.

Von Dr. Uhlig.

Kramarczik<sup>1)</sup> macht die Bemerkung, dass der Lateiner die periphrastischen Formen — *urus sim etc.* und — *urus essem etc.* statt der fehlenden Form des Fut. Coni. regelmässig in den indirekten Fragesätzen und nach *non dubito quin u. ähnl.* brauche. In den übrigen Sätzen sei der Gebrauch bei weitem beschränkter, als nach den Lehren der Grammatiker gewöhnlich angenommen werde. Diese Bemerkung veranlasste mich, die indirekten Fragesätze der *oratio recta* bei Tacitus nachzusehen, um sie auf diese Behauptung hin zu prüfen. Es war mir nämlich bei wiederholter Lektüre der Taciteischen Schriften aufgefallen, dass man auch in den indirekten Fragesätzen äusserst selten nur jenen umschreibenden Formen — *urus sim etc.* begegne. Ich stelle im Folgenden das Material für die *Consecutio temporum* der indirekten Frage bei Tacitus, das ich glauben möchte ziemlich vollständig bei der Hand zu haben, zusammen. Tacitus schreibt:

## I.

### Conj. Praes. im abhängigen Satze

1.) nach regierendem Praesens im Haupts.: Dial. 1; 10; 17; 29; 31; 32; 35; 37; Germ. 40; Hist. I. 37; II. 76; III. 28; Ann. I. 12; IV. 20; IV. 31; IV. 57; IV. 74; V. 6; VI. 8. Die entsprechenden direkten Fragen würden durch den Ind. Praes. wieder zu geben sein. Einer Erklärung bedürfen also diese Stellen nicht.

Germ. 46. und Ann. VI. 6. sind dubitative Fragen. Hierzu gilt die grammatische Regel, dass der Konjunktiv auch in konjunktivischen Nebensätzen die Bedeutung behält, die er in der unabhängigen Rede hat.

Anders steht es mit Dial. 39. und Hist. II. 76. Streng genommen ist in beiden Stellen die Handlung des Nebensatzes futurisch.

Interrogat index, quando incipias (Dial. 39) erklärt sich dadurch, dass der Schriftsteller und mit ihm der Lesende im Gedanken das Gegenwärtige und Zukünftige nicht genau sondert (Madvig §. 378. a.). Ich erinnere an die unwillige Frage im Deutschen: »Wann kommst du endlich zur Sache?« Dasselbe gilt erst recht für Hist. II. 76.: *omnes aestimare debent an quod inchoaturi rei publicae utile, ipsis gloriosum an promptum effectui aut certe non arduum sit.* Doch wird man schon hier erkennen müssen, dass Tacitus die umständlichen Participialformen auf *urus etc.* gern vermeidet und anstatt dessen den Conj. Praes. und Conj. Imperf. die künftige Handlung bezeichnen lässt.<sup>2)</sup>

2.) nach regierendem Fut. I. im Hauptsatz: Dial. 16; Germ. 27; H. I. 37; I. 38; I. 79; I. 83; I. 84; II. 76; Ann. I. 58; III. 53; XV. 20.

Die in der Zeit des regierenden Verbum zu konstruierenden direkten Fragen sind sämtlich präsentisch. Der Conj. Praes. der indirekten Fragen leuchtet somit ein. Ebenso leuchtet der Conj. Praes. ein Hist. I. 38: *hoc solum erit certamen, quis mihi plurimum imputet*, wo zwar *imputet* als Ziel des certamen in eine noch entferntere Zukunft als *erit* fällt, aber der das Ziel des Kampfes bezeichnende Fragesatz nicht ein Aussagesatz ist, sondern sich eher mit einem (Futurumschreibung ausschliessenden) Finalsatz vergleichen lässt, als mit einem Acc. cum Inf. Vgl. hierzu Ann. XII. 1 und S. 52.

3.) nach regierendem Perfectum im Haupts.: Dial. 33; Germ. 45. In beiden Sätzen ist das regierende Perfect. ein Perf. logicum. Die direkten Fragen, in ihrer präsentischen Fassung, mussten indirekt im Conj. Praes. erscheinen.

4.) nach regierendem Praes. hist. im Haupts.: Ann. I. 50. Darüber, dass nach einem Praes. hist. der Konj. eines Haupttempus folgen kann, sind die Grammatiker einig.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Die Lehre von der consec. temp. (Prgr. Heiligenstadt 1855.) §. 6. — <sup>2)</sup> Vergl. Draeger, hist. Synt. (II. Aufl.) §. 139. — <sup>3)</sup> Vergl. Ellendt-Seyffert §. 244. 3; Draeger, hist. Synt. §. 124; Schultz, lat. Gramm. §. 329. 3; Madvig, lat. Spr. §. 382. 1.



## II.

## Conj. Perfecti im abhängigen Satze

1.) nach regierendem Praesens im Haupts.: Dial. 21; 32; 37; 38; Germ. 5; 28; Hist. I. 16; I. 42; I. 69; II. 73; III. 71; IV. 49; IV. 58; IV. 60; IV. 73; Ann. IV. 6; IV. 33; XII. 13; XII. 24; XV. 49; XV. 54; XVI. 22. Die entsprechenden direkten Fragen würden sämtlich durch den Ind. Perf. wieder zu geben sein.

2.) nach regierendem Fut. I. im Haupts.: Dial. 24; 26; 30; 33; Agr. 31,20; Germ. 27; H. II. 39; II. 100; IV. 5; IV. 12; IV. 67; Ann. I. 22; I. 73; I. 58; II. 4; II. 71; III. 25; III. 12; IV. 4; IV. 1; IV. 37. Auch diese Sätze bieten eine Abweichung von den bekannten Regeln nicht. Die zu konstruierenden direkten Fragen enthalten alle den Ind. Perf.

3.) nach regierendem Perfekt im Hauptsatze:

a.) nach Perfectum logicum: exempla edidit (Dial. 8); docui (Dial. 33); dixisti (Dial. 33); didici (Dial. 33); parum compertum est (Agr. 11. H. II. 42. Ann. I. 5.); traditum est (Ann. XIV. 9.); perscriptum [est] (Ann. XII. 24). An allen 9 Stellen bezeichnet das Perfectum den auf die vollendete Handlung als Ergebnis folgenden Zustand.

b.) nach historischem Perfekt: Hist. III, 84. IV, 86. Ann. VI, 45. Hist. II, 41. Ann. II, 73. In allen diesen 5 Beispielen liegt eine prägnante Konstruktion vor, in welcher für den Leser beispielsweise zu *in incerto fuit* zu ergänzen ist: *atque etiam nunc in incerto est*. Die hier in Betracht kommenden Hauptsätze sind *in incerto fuit*, *incertum fuit*, *parum constitit*.

In Ann. VI. 45: *Quos (honores) omiserit receperitve, in incerto fuit ob propinquum vitae finem*, und H. II. 41: *interruptus tribunorum sermo, eoque incertum fuit, insidias an prodicionem vel aliquod honestum consilium coeptaverint* nimmt Heraeus ohne Grund Anstoss an dem Conj. Perf. Prammer erklärt ihn durch eine Verkehrung des Standpunktes des Redenden: »Im Hauptsatze *incertum fuit* steht der Schriftsteller, wie es korrekt und natürlich ist, ganz auf seinem Standpunkte und betrachtet demnach das Erzählte einfach als Thatsache der Vergangenheit. Im Nebensatze aber stellt er sich mit einem Male auf den Standpunkt des Cäcina, für den das Ereignis gegenwärtig ist und konstruiert den Fragesatz so, als ob *incertum est* vorangegangen wäre«. Mir scheint diese Erklärung minder angemessen als die oben gegebene.

Zu H. III. 84: *obvius e Germanicis militibus Vitellium infesto ictu per iram, vel quo maturius ludibrio eximeret, an tribunum adpetierit, in incerto fuit*, macht Draeger<sup>1)</sup> die Bemerkung, der Conj. Perf. *adpetierit* deute zwar eine entfernte Beziehung auf die Gegenwart (das Urteil des Redenden) an, sei aber beim ersten Anblicke einem historischen Tempus sehr ähnlich, nimmt demnach den präsentischen Charakter, den ich in *in incerto fuit* u. s. w. *implicite*<sup>2)</sup> enthalten wissen will, nicht mit Bestimmtheit an. Gegen die Annahme eines Konj. des historischen Perfektes, wie ihn Draeger<sup>3)</sup> zur Erklärung von derartigen schwierigen Erscheinungen der cons. temp. aufstellt, wendet sich energisch Kluge,<sup>4)</sup> welcher übrigens in diesem Zusammenhange erkennen lässt, dass nach seiner Meinung das Vorkommen der Perfecta praesentia keineswegs ein so geringes ist, als es nach den Lehren der Grammatik scheinen dürfte. In sehr vielen der Fälle, wo der Konj. eines Haupttempus im Nebensatze nach regierendem Perfekt dadurch erklärt wird, dass man den Inhalt des Nebensatzes vom Standpunkte der Gegenwart aus beurteilen oder betrachten lässt<sup>5)</sup>, kommt man allerdings aus, wenn man Perf. logica im Hauptsatze konstatiert<sup>6)</sup>.

4.) nach regierendem Praes. hist. im Haupts.: H. III. 82; Ann. I. 39. Während H. III. 82: *percontatur obvius, num in urbe visus sit* den Regeln der Grammatik entspricht<sup>7)</sup>, widerspricht Ann. I. 39: *cur venerint legati, aperit; — simul quantum dedecoris adierit legio, facunde miseratur* der in diesem Falle geforderten Stellung des Nebensatzes. Zur Erklärung der zweiten Stelle führe ich Basse an, bei ihm heisst es (a. g. O. §. 11.): »Verhältnismässig selten findet sich in einem konjunktivischen Neben-

<sup>1)</sup> Hist. Synt. §. 132. 1. — <sup>2)</sup> Lieven, die cons. temp. des Cicero (Riga. 1872), p. 18: Das Wesen einer prägnanten Konstruktion ist, dass sie sich anschliesst nicht unmittelbar an den gesetzten Ausdruck, sondern an den, der *implicite* darin enthalten ist. Vergl. dazu auch Madvig §. 382. A. 5., welcher die Abweichung von der Regel aus einer Ungenauigkeit des Ausdrucks erklärt („Der Schriftsteller hat zugleich an *est* gedacht“). — <sup>3)</sup> Hist. Synt. I. §. 125. 126. u. 132. — <sup>4)</sup> Die cons. temp. etc. (Cöthen 1883), p. 77: „Wäre diese Ansicht wirklich der Wahrheit entsprechend, so könnte man nur getrost alle Hoffnung aufgeben, die Erscheinungen der cons. temp. jemals erklären zu können. Denn es würde ganz unmöglich sein, Gründe aufzufinden, weshalb der Conj. Praes. und des Perf. in einigen Fällen historisch gebraucht worden wäre, während er in allen übrigen Fällen nur als Haupttempus betrachtet worden wäre.“ — <sup>5)</sup> Draeger, h. S. §. 131. 6. — <sup>6)</sup> Vergl. Wetzel, de cons. temp. Ciceron. (Lips. 1877) §. 6: *saepius dubitare licet, ultra explicatio praeferenda sit, quodne cogitatio ad eventum relata sit vel praesenti perfectum commutari possit, an quod suam is, qui loquitur, cogitationem praeponuerit.* — <sup>7)</sup> Ellendt-Seyffert, §. 244. 3; Draeger, h. S. §. 124; Heynacher, Was ergibt sich etc. (Berlin 1881), pag. 46. α.



sätze, der dem Praes. hist. vorangeht, ein Haupttempus, aber bei Cicero und Caesar nicht anders, als wenn die Periode in unmittelbarem Zusammenhange mit einem anderen vorausgehenden Praes. hist. steht, oder wenn der Nebensatz eine indirekte Frage enthält und mit seinem Prädikate das Prädikat des Hauptsatzes berührt, so dass Nebensatz und Hauptsatz gewissermassen als ein Ganzes betrachtet werden können«. Ebenso Heynacher (a. g. O. p. 46. β), der diesen Fall nur selten eintreten lässt, wofür wieder Reusch<sup>1)</sup> eine überzeugende Erklärung in folgenden Worten giebt: »Der natürliche Ausdruck für die Erzählung ist das Präteritum; ein solches erwartet der Hörer, wenn die Periode mit Nebensätzen beginnt, am Schlusse zu hören, es wird ihn daher stören, wenn er im Anfange Konstruktionen begegnet, die dieser Voraussetzung widersprechen, und die erst durch eine rein rhetorische Abweichung im Hauptsatze nachträglich gerechtfertigt werden«. Die Folgerung, die Reusch daraus zieht, dass nämlich die Haupttempora sich nur dann für voranstehende Nebensätze eignen, wenn der Hörer bereits auf die präsentische Darstellung vorbereitet ist, wenn also die neue Periode in unmittelbarem Zusammenhange mit früheren Gliedern der Erzählung steht, in denen die Vergegenwärtigung eingetreten ist, könnte durch unsere Stelle Bestätigung erhalten, wenn das die Reihe der historischen Präsensia: imperat, aperit, miseratur, dimittit unterbrechende recepit in recipit verändert würde.

5.) nach regierendem Imperfekt im Hauptsatze: Ann. I, 61: referebant .... ubi infelici dextera et suo ictu mortem invenerit ... utque signis et aquilis per superbiam inluserit und Ann. I, 76: cur abstinuerit spectaculo ipse, varie trahebant.

Diese beiden Sätze laufen der üblichen Regel ganz und gar zuwider. »Der regelmässige lateinische Sprachgebrauch würde in diesen Sätzen invenisset, inluserint u. abstinuissent verlangt haben«<sup>2)</sup>. So Nipperdey, der an dem angeführten Orte die Conj. Perf. dadurch erklärt, dass Tacitus die Zeit des indirekten Fragesatzes, wie wir, nicht in ihrem Verhältnis zur Zeit des Hauptsatzes, sondern mit Beseitigung dieses Abschnittes in der Vergangenheit einfach vom Standpunkte seiner Zeit angegeben habe. Auch Wetzel würde so erklären, denn zu Draegers (h. S. I. p. 261) Worten: »Wo das Hauptverbum sich nicht der Präsensbedeutung nähert, ist doch zu erkennen, dass der Schriftsteller den Inhalt des Nebensatzes vom Standpunkte der Gegenwart aus beurteilt oder betrachtet«, macht er die Bemerkung: Recte fere sentit, ut mirer, quod hoc non modo post perfecta, sed etiam post imperfecta fieri posse non viderit<sup>3)</sup>. Die Grammatik gewährt, wie schon gesagt, unseren Sätzen unter ihren Regeln keinen Platz<sup>4)</sup>.

Gossrau<sup>5)</sup> findet sie auffallend, erklärt sie aber auch, übereinstimmend mit uns, als Sätze, die Tacitus von seiner Zeit aus konstruiert hat.

E. Schweikerts<sup>6)</sup> Behauptung: »Auch die indirekten Fragesätze haben die freiere Consecutio der Folgesätze; nach einem Präteritum des regierenden Satzes kann das Tempus des abhängigen Satzes sich auch nach der jeweiligen Gegenwart des Redenden bestimmen«, erfährt also bei Tacitus Unterstützung und zwar durch Ann. I, 61 auch ohne die Beschränkung, die K. Goebel<sup>7)</sup> aufstellt, der Conj. Perf. des Nebensatzes müsse dem regierenden Imperf. des Hauptsatzes vorausgehen<sup>8)</sup>.

### III.

#### Conj. Imperf. im abhängigen Satze

1.) nach regierendem Imperf. im Hauptsatz:

a.) die direkten Fragen lauteten in der Vergangenheit präsentisch (Ind. Praes.): Dial. 34.; Hist. II. 13.; IV. 17.; Ann. I. 13. I. 22; I. 62.; (und wohl auch III. 11); III. 14.; III. 53; IV. 74; III. 53; XII. 45. Die Consecutio ist überall völlig klar.

b.) H. III. 26; Ann. I. 63; II. 30; II. 40; III. 1; IV. 31; VI. 7; VI. 42; VI. 44; XI. 10; XII. 64; XIII. 29; XIV. 13 (cunctari, quonam modo urbem ingrederetur); XIV. 3; XIV. 22 und wohl auch XV. 36. Die für die Vergangenheit zu konstruierenden direkten Fragen stehen im Conj. Praes. (Conj. dubit. oder deliberat.). Auch diese Sätze bedürfen keiner Erläuterung.

<sup>1)</sup> Zur Lehre von der Tempusfolge (Progr. Elbing 1861), §. 1. — <sup>2)</sup> Zu Ann. I. 61. (IV. Aufl. 1871.). — <sup>3)</sup> A. g. O. §. 5 (p. 16). — <sup>4)</sup> Nur bei Kühner, wo sich, in der ausführlichen Grammatik (II. §. 181. 4), folgende Aufstellungen finden: »Auf eine historische Zeitform (Imperf., Perf. hist., Plusquamperf.) folgt in gewissen Fällen der Konjunktiv eines Haupttempus: a) ... b) ... c) ...«, würden sie eine Stelle finden unter a.) Der Nebensatz wird nicht auf den Hauptsatz, sondern auf die Gegenwart, d. h. das Urteil des Redenden bezogen; oder auch unter c.) Nicht selten folgt auf eine historische Zeitform im Hauptsatze der Konjunktiv eines Haupttempus im Nebensatze, so dass der Nebensatz nicht auf die Zeitsphäre des Hauptsatzes, sondern unmittelbar auf die Gegenwart des Redenden bezogen wird. — <sup>5)</sup> Lat. Spr. §. 466. 5. — <sup>6)</sup> Ztschr. f. Gymn. 1876. Januarheft. — <sup>7)</sup> Ztschr. f. Gymn. 1883. Februarheft. — <sup>8)</sup> Vergl. Lattmann (Kurzgef. lat. Gramm. 1877) §. 123. 4. —



c.) Bisweilen steht der Conj. Imperf. nach einem Imperfectum auch in futurischem Sinne. Nicht hierher rechne ich die Beispiele mit *si* nach *opperiri* u. s. w. (Ann. XII, 28. XIII, 40. XV, 13), welche nicht als Fragesätze zu fassen sind. Ferner rechne ich nicht hierher Ann. III, 11 (*adrecta omni civitate, satin cohiberet ac premeret sensus suos Tiberius*), obwohl der Gedanke vielleicht lebendiger würde, wenn man *cohiberet ac premeret* futurisch fasste. Keine unbedingt futurische Bedeutung haben, wiewohl sie zugleich auf die Zukunft weisen, Ann. III, 1 (*neque satis constabat quid pro tempore foret*) und die ähnlichen Ann. II, 12 (*incorruptum foret*), Hist. I, 81 (*periculosius foret*), ebenso Ann. III, 15, XI, 9, XIII, 24. — Dagegen zweifellos futurische Bedeutung hat der Konjunktiv Imperfecti Hist. III, 12: *Bassus... quisnam exitus foret, intra domum opperiebatur*, wo *opperiri* bereits eine Hindeutung auf die Zukunft enthält, und Ann. XIV, 13: *an studia plebis reperiret, anxius*, wobei *anxius* die Erinnerung an Befürchtungssätze und die Hindeutung auf die Zukunft nahelegt. An diesen beiden Stellen wird die strenge Consecutio temporum den Konjunktiv der Conjugatio periphrastica erwarten lassen. Man wird also auch aus diesen Sätzen erkennen dürfen, wie Tacitus die Umschreibung des Conj. Fut. durch die conj. periphrastica meidet.

Bemerkt muss werden, dass Tacitus anstatt des Conj. *esset* »foret« gebraucht in H. I. 81; III. 12; Ann. II. 12; III. 1. Man wird darin einen besonderen Ausdruck der Potentialität sehen dürfen. Ich verweise hier auf meine Untersuchung über den Gebrauch des Taciteischen *fore*, *foret* u. *forent*.

2.) nach regierendem Perf. im Hauptsatze:

a.) die in der Vergangenheit darzustellenden direkten Fragen lauteten präsentisch (Ind. Pr.): Agr. 2; Hist. I. 41; II. 72; III. 52; III. 77; IV. 67; Ann. IV. 45; IV. 53; IV. 58; VI. 23; XIII. 41; XV. 25. Nur zu Agr. 2: *vetus aetas vidit quid ultimum in libertate esset*, und Ann. IV. 58: *mox patuit breve confinium artis et falsi, veraque quam obscuris tegerentur* ist eine Bemerkung zu machen. Diese beiden präsentischen Fragen enthalten einen allgemeinen, für alle Zeiten geltenden Gedanken. Man könnte demnach erwarten in Agr. 2: »quid sit« und in Ann. IV. 58: »tegantur«<sup>1)</sup>. Aber auch in solchen Sätzen gebraucht der Lateiner (und zwar oft abweichend vom Deutschen) der Hauptregel gemäss den Konjunktiv eines Nebentempus<sup>2)</sup>. Unserem deutschen Sprachgefühl entspricht es in derartigen Sätzen die lateinischen Konjunkte Imperf. durch das Präsens wieder zu geben.

b.) die in der Vergangenheit darzustellenden direkten Fragen haben dubitativen Charakter, sie erscheinen im Conj. Praes. an folgenden Stellen: H. I. 17; I. 19; I. 70; II. 31; II. 37; III. 1; III. 8; IV. 19; IV. 63; Ann. I. 79; II. 74; IV. 55; XI. 25; XI. 29; XIII. 28; XIII. 41; XIII. 50; XIV. 33; XV. 38; XV. 58; XVI. 25; XVI. 26.

c.) Eine Hindeutung auf die Zukunft liegt vor Hist. II. 33 (*melius foret*), III, 1 (*placeret*, 2mal) und Ann. XII. 20 (*rectius foret*), in welchen Stellen eine unbedingt futurische Bedeutung ebenso nicht vorliegt, wie in den unter III, 1 c (s. o.) angeführten Ann. III, 1 u. a; ebenso in Ann. XII, 1 (*orto apud liberos certamine, quis deligeret uxorem Claudio*), wo über die Erklärung das gleiche zu bemerken ist, wie unter I, 2 (auf S. 49) zu Hist. I, 38.

Bezüglich der regierenden Perfecta in den Sätzen unter a. b. c. ist zu erwähnen, dass sie sämtlich historisch sind. Es liegen somit unter den Sätzen mit regierendem Perfekt, auf welches im Nebensatze Conj. Imperf. folgt, im Ganzen 30 historische Perfektformen vor — in den übrigen Sätzen kann das historische Perf. nur aus den übergeordneten Satzverhältnissen konstruiert werden, — während die Zahl der Stellen mit regierendem Perfekt und folgendem Conj. eines Haupttempus, nur 14 beträgt. Nach diesem Zahlenverhältnisse von 14 Perf. praes. mit folgendem Haupttempus im Nebensatze und 30 resp. 38 Perf. hist. mit folgendem Imperf. Conj. im Nebensatze scheint die Klug'sche Regel<sup>3)</sup> über regierendes Perfekt in der indirekten Frage für Tacitus wenigstens keine Giltigkeit zu haben. Das Perfekt des regierenden Satzes gilt auch in indirekten Fragesätzen regelmässig als Nebentempus, wenn es nicht gerade zu mit einem Präsens von gleicher Bedeutung vertauscht werden kann oder die oben besprochene Prägnanz des Ausdruckes vorliegt.

3.) nach regierendem Praes. hist. im Hauptsatz:

a.) die direkt gewendeten Fragesätze stehen im Ind. Praes.: Hist. IV. 81; Ann. IV. 25; XIII. 54; XV. 60; XV. 61; XVI. 20.

<sup>1)</sup> Vergl. Ell.-Seyff. §. 244. 2. — <sup>2)</sup> Basse a. g. O. p. 5. — <sup>3)</sup> A. g. O. p. 67 u. 119: Das Perfectum wird nur dann als Haupttempus angesehen, wenn man es geradezu mit einem Präsens von gleicher Bedeutung vertauschen kann. In indirekten Fragesätzen jedoch ist es umgekehrt, d. h. das Perfectum des regierenden Satzes gilt regelmässig als Haupttempus, wenn es nicht durch den ganzen Zusammenhang als unzweifelhaft erzählend zu erkennen ist.



b.) direkt gefasst erscheinen im Conj. dub. bez. deliber.: H. III. 43; Ann. II. 81; III. 15; IV. 69; XII. 18; XII. 48.

Diese Sätze weichen sonach in nichts von den Regeln der strengen cons. temp. ab.

c.) Bisweilen steht der Konjunktiv Imperfecti in futurischer Bedeutung. Nicht hierher rechne ich Sätze mit si (Hist. I. 31; III. 30; Ann. IV. 49), über welche ich zu III, 1 c (S. 52) gesprochen habe. Hist. II. 23 (pararet) macht futurische Erklärung nicht unbedingt erforderlich. Aber zweifellos futurisch zu erklären ist der Conj. Imperf. Hist. I. 14 *anxius quonam exercituum vis erumperet*. Diese Stellen dienen wieder zum Beweise, wie Tacitus die weitschweifigen periphrastischen Formen zu vermeiden sucht.

4.) nach regierendem Plusquamperf.:

a.) Dial. 22; Ann. I. 53; IV. 33; XVI. 2. Die direkten Fr. sind in der Vergangenheit durch den Ind. Praes. wieder zu geben.

b.) H. II. 83; Ann. VI. 15; XII. 17. Die direkte Fassung der Fragen in der Vergangenheit würde den Conj. Praes. (dubit.) enthalten haben.

c.) Ann. III. 52 (*pensitato . . . num coercitio plus damni . . . ferret*) und Ann. XVI. 30 (*consultaverat an cognitio senatus . . . nihil atrox adferret*) liegt doch wohl futurische Bedeutung des Konjunktiv Imperfecti vor, wenn auch die Analogie der zu III, 1 c (S. 52) besprochenen Stellen Ann. III, 1 u. a. nicht unbedingt abzuweisen ist.

#### IV.

##### Conj. Plusquamperf. im abhängigen Satze

1.) nach regierendem Praes. hist. im Haupts.: H. III. 80; IV. 27; Ann. III. 16; XV. 51; XV. 56.

2.) nach regierendem Impf. und Perf. hist. im Haupts.: Agr. 18; Hist. I. 8.; I. 47.; II. 45; III. 54; IV. 40; IV. 85; Ann. I. 46; II. 85; III. 9; III. 18; III. 47; IV. 17; IV. 62; XII. 36; XII. 52; XV. 67; XVI. 31; XVI. 34. In allen diesen Sätzen ist eine Abweichung von der Regel nicht vorhanden.

#### V.

##### Conj. Imperf. der Conj. periphr.

im abhängigen Satze nach regierendem Imperf. und Perf. hist. im Hauptsatze: Agr. 42: *accessere quidam cogitationum principis periti, qui iturusne esset in provinciam ultro Agricola interrogarent* H. IV. 86.: *creditur Domitianus occultis ad Cerialem nuntiis fidem eius temptavisse, an praesenti sibi exercitum imperiumque traditurus foret*. Ann. II. 30.: *protulit libellos vaecordes adeo, ut consultaverit Libo, an habiturus foret opes quis viam Appiam pecunia operiret*. Hist. IV. 35: *non erat dubium, quantum in regressu discriminis adeundum foret frumentatoribus*. Ann. III. 32: *de Africa decretum ut Caesar legeret cui mandanda foret*, wo jedoch der Nebensatz vielleicht richtiger als Relativsatz gefasst wird. Ann. III. 71: *incessit religio quonam in templo locandum foret donum*. Ann. XIV. 7.: *post Seneca hactenus promptius (egit), ut respiceret Burrum ac sciscitaretur, an militi imperanda caedes esset*.

Diese 7 Stellen entsprechen der strengen cons. temp. Der Umstand aber, dass in fünf derselben *foret* anstatt *esset* angewendet steht, zwingt zu einer Prüfung, ob und wie die Stellen mit *esset* von denen mit *foret* verschieden sind.

Für mich ergibt sich aus dem *foret* in H. IV. 83 und Ann. II. 30 eine grössere, deutlicher zum Ausdruck gebrachte Potentialität und Ungewissheit des Fragestellers, etwa so, wie auch wir im Deutschen bereits die direkten Fragen der drei Sätze unterscheiden würden: H. IV. 86. »Wird er mir wohl das Heer überliefern«? und Ann. II. 30: »Solltest du wirklich einmal so viel Schätze besitzen können, dass . . .?«, während in Agr. 42 die Ausforscher in der Weise zu Werke gehen, dass sie den Agricola fragen: »Wirst du in die Provinz gehen«? Nicht anders verhält es sich mit dem *foret* in Hist. IV. 35 und Ann. III. 71. Ich verweise hier auf meine Erklärung dieser Stellen in der Arbeit »fore, foret und forent bei Tacitus« (Progr. Schneeberg 89. p. 8.) Vergegenwärtigt man sich dagegen die Situation in



Ann. XIV. 7, so ist auch hier die direkte Frage, die Seneca an Burrus richtet (blickweise richtet) »kann der Mord den Soldaten befohlen werden«? unweit bezeichnender als »wirst du wohl den Soldaten den Mord befehlen können«?

## VI.

**Coni. Perf. der coniug. periphr.**

im abh. Satze nach regierendem Praes. im Hpts.: Ann. III. 53: Quod si mecum ante consilium habuissent, nescio an suasurus fuerim. Dieser Satz illustriert vollständig die Regel, wie sie z. B. bei Ell.-Seyff.<sup>1)</sup> gegeben ist.

<sup>1)</sup> §. 272. 2. Die Ausführungen der Grammatiken sind bezüglich derartiger Fälle ziemlich umfangreich. Am präzisesten habe ich das Hierhergehörige zusammen gefasst gefunden bei Obermaier, die Conj. periphr. und der Irrealis im Lat. (Progr. Regensburg 80/81) p. 26.

Die für die Festschrift angekündigte Abhandlung des  
**Oberlehrers Dr. Bergmann**  
ist für das Osterprogramm 1892 zurückgelegt worden.

## Ueber P. Corneilles Erstlingsdrama „Mélite“ nebst einem Beitrage zum Leben Jean de Mairets.

Von Ulrich Meier.

Wie für unser Deutschland, so ist für Frankreich das 16. Jahrhundert eine Zeit grosser, tiefergehender Bewegungen auf dem politischen und dem litterarischen Gebiete gewesen, die noch in das folgende Jahrhundert bedeutsam herüber wirkten. Ungefähr um die Zeit, da die Renaissancebestrebungen in der gebildeten französischen Welt herrschend wurden und die Fortdauer einer dem Volksgeiste entsprechenden Litteratur auf dem Boden der nationalen Vergangenheit in Frage stellten, zog der Geist der Reformation aus Deutschland und der Schweiz in Frankreich ein und stürzte das Reich in blutige Wirren. Bekannt ist, wie durch die Rückkehr des Hofes in den Schoss der katholischen Kirche diese Bürgerkriege in der Hauptsache ihr Ende erreichten und wie von da ab mit grosser Stetigkeit unter der festen und gewandten Leitung der französischen Politik durch Richelieu und Mazarin jener machtvolle, einheitliche Staat Ludwigs XIV. sich herausbildete, der das Erbe der spanischen Weltherrschaft antrat und durch seine vom Glanze der Fürstengunst bestrahlte Litteratur den wesentlichsten Einfluss auf die Litteraturen aller Nachbarvölker ausübte. Dieses von den Gebildeten ganz Europas bewunderte Schrifttum hatte eine Entwicklung hinter sich reicher noch als die politische Geschichte des Landes an schwankenden Bestrebungen und an Irrungen. Da das Studium alles Werdens auf uns einen eigentümlichen Reiz ausübt, so ist auch dieser, fast ein Jahrhundert umfassende Entwicklungsprozess der französischen Litteratur von Ronsard bis auf P. Corneille, vornehmlich in den letzten Jahrzehnten, eingehender und liebevoller Betrachtung unterzogen worden. Die Aufgabe, die diese Blätter behandeln wollen, führt uns auf das Gebiet



des Dramas und veranlasst uns, vorerst wenigstens in den Hauptzügen die Bahnen zu kennzeichnen, in denen das Schauspiel sich von etwa 1550 bis zum Auftreten des Mannes bewegte, den seine Landsleute den »Vater des französischen Theaters« benannt haben. Dieser Rückblick wird auch die Befriedigung erklären, welche die eingehendere Betrachtung einer jetzt etwas fernliegenden litterarischen Erscheinung wie es *Mélite* ist gewähren kann.

Wie das Jahr 1549 als das Erscheinungsjahr von Du Bellays »*Illustration de la langue française*« im allgemeinen für die französische Litteratur Epoche macht, so bezeichnet es auch einen Wendepunkt für die Entwicklung des französischen Dramas. Hatte man bereits früher, zuerst in Italien, dann in Frankreich Schauspiele des Seneca, Plautus und Terenz in lateinischer Sprache aufgeführt, sie auch übersetzt, so stellte nunmehr die Pléjade die klassischen Werke des griechischen und römischen Dramas als allein gültige Vorbilder für den französischen Dramatiker hin. Jodelle ging als Führer auf diesem Wege mit seiner *Cléopâtre* und seiner *Didon* voran, andere folgten in dem Wahne, dass durch oft sklavische Nachahmung antiker Muster einige wenige das vaterländische Schauspiel zur Höhe emporführen könnten. Wohl vermochte diese Richtung, welcher als begabtester Dichter der um 1575 schaffende Robert Garnier zugehört, die Mysterien, Mirakelspiele und Soties des Mittelalters aus der Gunst der gebildeten Gesellschaft zu verdrängen, nicht aber sie abzutöten. Diese Formen des alten Schauspiels lebten beim niederen Volke fort, zu dem das gelehrte Renaissancedrama in allzu fremder Sprache redete. Letzteres der Masse des Volkes näher zu bringen, vermochte erst mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts Alexandre Hardy, der zwar vielfach auf Jodelle und Garnier fusste, doch in seinem Streben dem Publikum zu gefallen von der starren Nachahmung der antiken Vorbilder abging. Zudem stand er, wie Larivey schon vor ihm, unter dem starken Einflusse, den die italienische und spanische Litteratur auf das französische Theater jener Zeit ausübte.

Die Beeinflussung der französischen Litteratur von Spanien aus erklärt sich leicht sowohl allgemein durch die Machtstellung dieses Reiches, das mit dem Hauptlande, der spanischen Niederlande und der Franche Comté Frankreich allseitig umklammerte, als auch im besonderen durch die hohe Blüte seiner Litteratur, vorzüglich der dramatischen. Reichen doch Cervantes und Guilhem de Castro, dem Corneille seinen *Cid* dankt, weit herein in das 17. Jahrhundert, schuf doch Lope de Vega damals seine zahlreichen Spiele. — In Italien lag zwar die Blüte einer grossen Litteratur bereits etwas zurück, dagegen gab dies Land gerade jetzt einen Anstoss zu eigenartigen Neubildungen. Es geschah das durch das Pastordrama, dessen berühmtes und vielbewundertes Muster Guarinis 1585 in Rom aufgeführter »*Pastor fido*« war. Günstig erwiesen sich auch in Frankreich die Verhältnisse für die Entwicklung einer schäferlichen Dichtung, denn auch hier, in dem Lande, das eben die Gräuel der Bürgerkriege durchlebt hatte, flüchteten die Geister gern aus der finsternen, mit Hass erfüllten Gegenwart in ein liebliches Traumland mit friedlichen Bildern, und eine Gesellschaft, die in Wirklichkeit roher Genussucht sich hingab, liess sich willig im Roman oder Drama nach einer Fabelwelt führen, in welcher ein einfaches Naturleben und sanfte Liebesregungen herrschten.

So kam denn eine Zeit — wir sprechen vom zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts — wo das Schäferdrama nicht nur die unbestrittene Herrschaft erlangte, sondern auch die Gattungen der antiken Tragödie und des realistischen, volkstümlichen Schauspiels ersticken zu können schien. Es wäre dies wohl auch geschehen, wenn nicht auf der einen Seite eine gelehrte Richtung, abgestossen durch die Regellosigkeit des zeitgenössischen Dramas in Bezug auf Zeit und Raum, erneut Anschluss, wenn auch nur in formaler Weise, an die antiken Vorbilder gesucht, andererseits ein gesunder Geist langsam sich geltend gemacht hätte, der sich gegen die übertriebene Gefühlsschwärmerei und die gespreizten Reden der herrschenden Richtung auflehnte und der das Drama der Wirklichkeit zu nähern suchte. In dieser Zeit nun des dunklen Dranges und unsicheren Strebens erschien Pierre Corneille, diese, um mit Ranke zu reden, zugleich bescheidene und hochstrebende, durch beschränkte Verhältnisse auf eine gewisse Fügsamkeit angewiesene, aber in sich selbst auf das Ideale gerichtete Natur. Er brachte von Rouen aus 1630 seine »*Mélite*« nach Paris zur Aufführung<sup>1)</sup>. Es musste anziehend erscheinen, angesichts der Lage der dama-

<sup>1)</sup> Ich führe Corneilles Schriften an nach der grossen Ausgabe seiner Werke von Marty-Laveaux in der Sammlung der Grands écrivains de la France. — Die obige Jahresangabe für *Mélite* nach Dannheisser, Zur Chronologie der Dramen Jean de Mairets, erschienen als Teil der Festschrift zum 70sten Geburtstage Konrad Hofmanns in »*Romanische Forschungen*« V. 43. Doch ist es kaum statthaft, »*Mélite*« erst Ende 1630 anzusetzen, da sie doch du Ryers »*Argénis et Poliarque*« vorausging und dieses Drama bereits 1630 gedruckt ward, vgl. M. - L. I. 129.



ligen Theaterverhältnisse, angesichts auch des Umstandes, dass das verkehrsreiche Rouen von Schauspielertruppen öfters besucht, durch einen regen Buchdruck mit den litterarischen Vorgängen in Verbindung erhalten wurde, zu erörtern, inwieweit unser, mit 23 Jahren an die Oeffentlichkeit tretender Dichter der oder jenen dramatischen Strömung sich angeschlossen hat, oder inwiefern bereits in »Mélite« selbständiges Streben zu Tage tritt. Wir werden dabei auch unseren Standpunkt der intressanten und schon mehrfach untersuchten Frage gegenüber kennzeichnen müssen, ob Corneille zu jenem Jugenddrama durch eigne Erlebnisse veranlasst wurde, und in welchem Umfange er solche in die Handlung verwebte. Ehe wir zu diesen Auseinandersetzungen jedoch übergehen, lässt die Thatsache, dass Mélite als ein Stück aus Corneilles Werkezeit in die verbreiteten Ausgaben seiner Werke nicht aufgenommen ist und die Veranlassung dieser Zeilen es angebracht erscheinen, den Inhalt des Dramas soweit nötig erst anzugeben.

#### Inhalt von „Mélite ou Les fausses lettres“.

Akt I: Bei Eröffnung des Stückes finden wir Éraсте und Tircis, zwei befreundete junge Männer, in lebhaftem Gespräche. Éraсте klagt bitter über das kühl abweisende Wesen eines schönen Mädchens der Stadt, der Mélite, die trotz zweijähriger, eifriger Bemühungen ihm ihre Hand verweigere. Tircis glaubt nicht recht an die Ernsthaftigkeit dieser Werbung, da sein reicher Freund weit bessere Partien machen könne. Es heische zwar die Mode, die Schönen mit feurigem Worte zu umgirren, der verständig Denkende schaue aber bei der Brautwahl kühl auf Besitz und nicht auf vergängliche Schönheit. Dieser Gegensatz der Anschauungen reizt Éraсте, die passende Gelegenheit zu ergreifen und seinen Freund dem angebeteten Mädchen vorzustellen. Das sich entspinnde Geplauder giebt Mélite erneute Gelegenheit, den schmachtenden Éraсте von sich zu weisen; das Zusammentreffen hat aber auch genügt, Tircis für das liebreizende Fräulein zu entflammen und im Herzen Mélites Neigung für ihn aufkeimen zu lassen. — Bald erkennt Éraсте, dass die Begegnung nicht ohne Einfluss auf den Freund gewesen ist. Doch willigt er ein, dass letzterer ein Sonett verfasse, welches als Érastes Werk vor Mélite erscheinen und dessen Werbung fördern soll. — In einer weiteren Szene tritt Cloris, die Schwester des Tircis, ein frisches Mädchen, im Geplauder mit Philandre, ihrem Verlobten, auf. Sie tadelt dessen gezierte Worte und erklärt, ihr genüge der ungekünstelte Ausdruck herzlicher Liebe. Der in fröhlichster Stimmung nahende Tircis gesteht, soeben das schönste Mädchen der Stadt gesehen zu haben, ohne dessen Namen jedoch zu verraten.

Akt II: Der Akt beginnt mit einem Selbstgespräch des völlig ausgestochenen Éraсте, welcher sich zu rächen beschliesst. Mélite naht. Bald fallen zwischen beiden scharfe Worte, und als Éraсте behauptet, Lästereien hielten sich bereits über ihr Verhältnis zu Tircis auf, meint sie, solche missgünstige Reden befestigten den Jüngling nur in ihrer Achtung. In einem nun folgenden Monologe schwört Éraсте den ungetreuen Freund zu töten, dann aber besinnt er sich eines Bessern und gewinnt den Nachbar Cliton als Werkzeug seiner Rache. Im nächsten Auftritte hören wir den zum Dichter gewordenen Tircis seiner Schwester ein Sonett vortragen, das, wie er behauptet, des Éraсте Gefühle wiedergiebt. Schliesslich gesteht er aber zu, für Mélite zu schwärmen; Cloris vermag seine Gewissensbedenken zu beseitigen, da auch in der Liebe gelte: »Un chacun à soi-même est son meilleur ami«. Éraсте hat beschlossen, mit einem Schlage rächend Tircis und dessen Schwester zu treffen; darum übergiebt er dem Cliton einen gefälschten Brief zur Uebermittlung an Philandre. In diesen Zeilen spricht Mélite scheinbar von heisser Liebe zu dem Empfänger, nur sei die Mutter ihr hinderlich. Philandre erhält in der That den Brief, wird beim Lesen desselben von Éraсте überrascht, der nun erklärt, auf Mélite verzichten zu wollen. Der ungetreue Bräutigam ruft Cliton leise herbei, um sich seiner weiter als Vermittler zu bedienen. — Bald darauf weist der schadenfrohe Éraсте barsch den Tircis von sich, der ihm vor Mélites Haus das versprochene Sonett übergeben will. Tircis benützt das Gedicht nun zum eignen Vorteil und wird von Mélite erhört.

Akt III: Dem Philandre ist inzwischen ein zweiter gefälschter Brief Mélites in die Hände gespielt worden, und stolz zeigt er dem übergücklich nahenden Tircis die beiden Fälschungen. Letzterer bricht in hellen Zorn aus, da somit Philandre seiner Schwester die Treue bricht und ihm Mélite raubt. Die Briefe bleiben in seinem Besitz; seine Duellforderung wird von Philandre ausgeschlagen. Es folgt eine lange Klage des Betrogenen, der in wildem Schmerze beschliesst, sein Leben zu enden. Seine herbeieilende Schwester versucht zwar, ihn mit sehr praktischen Worten zu trösten, er stürzt jedoch von



dannen; Cloris selber setzt sich über den Verlust ihres Bräutigams rasch hinweg, nur will sie mit den Briefen zu Mélite hin, um ihr den Verrat vorzuwerfen.

Akt IV: Mélite bekennt auf die forschenden Fragen ihrer Amme, dass Tircis ihr Herz gewonnen habe und verteidigt die Liebe zu ihm als einem charaktervollen, tüchtigen Jünglinge, während jene meint, Geld gleiche zu Gunsten des unbedeutenden Éraсте alles aus. Nun erscheint Cloris und hält dem jungen Mädchen die gefälschten Briefe vor; umsonst beteuert Mélite ihre Unschuld. Da erfahren beide durch den herbeieilenden Lisis, dass der verzweifelte Tircis vor seinen Augen gestorben sei. Mélite bricht zusammen und wird leblos ins Haus getragen. — Im nächsten Auftritte frohlockt Éraсте ob der völlig gelungenen List: Mélite est sans amant, et Tircis sans maîtresse, doch als er plötzlich vernimmt, dass Tircis wie Mélite aus dem Leben geschieden seien, fassen ihn fürchterliche Gewissensqualen. Er will hin sich das Leben zu nehmen, da wanken ihm die Füße, ihn packt der Wahn, er sei von den Göttern in die Unterwelt geschleudert worden und stehe am Styx. Cliton, von ihm für Charon gehalten, will vor dem Wahnsinnigen flüchten, dieser klammert sich jedoch an ihn und wähnt dadurch über den Strom zu gelangen. Beide verlassen so die Bühne, auf welcher Philandre erscheint. Erneut stürzt, von den Eumeniden verfolgt, Éraсте herein, sieht Philandre für Minos an und erfleht dessen Milde mit dem Geständnis, die Briefe gefälscht zu haben. So enthüllt sich dem Philandre, dass er in eine plumpe Falle gegangen ist, betroffen enteilt er, während Éraсте rasend droht, die Unterwelt zu zertrümmern. — In einem neuen Auftritte erfährt Cloris aus dem Munde des Lisis, dass in Wahrheit ihr Bruder noch lebe, die falsche Meldung sei nur gebracht worden, um Mérites Neigung an den Tag zu legen.

Akt V: Noch erzählt Cliton der runzlichen Amme wie es ihm von Éraсте ergangen, da stürmt derselbe herein und will sich zu den Füßen der Alten, in welcher er die angebetete Mélite zu sehen glaubt, töten. Auf die Aufforderung hin, doch die Augen zu öffnen, erkennt er die vor ihm Stehende, hört, dass sowohl Tircis wie Mélite noch leben und wird nach seiner Wohnung geleitet. Cloris weist den reuig wiederkehrenden Philandre spottend ab, während Tircis und Mélite in innigem Zwiegespräche sich ihre Liebe erneut beteuern, worauf in einer Schlusscene die Amme den Hauptschuldigen Éraсте vorführt, der nach erlangter Verzeihung sich als Ersatz für Philandre anbietet. Die Amme beschliesst das Stück mit einer Klage über ihre verschwundene Jugendzeit und einer neckischen Drohung gegen die Liebenden.

Es wäre nun zu erörtern, welcher Umstand Corneille veranlasste, die Dichterlaufbahn zu beschreiten und in welchem Masse er eigene Erlebnisse der Dichtung einverleibte. Dass letzteres der Fall war, ist des Verfassers feste, persönliche Überzeugung, die er vor einigen Jahren bereits geäußert und um so eingehender zu begründen versucht hat, als die Corneilleforschung schliesslich so weit gekommen war, alle dahingehenden Angaben der Verwandten des Dichters, ja Corneilles selber als »anmutige Legenden« aus einer wissenschaftlichen Geschichte des Dichters zu streichen<sup>1)</sup>. Damals wurde darauf hingewiesen, dass der Anlass zu dem scharfen, kritischen Vorgehen gegen die Überlieferungen einzig und allein in einem Berichte liegt, den der Abbé Granet 1738 bei Herausgabe der »Oeuvres diverses de P. Corneille« erläuternd der berühmten »Excuse à Ariste« anfügte, und wir hoffen dargethan zu haben, dass seine von allen Corneilleforschern als unanfechtbar hingenommene Erklärung mit der »Excuse« nicht in Verbindung gebracht werden darf. Damit fällt aber jeder berechtigte Zweifel an den älteren Berichten.

Welche Aufklärung erlangt man nun von Corneille selbst, sodann von seinem Bruder Thomas und seinem Neffen Fontenelle über die Vorgänge, die den Dichter bewogen als Dramatiker aufzutreten? Was der grosse Mann in seinen eignen Schriften offenbart, genügt nur um festzustellen, dass »Mélite« einem Liebesverhältnis zu danken ist. Er thut desselben in der »Excuse à Ariste« in folgenden Zeilen Erwähnung:

|                                                     |                                                        |
|-----------------------------------------------------|--------------------------------------------------------|
| J'ai brûlé fort longtemps d'une amour assez grande, | Charmé de deux beaux yeux, mon vers charma la cour,    |
| Et que jusqu'au tombeau je dois bien estimer,       | Et ce que j'ai de nom je le dois à l'amour.            |
| Puisque ce fut par là que j'appris à rimer.         | J'adorai donc Philis; et la secrète estime             |
| Mon bonheur commença quand mon âme fut prise:       | Que ce divin esprit faisoit de notre rime              |
| Je gagnai de la gloire en perdant ma franchise.     | Me fit devenir poète aussitôt qu'amoureux. (v. 58—67). |

<sup>1)</sup> Man vergleiche den Aufsatz: „Studien zur Lebensgeschichte Pierre Corneilles“ in der Zeitschrift für französ. Sprache und Litteratur B. VII. S. 120 ff. Wir haben mit Freude gesehen, dass Knörich in seiner Cidausgabe 1888 sich den dortigen Ausführungen angeschlossen hat.



Eingehenderes vermittelt uns Bernard de Fontenelle, der Sohn von Marthe Corneille, einer Schwester des Dichters, dessen sich im Grunde stets gleichbleibenden Äusserungen dreimal überliefert sind: 1685, 1729 und 1742. Eine Darlegung der verschiedenen Texte findet sich in den »Studien«; hier genügt es, Fontenelles Worte von 1729 zu vernehmen. Da erzählt er von seinem berühmten Oheim: »Une petite occasion fit éclater en lui un génie tout différent; et ce fut l'amour qui la fit naître. Un jeune homme de ses amis, amoureux d'une demoiselle de la même ville, le mena chez elle. Le nouveau venu se rendit plus agréable que l'introduit. Le plaisir de cette aventure excita dans M. Corneille un talent qu'il ne connoissoit pas, et sur ce léger sujet il fit la comédie de Mélite.« — Und des Dichters Bruder berichtet uns 1708 in seinem »Dictionnaire universel«: »Une aventure galante luy fit prendre le dessein de faire une Comédie pour y employer un Sonnet qu'il avoit fait pour une Demoiselle qu'il aimoit. Cette Piece dans laquelle est traitée toute l'aventure, et qu'il intitula Mélite, eut un succès extraordinaire.« Das Sonett, von welchem in diesen Zeilen die Rede ist, haben wir bereits kennen gelernt; es ist dasjenige, welches Tircis für Mélite gefertigt hat und welches er in der 4. Szene des 2. Aktes seiner Schwester vorliest. Es ist selbständig und noch vor dem Drama entstanden, und dadurch erklärt sich auch, warum Corneille dasselbe 1632 mit anderen Gedichten gesondert veröffentlichte, während das Drama erst im folgenden Jahre erschien. Sodann erkennen wir aus dem Obigen, dass unter der Gestalt des Tircis im Drama der junge Dichter persönlich vor uns steht, während Éraсте den Freund darstellt, der von Corneille in der Gunst einer Dame der Rouener Gesellschaft verdrängt wurde. Mit Zuversicht lässt sich auch behaupten, dass wie im Drama, so auch in Wirklichkeit sich ein nahes Verhältnis entspann, der Dichter Gegenliebe fand. Dafür spricht die »Excuse à Ariste«, dann der Umstand, dass unter den 1632 erschienenen Einzelgedichten sich ein »Dialogue« vorfindet, der zwei Liebende (Tircis und Caliste) im Liebesgeplauder zeigt, wobei die Geliebte mehrfach dem Jünglinge ihre Neigung beteuert mit den refrainartig wiederkehrenden Worten: Tu t'en peux assurer. Schon Marty-Laveaux hat die Vermutung ausgesprochen, dass dies in Wirklichkeit gefallene Worte sein mögen. Jedenfalls ähnelt der »Dialogue« sehr der 4. Szene des Schlussaktes, in welcher Tircis (Corneille) sich mit Mélite wiedergefunden hat und letztere dem Geliebten gleichfalls versichert: Tu t'en peux assurer! Zudem hat schon vorher V. 901. 902. Tircis geäußert:

Mélite me chérit, elle me l'a juré:

Son oracle reçu, je m'en tins assuré<sup>1)</sup>.

Dass das junge Mädchen hier Mélite, dort Caliste heisst, ist nicht verwunderlich, da Corneille den Namen in der »Excuse à Ariste« zu Philis, an anderer Stelle zu Hippolyte umwandelt. Überhaupt hat der ganze Vorgang, dass kalte Verständigkeit in der Nähe der Schönheit zu heisser Neigung umschlägt, durch Corneille noch in dem Gedichte »Ode sur un prompt amour« (M.-L. X. 30), dann auch in einer »Chanson« Darstellung gefunden, in der es, dem Verlaufe der Handlung im 1. Akte von »Mélite« entsprechend, heisst

»Toi qui près d'un beau visage

Ne veux que feindre l'amour,

Tu pourrais bien quelque jour

Éprouver à ton dommage

Que souvent la fiction

Se change en affection« und weiterhin

Tircis aupres d'Hippolyte

Pensoit bien garder son coeur;

Mais ce bel objet vainqueur

Le fit rendre à son mérite,

Changeant en affection,

Malgré lui, sa fiction. (M.-L. X. 53. 54.)

In dem Tircis der Mélite unseren Corneille selbst zu erblicken sind wir umsomehr berechtigt, als alle die Anschauungen, die jener im 1. Akte über den angenehmen, leichten Umgang mit schönen Damen entwickelt, der Hohn, den er ausgiesst über die modische und doch so thörichte Weise von Liebe zu reden, uns auch in den kleineren Gedichten von 1632 entgegen treten und zwar geäußert als Überzeugung des Dichters. Dort wie hier wird der unerfahrene Freund belehrt: Tu ne sais guère ce que c'est que de vivre, meint Tircis V. 58 zu Éraсте, während Corneille selbst in einem Gedichte A Monsieur D. L. T. (M.-L. X. 25.) seinen Rat abschliesst mit der Wendung: Ami, c'est ainsi qu'il faut vivre.

<sup>1)</sup> Auch sonst stehen sich beide Dichtungen in manchen Wendungen nahe; so lauten in Mélite die Verse 719 und 720 im Munde des Tircis

Souffre donc qu'un baiser cueilli dessus ta bouche

M'assure entièrement que mon amour te touche,

während er im »Dialogue« äussert

Je croirai, puisque tu le veux

Que maintenant mon mal aucunement te touche.



Was ist aber in beiden Fällen Inhalt des erteilten guten Winkes? Freilich, so erklärt Tircis, mache man wohl als Anfänger einmal die Mode mit:

»Ein hübsch Gesicht verlangt ein schmeichelnd Wort: Erdichtet Leid zu klagen, und zu flehen  
Der Neuling mag in dieser Kunst sich üben. Um Heilung, schwülstgen Unsinn auch zu schwatzen,  
Auch ich kann bei den Schönen feurig reden, Von künftger Wunderthat zu faseln und  
Da es die Mode also von uns heischt. Zu schwören, dass kein Hindernis zu gross;  
Und solche Worte, wie das Buch sie lehrt, Doch alles dies ist Wind und nichts als Wind.«<sup>1)</sup>  
Sind dort an ihrem Platz. Da gilts vor allem

Ebenso möchte Corneille im Gedichte 1632 den Freund durch seine eigene Erfahrung vor Thorheit bewahrt wissen

|                                |                                 |                                        |
|--------------------------------|---------------------------------|----------------------------------------|
| Vers une beauté qui souvent    | J'ai fait autrefois de la bête; | Soleils, flambeaux, attraits, appas,   |
| Nous estime moins que du vent, | J'avois des Philis à la tête:   | Pleurs, désespoirs, tourments, trépas, |
| denn, fügt er hinzu            | J'épiois les occasions;         | Tout ce petit meuble de bouche         |
| Tu t'en peux bien fier à moi:  | J'épiloguois mes passions       | Dont un amoureux s'escarmouche,        |
| J'ai passé par là comme toi;   | Je paraphrasois un visage....   | Je savois bien m'en escrimer.          |

(M.-L. X. S. 26 u. 27.)

Über die ersten drei Szenen des I. Aktes hinaus erscheint es jedoch gewagt dafür einzutreten, dass Drama und wirkliches Erlebnis sich entsprächen. Das Drama verwickelt alsdann des Tircis Schwester Cloris in die Handlung; wenngleich nun Corneille eine Schwester Marie im entsprechenden Alter besass, so berechtigt uns doch nichts, in derselben das Vorbild zu Cloris zu erblicken. Thomas Corneille gab auch nur an, dass das »ganze Liebesabenteuer« des Bruders in Mélite aufgenommen sei; Fonténelle berichtete aber seinerseits, dass der Dichter sein Erstlingsdrama schuf »en ajoutant quelque chose à la vérité«. Der weitere Verlauf dieser Untersuchung wird überdies zeigen, dass und wieviel Corneille für Mélite aus anderen Dramatikern entlehnte. Auf jeden Fall nahm das wahre Verhältnis Corneilles zur Geliebten nicht den günstigen Verlauf, wie dasjenige des Tircis zu Mélite in der Dichtung.

Après beaucoup de vœux et de submissions Un malheur rompt le cours de nos affections  
teilt uns der Dichter in der »Excuse à Ariste« mit. Freilich hat man bestritten, dass der Schluss der Mélite das Liebespaar endgültig zusammenführe. E. Schmid in einer Abhandlung »Corneille als Lustspiieldichter«<sup>2)</sup> findet, der Schluss

»Et je ferai bien voir à vos feux empressés Que vous n'en êtes pas encore où vous pensez«  
wäre so zu verstehen, dass der Liebeshandel noch weitere Entwicklungsstufen durchzumachen hatte, die der Dichter vielleicht in einem späteren Stücke habe behandeln wollen. Nicht die Freude über den glücklichen Erfolg seines Abenteuers, sondern die Trauer um die verlorene Geliebte hätte Corneille zum Dichter gemacht. Langenscheidt<sup>3)</sup> hat gegen diese Deutung mit mannigfachen, aber wenig schlagenden Gründen angekämpft, die er aus dem Charakter der Nourrice und des Tircis entnimmt. Meines Erachtens ist Schmid's Auffassung einfach deswegen unhaltbar, weil die Zeilen, auf welche sie sich gründet, erst den Drucken nach 1648 angehören. Es kann aber in dieser Frage nur der erste Druck unseres Dramas v. J. 1633 massgebend sein, und die dort abschliessenden Verse, die man bei Marty-Laveaux nachlesen möge, lassen keine Unklarheit zurück.

Auch Langenscheidt's Deutung der zweiten Szene von Akt III muss abgelehnt werden. Er meint, das »Unglück«, welches Corneille von der Geliebten trennte, sei ein Duell gewesen, zu dem er von dem betrogenen Freunde herausgefordert wurde. Corneille habe einen Zweikampf jedoch abgewiesen und dem Gegner das Feld überlassen. Zu dieser Meinung gelangt Langenscheidt wesentlich auch durch seine Anschauung über die in Wirklichkeit hinter Mélite verborgene Persönlichkeit, die an sich unannehmbar ist. Sodann müsste im Drama doch Tircis der Herausgeforderte, und nicht, wie es in der That der Fall ist, der Herausforderer sein. Hätte auch Corneille, wenn er in Wahrheit den Zweikampf vermied, mit der Handlungsweise des Éraсте so scharf die eigene gekennzeichnet wie im V. 861: »Ce discours de bouffon ne me satisfait pas?« Unmöglich!

Kann somit die Handlung des Lustspiels nicht im weiteren Umfange auf Selbsterlebnisse des Dichters gegründet werden, so tritt die Frage auf, ob die Akte 2—5 voll und ganz seiner Erfindungs-

<sup>1)</sup> Mélite, V. 59—67, nach Lotheissen. — <sup>2)</sup> Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. B. 50. S. 294. —

<sup>3)</sup> Langenscheidt, Die Jugenddramen des Pierre Corneille. S. 27.



gabe zugewiesen werden müssen, oder ob der Stoff anderen Dichtungen jener Zeit entnommen ist. Schliesslich ist es wünschenswert zu wissen, ob nicht wenigstens Corneilles Sprache sich an bestimmte Vorbilder anlehnte.

Bei diesbezüglichen Nachforschungen stehen wir deswegen auf einem wenigstens etwas gesicherten Boden, als der Dichter selbst durch einige Andeutungen auf gewisse Persönlichkeiten hinweist. Zwar mit der oben erwähnten litterarischen Richtung, welche damals erneut anfang, Nachahmung der antiken Vorbilder zu verlangen und die bald unter Chapelains Führung die Beobachtung der »règles« allen Dramatikern aufzuerlegen suchte, hatte unser Dichter, als er *Mélite* schuf, noch keine Fühlung: »Cette pièce fut mon coup d'essai, et elle n'a garde d'être dans les règles, puisque je ne savais pas alors qu'il y en eût« sagt er im *Examen von Mélite*. Doch fährt er fort: »Je n'avois pour guide qu'un peu de sens commun avec les exemples de feu Hardy, dont la veine était plus féconde que polie, et de quelques modernes qui commençoient à se produire«<sup>1)</sup>. Diese Stelle, welche Alexandre Hardy namentlich nennt, ist der Corneilleforschung nicht entgangen. Lombard in seiner ergebnisreichen »*Étude sur A. Hardy*«<sup>2)</sup> hat auf sie hingewiesen, ohne aber zu einer eingehenden Untersuchung zu verschreiten. Er geht aus diesem Grunde auch viel zu weit, wenn er sagt: »Je crois pouvoir affirmer que notre grand Corneille n'a eu d'autre maître, d'autre premier modèle qu' Alexandre Hardy; que c'est à Hardy seul, comme imprimant une impulsion première et décisive, que nous devons Horace et Cinna.« Bei dieser Sachlage glaubte ich bei Abfassung der »Studien« eine genauere Untersuchung der Beeinflussung Corneilles durch Hardy in Aussicht stellen zu können und Teilnahme zu finden. Während des Druckes jener Arbeit erschien jedoch eine Abhandlung von Dr. Kurt Nagel: »A. Hardys Einfluss auf P. Corneille«<sup>3)</sup>, die mich meiner Aufgabe enthob. Es genügt also hier darzuthun, was nunmehr über die Einwirkung jenes fruchtbaren Dramatikers auf P. Corneille feststeht, dabei seien aber einige Punkte hervorgehoben, in welchen ich zu einer anderen Überzeugung als Nagel gelangt war.

Alexander Hardy, allem Anscheine nach ein Pariser Kind, ward etwa 1570 geboren. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt, doch kann angenommen werden, dass er von 1600 ab hauptsächlich in Paris sich aufhielt und für das Theater du Marais in hastiger Arbeit die nötigen Stücke lieferte. Gestorben ist er bald nach 1630<sup>4)</sup>. Die Zahl seiner Dramen soll sich auf über 600 belaufen haben; 41 sind uns jedoch nur erhalten, und zwar sind dies Tragödien, Tragi-Komödien und Pastoralen. Da in »*Mélite*«, wie Ebert in seiner »Entwicklungsgeschichte der französ. Tragödie« sehr bezeichnend sagt, eine Art Pastoralkomödie vorliegt, so richtete Nagel seine Thätigkeit vornehmlich auf eine Vergleichung der *Mélite* mit den Pastoralen Hardys. Nach seinen Mitteilungen können wir annehmen, dass er gleich uns überrascht gewesen ist zu sehen, wie wenig Berührungspunkte, vom Stile abgesehen, auf Nachahmung durch Corneille deuten. Es macht sogar den Eindruck, als lege Nagel manchen Beobachtungen noch zu viel Bedeutung bei. Wenn er bemerkt, dass bei beiden Dichtern die Intrigue dahin zielt Liebesverhältnisse zu lösen, so ist dies bei den Pastoraldramen jener Zeit äusserst gewöhnlich, wie auch nie das Bestreben des Dichters mangelt, zum Abschlusse des Stückes möglichst viele Paare zu bilden; oft genug werden geradezu Verbrecher noch mit einer Braut beglückt. Auch entsinne ich mich nicht ein Schäferspiel jener Tage gelesen zu haben, wo nicht eine liebende Persönlichkeit die Absicht ausgesprochen hätte sich das Leben zu nehmen, sei es wegen erfahrener Abweisung, sei es um Erhörung zu erzwingen. Es gilt dies als echtes Zeichen tiefer Neigung, darum erklärt z. B. Climène in dem gleichnamigen Drama von de la Croix in Bezug auf den werbenden Silandre

Il est vray qu'il me suit et se trauaille fort,

Il tasche à me complaire, il souhaite la mort.<sup>5)</sup>

Auch die Vertröstung auf eine andere Liebschaft ist damals gewöhnlich. Doch bin ich mit Nagel einer Ansicht, wenn er meint, dass der Wahnsinn des Éraсте aus anderer Quelle stammen muss, als aus

<sup>1)</sup> M.-L. I. 137. — <sup>2)</sup> Zeitschrift f. französ. Sprache u. Litt. I u. II. — <sup>3)</sup> Heft 28 der Marburger Ausg. und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. — <sup>4)</sup> Eugène Rigal, A. Hardy et le Théâtre Français à la Fin du XVIe et au commencement du XVIIe siècle (Paris 1889), verlegt den Tod Hardys in die Zeit zwischen September 1631 und Oktober 1632. — <sup>5)</sup> Die Häufigkeit solcher Rede führt zu allgemein üblichen Wendungen; diese, sowie die Nötigung des Reimes lassen leicht die Meinung entstehen, dass Nachahmung vorliege, wo dies kaum der Fall ist. So sagt in Hardys »Triomphe d'Amour« ein Vater zur Tochter

Atys plus riche et de forme plus belle

Que jadis l'autre adoré de Cybelle. Das Mädchen entgegnet

während in Corneilles Dialogue (M.-L. X. 51) zu lesen ist:

Tircis: Si quelqu'un plus riche ou plus beau

Et mieux fourni d'appas, à te servir se range?

Fut-il plus riche et mille fois plus beau  
Parauant luy i'épouse le tombeau,

Caliste: J' élirois plutôt le tombeau.



Hardy, obgleich ein Beispiel solch überreizten Sinnes auch bei diesem vorkommt, was Nagel übersehen hat.<sup>1)</sup>

Bei der Vergleichung der Namen bei Hardy und Corneille findet Nagel, dass mit voller Bestimmtheit eine Entlehnung nirgends nachweisbar, wahrscheinlich nur sei bei der selten vorkommenden Dorise und bei Mérite, die erst 1631 in Rotrous »Bague de l'oubli« auftauche. Selten kann man jedoch den Namen Dorise kaum nennen, nachdem ihn Mairet in seiner bekannten »Silvie« verwendet hatte, andererseits fehlt jede Sicherheit für die Datierung des Stückes von Rotrou. Es kann sehr wohl vor Mérite gespielt worden sein und diesen Namen bekannt gemacht haben. Die, wie ich sehe, von Nagel benutzte Ausgabe der Werke Rotrous Paris 1820 verknüpft die »Bague de l'oubli« mit dem Jahre 1628 und Henri Chardon in dem neuesten Werke über Rotrou<sup>2)</sup> erklärt: »On ne sait à vrai dire rien de sa vie avant 1631, époque à laquelle il fit imprimer l'Hypochondriaque. De 1628 à la fin de 1631 il fit jouer bien d'autres pièces, la Bague de l'oubli, Cléagénor et Doristée, la Diane, les Occasions perdues, l'Heureuse Constance . . . . Toutefois, l'époque précise de la représentation de ces pièces n'est rien moins que certaine.«

In einem Punkte noch glaubt Nagel deutlich die Abhängigkeit unseres Dichters von A. Hardy zu erkennen: bei den Anrede fürwörtern. Indem er von dem Tone der Unterhaltung handelt, stellt er als Gebrauch Hardys fest: Wir finden unter Liebenden gegenseitiges »vous« oder »tu« nur bei gleicher »condition«, und er behauptet, hierin folge Corneille durchaus seinem Vorgänger. Nur so erkläre es sich, dass Mérite, eine reiche, gesellschaftlich hoch stehende Dame, dem wenig bemittelten Tircis gegenüber im Verlaufe des Stückes zum »tu greife, während er bei »vous« bleibe. Ihr anfängliches »vous« könne man leicht dadurch erklären, dass sie des Tircis Standes- und Vermögensverhältnisse nicht kenne. Diese Anschauungen sind irrig. Ich meine im Gegensatz zu Nagel, dass Corneille in Mérite, dem Gebrauche des Lebens folgend, durch »tu« die Sprache des Herzens und zwanglose Rede ausdrückt, »vous« aber Personen zuschiebt, die sich noch nicht nahe stehen, sich nicht das Recht dieser Vertraulichkeit nehmen wollen oder können. Gewiss erscheint Mérite im Stücke als wohlhabend und als eine reichere Partie wie Cloris; dem Éraсте aber, der wesentlich begüterter ist als Tircis — Il a deux fois le bien de l'autre et davantage heisst es im V. 1127 von ihm — entschlüpft in der Aufregung der Hinweis, dass er seinem Stande nach über Mérite stehe (V. 447), sodass der Unterschied zwischen Mérite und Tircis so gar bedeutend nicht sein kann. Zudem hat auch Nagel den Fehler gemacht, sich auf die späteren Drucke zu stützen, nicht auf den hier allein massgebenden von 1633. Da sehen wir, dass zwar im I. Akte und im Beginn des II. Tircis, Éraсте und Mérite stets gegenseitig »vous« sagen, als aber letztere (V. 711—718) den Jüngling erhört hat und zu »tu« greift, bedient sich sofort auch Tircis dieses traulichen Wortes und gegenseitiges »tu« bleibt bis zuletzt. Darum duzt sich das verlobte Paar Philandre-Cloris von vorn herein; auch bleibt Cloris bei »tu« nach der Entzweiung dem Verzeihung flehenden Philandre gegenüber, welcher glaubt mit »vous« sprechen zu sollen bis er wieder zu Gnaden aufgenommen ist. Erst als dies ihm versagt wird und er mit seiner Rache droht, springt der Aufgebrachte auf das hier wegwerfend klingende »tu« über.

Lässt sich somit in keiner Weise fest begründen, dass Corneille aus Hardys Werken stofflich geschöpft habe, so sind die Nachweisungen Nagels S. 22 ff. seiner Schrift unseres Erachtens völlig geeignet zu der Ueberzeugung zu führen, dass Corneille seine poetische Sprache an derjenigen Hardys modelte. Das zeigt Nagel an den in Mérite so häufigen Wiederholungen, an der Antithese<sup>3)</sup>, dem Ausrufe, den Aufzählungen. Der Dichter empfand selber das Uebertriebene und Geschmacklose in der Nachahmung dieser Eigenheiten Hardys und war darum eifrig bestrebt, in den späteren Drucken derartige Stellen zu tilgen oder doch zu bessern. Unebenheiten konnten dabei nicht ausbleiben; als Beweis diene das eine Beispiel, dass V. 1568 des letzten Textes die Mahnung der Cloris an Philandre:

Laisse-là désormais ces petits mots de flamme nicht mehr den Schlussworten des letzteren entsprechen, weil Corneille die ursprüngliche Zeile mit ihren Aufzählungen »Ma maîtresse, mon heur, mon souci, ma chère âme« in nicht ganz passender Weise umgestaltet hat. Die ausgeprägte Nachahmung

<sup>1)</sup> In der Pastorale »Alphée« (II<sub>1</sub>) tritt Euriale als »furieux« auf, ergeht sich in wahnwitzigen Reden und hält dabei die bisher verschmähte Melanie für eine angebetete »Dryade jolie« s. Stengels Ausgabe der Werke Hardys I. 283. — <sup>2)</sup> La Vie de Rotrou mieux connue, Paris 1884, S. 18. — <sup>3)</sup> Von dieser kann nicht einmal zugegeben werden, dass sie in Mérite seltener sei als in den späteren Dramen, wenn man an die Verse 12, 14, 19, 120, 158, 525 ff., 1660—63 u. s. w. denkt. Corneille sagt ja auch im Examen zu »La Veuve«: Le style n'est pas plus élevé ici que dans Mérite, mais il est plus dégagé des pointes dont l'autre est semée, qui ne sont, à en bien parler, que de fausses lumières.



der Hardyschen Redeweise in den oben gekennzeichneten Richtungen, wie auch in der *contradictio in adjecto* und im Wortspiele (vgl. *Mélite* V. 616, 686/87, 1087, 1268) erscheint, mit Corneilles Angabe vereint, an sich schon genügend, dessen Abhängigkeit von Hardys Stil zu beweisen. Es sei gestattet, da der Dichter selbst die »*veine peu polie*« seines Vorbildes nennt, noch darauf hinzuweisen, dass die volkstümlichen, bisweilen derben Worte und lockeren Wendungen, die vorzüglich der erste Druck von *Mélite* so zahlreich darbietet<sup>1)</sup>, entschieden vornehmlich auf Hardys Konto zu setzen sind. Dessen Dramen wurden ja meist vor 1620 geschrieben, wohingegen die während des dritten Jahrzehntes erscheinenden pastoralen Stücke dem Zuge der Zeit nach Verfeinerung folgen, ohne natürlich aller Ausschreitungen ledig zu sein.

Wer waren nun aber jene »neueren«, eben erst hervorgetretenen Dichter, die, wie Corneille sagt, ihm gleichfalls als Führer bei seiner ersten dramatischen Arbeit dienten? Auf sie deutet er nochmals an einer Stelle hin, welche lautet: »*La folie d'Éraste n'est pas de meilleure trempe. Je la condamnois dès lors en mon âme; mais comme c'étoit un ornement de théâtre qui ne manquoit jamais de plaire, et se faisoit souvent admirer, j'affectai volontiers ces grands égarements*«<sup>2)</sup>. Sodann ist einer Anklage Erwähnung zu thun, die zwar von einem kleinlichen Gegner Corneilles ausgeht, immerhin aber Aufmerksamkeit verdient. Wir meinen den Dichterling Claveret, der am Cidstreite mit einer »*Lettre du sieur Claveret à Monsieur de Corneille*« teilnahm und dem Angegriffenen vorwarf: »*A la vérité ceux qui considèrent bien la fin de Mélite, c'est-à-dire la frénésie d'Éraste, que tout le monde avoue franchement être de votre invention, et qui verront le peu de rapport que ces badineries ont avec ce que vous avez dérobé, jugeront sans doute que le commencement de la Mélite, et la fourbe des fausses lettres qui est assez passable, n'est pas une pièce de votre invention. Aussi l'on commence à voir clair en cette affaire et à découvrir l'endroit d'où vous l'avez pris, et l'on avertira le monde en temps et lieu*«<sup>3)</sup>. — Nach diesen Aeusserungen läge die Gewissheit vor, dass der Wahnsinn des Éraste Vorbilder in Dramen jener Zeit hatte, aber auch die Möglichkeit, dass die Anfangszenen der *Mélite*, sodann die Intrigue mittelst der gefälschten Briefe von Corneille einem anderen Dichter nachgeformt wurden. Wer bot diese Muster? Es liegt nahe, dass unsere Aufmerksamkeit sich zunächst auf den gefeiertsten Schriftsteller um 1630, auf Jean de Mairet richtet und zwar mit um so grösserer Hoffnung auf Ausbeute, als dieser selbst einmal erklärte, auf den jugendlichen Corneille eingewirkt zu haben. Er schrieb nämlich 1635 in der *Épître dédicatoire* der »*Galanteries du duc d'Ossone*« folgendes nieder: »*Il est très-vrai que si mes premiers ouvrages ne furent guère bons, au moins ne peut-on nier qu'ils n'ayent été l'heureuse semence de beaucoup d'autres meilleurs, produits par les fécondes plumes de Messieurs Rotrou, de Scudéry, Corneille et du Ryer*«<sup>4)</sup>.

Um festzustellen, welche Werke Mairets in dieser Hinsicht in Frage kommen können, müssen wir einen Augenblick bei der Lebensgeschichte dieses eigentümlichen Mannes verweilen. Eine Menge Irrtümer hingen derselben an, auch noch in der Darstellung von Gaston Bizos, bis in neuester Zeit die eingehenden Arbeiten von Gaspary und Dannheisser zu einem gesicherten Wissen führten<sup>5)</sup>. Der Grund hierzu liegt in dem Bestreben des eitlen Mairet, mit einer für seine erlogene Jugendlichkeit bedeutenden Schaffenskraft zu prahlen. Er gab fälschlich das Jahr 1610 als sein Geburtsjahr aus, und man hat dies gläubig hingenommen bis im vorigen Jahrhundert die Gebrüder Parfait in ihrer »*Histoire du théâtre français*« das Jahr 1604 als richtig erwiesen. Indem sie aber nun unzutreffender Weise des Dichters sonstige Zeitangaben auf das gewonnene Datum bezogen, gelangten sie zu irrigen Zeitbestimmungen für seine Dramen. Folgt man ihnen, so wäre eine Einwirkung sämtlicher Stücke Mairets von *Chriséide* bis zu *Sophonisbe* auf Corneilles *Mélite* möglich. Wesentlich anders gestaltet sich die Sachlage nach den neueren Forschungen, wenngleich auch deren Ergebnisse, wie an einem Punkte gezeigt werden soll, noch nicht endgültige sind. Wir gestatten uns diese kleine Abschweifung von unserem Thema, bezieht sie sich doch auf einen Mann, der eng mit der Geschichte Corneilles verknüpft ist.

Mairet berichtet in seiner »*Épître comique et familière*«, dass er die Luft seiner Vaterstadt Besançon im Alter von 16 Jahren mit der von Paris vertauscht habe, somit wäre er (da das Jahr 1610 der Berechnung zu Grunde zu legen ist) etwa 1626 daselbst angelangt. Dannheisser hat dies S. 11

<sup>1)</sup> Wörter wie *piper* und *piperie*, *galantiser*, *poltron*, *gaussein*, *crever*, *caquet*, *soûle à ton dam*, die häufigen baisers und Verse wie 117—120, 324, 330 ff., 353—355 etc. vom Drucke 1633. — <sup>2)</sup> M.-L. I. 139. — <sup>3)</sup> M.-L. I. 128. — <sup>4)</sup> M.-L. I. 129. — <sup>5)</sup> Gaston Bizos, *Étude sur la Vie et les Oeuvres de Jean de Mairet*, Paris 1877; Gaspary in der Zeitschrift für roman. Philol. V; Dannheisser, *Studien zu Jean de Mairets Leben und Wirken*, Ludwigshafen 1888 und von demselben die bereits erwähnte Arbeit: *Zur Chronologie der Dramen Jean de Mairets*.



seiner »Studien« als unwahr bezeichnet und nimmt 1620 als die Zeit des Eintreffens in der Hauptstadt an. Schon an sich kann ich daran nicht glauben, da es mir unmöglich erscheint, dass ein namhafter Schriftsteller 1636 öffentlich versichert, er halte sich seit zehn Jahren in Paris auf, während er in Wahrheit bereits sechzehn Jahre dort lebte und zwar, wie Dannheisser meint, sogar in Verbindung mit dem herzoglichen Hause Montmorency. Eine solche Angabe müsste doch bald als Lüge erkannt werden. Fehlerhaft ist aber auch nach unserem Dafürhalten Dannheissers Begründung. Er wendet gegen die Jahresangabe 1626 ein, dass in einem Sonette von Mairet geschildert werde, wie er vor der Pest aus Paris entflohe. Nun lasse sich wohl eine Pestzeit 1620—23 nachweisen, nicht aber 1626 oder später. Ich kann hier in Schneeberg diesbezügliche Nachforschungen nicht anstellen, möchte es aber für ausserordentlich leicht möglich halten, dass Mairet in jener Zeit häufiger Pest auf eine Gefahr anspielte, die rasch vorüberging, auch von den Zeitgenossen als zu geringfügig nicht aufgezeichnet wurde. Ueberdies fasse ich das ganze Sonett anders auf. Dannheisser entnimmt es aus Bizo S. 7, der leider seine Quelle nicht nennt. Nach dem dort gegebenen Texte will es mir gar nicht einleuchten, dass es sich um eine Entfernung von Paris handeln soll, nicht um eine Reise nach der Hauptstadt, wo Montmorency einen Palast besass. Sonst bleibt mir wenigstens die Zeile völlig unklar: *Ou Paris se recule, ou je n'avance point*. Wenn sodann Dannheisser Mairets Angaben mit der Behauptung hinfällig machen will, dass der Dichter schon im Jahre 1623 in den Dienst des Herzogs von Montmorency getreten sei, so befindet er sich in einem weiteren Irrtume. Er gründet S. 14 seine Behauptung darauf, dass es im Widmungsbriefe der »Silvie« heisse, seit fünf Jahren fühle sich Mairet seinem Gönner zu Dank verpflichtet. Nun sei diese unzweideutige Stelle 1628 geschrieben, und man gelange daher auf das Jahr 1623 für den Beginn der Gunst Montmorencys. Es ist Dannheisser entgangen, dass zwar die *Épître* der Ausgabe Paris 1635 die Worte »depuis cinq ans« aufweist, dass jedoch diese Stelle Wandlungen durchgemacht hat. Bei der Prüfung dieser Frage bemerkte ich, dass die Ausgabe Paris, Targa 1629 an gedachter Stelle die Worte »depuis deux ans« enthält, und dieser Umstand weckte den Wunsch, noch weitere Ausgaben der *Sylvie* zu befragen, vor allen Dingen den ersten Druck vom Jahre 1628. Da in der Geburtsstadt unseres Dichters, in Besançon, sowohl letztere Ausgabe, als auch die dritte (Paris, Targa 1630), sodann die Ausgaben Paris, de l'imprimerie de Claude Mazette 1634 und Paris chez la vevve Nicolas Ovdot 1681 vorhanden sind, so wandte ich mich an die Direktion der dortigen Bibliothek. Herr Auguste Castan, dem ich auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank ausspreche, hat mir in liebenswürdigster Weise Aufschluss gegeben. Auch die erste Ausgabe druckt am Ende der *Dédicace* »depuis deux ans«, während die 3. Ausgabe »depuis cinq ans« zeigt. Die Drucke von 1634 und 1681 sind wieder zu »depuis deux ans« zurückgekehrt<sup>1)</sup>. Somit bezeichnet Mairet in der ersten Ausgabe das Jahr 1626 als dasjenige, wo ihm die Huld des Herzogs zuteil wurde<sup>2)</sup>. Dies alles trifft durchaus mit seiner Aeusserung in der *Epistre comique* zusammen, wonach er mit 16 Jahren nach Paris gekommen und gleich darauf unter den Schutz Montmorencys getreten sei. Kurz zuvor hatte er sein erstes Drama »*Chriséide et Arimand*« geschrieben, von dem er angiebt, dass er es im Alter von 15—16 Jahren und zwar noch »*sous la férule*« verfasste<sup>3)</sup>. Mit dem Stücke hatte er jedoch kein Glück. Wenn dem während des Cidstreites geschriebenen »*Avertissement au Besançonnois Mairet*« zu glauben ist, wiesen ihn die Schauspieler ab, indem sie ihm noch ein Goldstück zuwarfen. Deswegen verstehen wir Mairets Freude darüber, dass eine »glückliche Kühnheit« ihm die Gönnerschaft des Herzogs gewann. In die Nähe desselben scheint er vorübergehend bereits gegen Ende 1625 während der ganz Frankreich aufregenden Hugenottenbewegung gekommen zu sein. Montmorency leitete damals in dem Kampfe gegen La Rochelle den Angriff auf die Insel Rhé, die den Hugenotten im November verloren ging. Nach weiteren Schlappen musste die aufrührerische Stadt Friedensverhandlungen einleiten, welche Anfang 1626 zum endgiltigen Frieden führten<sup>4)</sup>. Dannheisser schreibt nun, dass Mairet in diesen Kämpfen »an der Seite des Herzogs als Freiwilliger« focht

<sup>1)</sup> Über diesen Wechsel in der Angabe schreibt Herr Castan: Si, dans l'édition de 1630, l'épître dédicatoire dit „cinq ans“ où l'édition première (1628) disait „deux ans“, c'était parce que, en 1630, Mairet, étant encore dans l'entourage du duc Henri de Montmorency avait tenu à marquer sa gratitude pour le supplément de temps passé par lui dans la familiarité de ce bienfaiteur. Après la fin tragique de Montmorency, cette retouche n'avait plus sa raison d'être, et le poète eut raison de réimprimer l'épître selon sa rédaction primitive. Diese Erklärung trifft wohl das Richtige, es wird auch die 3. Ausgabe auf dem Titelblatte besonders bezeichnet als: »reueüe et corrigée par l'Authéur«. Hinzuzufügen wäre, dass die Ausgabe Paris 1635 doch diesem Drucke nachfolgt. — <sup>2)</sup> Der Druck von 1630 würde freilich auf 1625 zurückführen, wenn man gezwungen wäre, jene 5 Jahre voll zu rechnen. Da dies nicht der Fall ist, lässt sich auch auf Grund dieses Textes der Anfang des Jahres 1626 annehmen. — <sup>3)</sup> Vgl. Dannheisser, Zur Chronologie S. 39, 40. — <sup>4)</sup> Näheres in Ranke, Französische Geschichte II. 216 ff. —



und schwer verwundet ward. Letzteres lässt sich folgern aus einer Ode Mairets<sup>1)</sup> an den ihm befreundeten Arzt Bazan, der ihn 1625 auf Rhé und später ein zweites Mal vom Tode rettete. Im übrigen beziehen sich besonders noch zwei Gedichte auf jene Kämpfe, die gleichfalls den »Autres Oeuvres Poétiques« beigegeben sind, nämlich die: Ode à Monseigneur de Montmorency, sur son Combat naval 1625 und die Ode sur la Paix au mesme Seigneur de Montmorency 1625. Leider lässt sich für beide Dichtungen nicht genau erweisen wann sie geschrieben sind. Jedenfalls ist auch die erste nach dem Friedensschlusse verfasst, da es darin heisst

Depuis nos ports en liberté, Et nos peuples en seureté Viuent à l'ombre de tes palmes.  
Und trotz der Jahreszahl 1625 muss man wohl als Abfassungszeit der zweiten Ode ehestens das Frühjahr 1626 ansetzen wegen folgender Zeilen

|                                           |                                                |
|-------------------------------------------|------------------------------------------------|
| Le bourgeois et le laboureur              | L'esprit au trauail redoublé                   |
| Francs des outrages du coureur            | Retourne à ses premiers ouurages               |
| Hantent les champs comme la ville . . . . | Il refait son petit foyer,                     |
| Le païsan apres tout d'outrages           | Et s'estudie à nettoyer                        |
| Pour venger son repos troublé             | Ses guerets herissez d'espines <sup>2)</sup> . |

Beide Gedichte feiern nun zwar begeistert die Thaten des Herzoges, doch lässt sich aus ihrem Texte nicht mit Bestimmtheit schliessen, dass Mairet bereits 1625 engere Fühlung mit demselben hatte. So könnte man denn den Lebensgang des Dichters in den Jahren 1625 u. 1626 sich folgendermassen vorstellen: Er verliess in der zweiten Hälfte des Jahres 1625 seine Vaterstadt Besançon und nahm vorerst, getrieben von seinem tiefen Hasse gegen die Reformation, an dem Kampfe gegen La Rochelle auf einem der Schiffe unter Montmorencys Befehl teil. Nachdem er Heilung von einer schweren Wunde gefunden, begab er sich nach Paris, wo er kurze Zeit das Collège des Grassins besuchte. Er vollendete sein Drama *Chriséide*, und es gelang ihm, der Anschluss an einen Gönner suchte, 1626 durch ein »glückliches Wagnis« den Herzog von Montmorency für sich einzunehmen. Damit beginnt eine Zeit sorglosen Schaffens. Ob das »glückliche Wagnis« darin bestand, dass Mairet dem Herzoge obige Oden überreichte, vielleicht angeregt durch dessen Schützling Théophile, den Mairet kennen gelernt hatte und der wie man später höhnte<sup>3)</sup>, ihm erst zu einem anständigen Leben verholfen haben soll? Ich wage das nicht zu versichern.

Beachtung heischt jedenfalls der Umstand, dass Mairet in der zweiten jener Oden von der Herzogin Marie de Montmorency, wie Théophile es 1624 gethan, unter dem Namen Sylvie spricht, denn er äussert, dass der Herzog nach dem Friedensschluss:

|                                      |                                        |
|--------------------------------------|----------------------------------------|
| Jouyt luy mesme du repos             | Il voit qu'aujourd'huy son grand coeur |
| Que nous ont fait auoir ses veilles, | Dans les caresses de Syluie            |
| Victorieux de ces combats . . . .    | Perd ce beau titre de vainqueur.       |

Montmorency wirkte, wie Mairet selbst berichtet, auf dessen »noch in der Wiege liegende« Muse höchst fördernd ein. Es erscheint 1627 das Werk, welches seinen Ruhm dauernd begründete, die Tragi-Comédie-Pastorale »Sylvie«<sup>4)</sup>, für welche ihm der Herzog ein Jahrgeld von 1500 L. zusprach. Wie erwähnt liess der Dichter dies gefeierte Werk 1628 drucken. Das letzte für unsere Zwecke etwa in Betracht kommende Ereignis wäre 1630 das Erscheinen der »*Silvanire*«. Aber damit sind wir knapp an den Zeitpunkt herangerückt, wo Corneilles *Mélite* zum ersten Male über die Bretter ging, und wir müssen den Zeitunterschied zwischen dem Erscheinen beider Dramen so kurz annehmen, dass eine Beeinflussung von *Mélite* durch *Silvanire* für ausgeschlossen zu erachten ist. Auch Mairets erstes Drama »*Chriséide et Arimant*« haben wir zu einem Vergleiche nicht heranziehen können, da wir kein Exemplar des Dramas erlangen konnten. Zudem lässt sich aus der Inhaltsangabe, die Bizos auf den Seiten 95—103 seines Werkes veröffentlichte, schliessen, dass eine wesentliche Beeinflussung keinesfalls vorliegt. So

<sup>1)</sup> Sie findet sich abgedruckt in dem mir von der Königl. Bibliothek zu Dresden zur Verfügung gestellten Exemplare der *Silvie* (A Paris chez François Targa 1629) und zwar als letztes Gedicht der mit eigener Seitenzählung angebundenen »*Autres Oeuvres Poétiques du Sievr Mairet. A Rouen chez Jean Bovley 1629*«. — <sup>2)</sup> *Autres Oeuvres poétiques* S. 17. — <sup>3)</sup> *Avertissement au Besançonnois Mairet*, M.-L. III. 72. — <sup>4)</sup> Dass Mairet, als er dem Drama diesen Namen gab, damit eine Huldigung für die Herzogin bezweckte, erscheint nicht zweifelhaft. Mehrfach bezeichnet er die Gemahlin seines Gönners so in den »*Autres Oeuvres Poétiques*«. Seite 50 derselben tröstet er sie bei dem Verluste ihres Bruders, des Kardinals Orsini, mit folgenden Worten:

|                                                                                       |                                                 |
|---------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------|
| La principale cause où vostre dueil se fonde,                                         | A veu son occident                              |
| Est qu'en cet accident                                                                | Mais n'en murmurez pas, les Dieux, sage Syluie, |
| Cet Astre en son Midy contre l'ordre du monde                                         | Le voulurent ainsi,                             |
| und es ist auffallend, dass Sylvie im Drama über den vermeintlich toten Thelame klagt | Eust en son clair Midy treuué son Occident.     |
| qu'un si beau Soleil par un triste accident                                           |                                                 |



blieb denn unsere Aufmerksamkeit auf »Sylvie« allein gerichtet. Die Art der Schlüsse, die wir zu ziehen haben werden, sowie der Umstand, dass man zu selbständiger Beurteilung einen ins Einzelne gehenden Einblick in die Handlung des Dramas sowohl bei Bizos (S. 105—117), als auch bei Weinberg<sup>1)</sup> erlangen kann, gestattet den Verlauf hier nur in grossen Zügen anzudeuten.

### Inhaltsangabe von Mairets „Sylvie“.

I. Akt: Florestan, Fürst von Kandia, will sich zu Schiffe begeben, um die Hand der Méliphile, der Tochter des Königs von Sizilien, zu erwerben. Die 2. Szene führt uns in dieses Land zur Schäferin Sylvie. Zwischen ihr und dem Königssohne Thelame hat sich ein Liebesverhältnis entsponnen; ausserdem wirbt noch der Schäfer Philene um sie, wird aber scharf abgewiesen.

II. Akt: Sylvies Vater Damon hat von der Neigung seiner Tochter zum Königssohne vernommen; um dem Verhältnisse ein Ende zu machen, sagt er sie dem Philene zu, doch sucht Sylvie mit Hilfe der Mutter dem Gebote des Vaters zu widerstehen.

III. Akt: Da versucht Philene durch List Sylvie dem Prinzen abwendig zu machen. Er bestimmt die für ihn entflammte Dorise den jungen Fürsten auf einem Waldwege dergestalt aufzuhalten, dass dies Zusammentreffen der im Busch versteckten Sylvie als Stelldichein erscheinen muss. Letztere sagt daher dem Königssohne ihre Liebe auf, wird jedoch ein wenig später von der nichtsahnenden Dorise aufgeklärt.

IV. Akt: Weil Thelame dem Wunsche seines Vaters, sich mit einer fremden Prinzessin zu vermählen, nicht Folge giebt, beschliesst der König, Sylvie festnehmen zu lassen. Thelame hat der versöhnten Schäferin inzwischen erneut dauernde Liebe geschworen. Kaum ist er aber von ihr geschieden, so führen Wächter des Königs sie gefangen hinweg.

V. Akt: Der eben gelandete Fürst Florestan erfährt durch Dorise und Philene, dass er in der Nähe der gesuchten Méliphile weilt, dass deren Geschick jedoch abhängt von dem ihres Bruders Thelame. Diesen hat des Vaters Zorn getroffen. Er ist mit Sylvie derartig verzaubert worden, dass beide sich gegenseitig für gestorben halten und erschütternd wehklagen. Der Zauber kann nur durch einen besonders kühnen Ritter gebrochen werden, dem alsdann die Hand Méliphiles zuteil werden soll. Fürst Florestan eilt nach dem Schlosse, hört die wilden Klagen der Verzauberten und führt den Kampf gegen die Dämonen siegreich durch. Thelame und Sylvie erkennen sich. Ersterer sieht aber noch weiter in seinem Vater einen bösen Geist, bis eine geheimnisvolle Stimme die Verzauberung erklärt und die Vereinigung von Thelame und Sylvie befiehlt. Florestan empfängt Méliphile als Lohn seiner Tapferkeit, während in einer besonderen Schlusszene auch Philene und Dorise sich finden.

Ueberschaut man diesen Verlauf, so könnte man in Erinnerung an die Anklage Claverets meinen, dass vielleicht die Abweisung, welche Éraste durch Mélite erfährt (Mél. I<sub>2</sub>) ihr Vorbild hätte in der 2. Szene des I. Aktes von »Sylvie«, zumal Philene gleich Éraste zwei Jahre vergeblich geworben hat, sagt er ja S. 16 der Ausgabe 1629

On a veu deux moissons depuis l'heure premiere Depuis je n'ay cessé de luy faire la cour

Qu'elle mit en ses fers mon ame prisonniere; Avec des compliments de respect et d'amour.

Doch muss man zugeben, dass solche Szenen im damaligen Schäferdrama häufig sind. Das Gleiche gilt von so manchem Gedanken, der in beiden Dramen fast genau übereinstimmend auftaucht, wie von der gleichmässigen Verwendung des Namens Tyrsis. Wohl aber kann man der Ansicht sein, dass unter die »grands égarements«, von denen Corneille im Examen de Mélite spricht und von denen er sagt, dass sie oft in den Dramen jener Zeit bewundert wurden, auch die Wahnreden des verzauberten Paares der »Sylvie« zu rechnen seien. Glaubt ja Thelame ganz wie Éraste im Totenreiche zu weilen, auch er klagt die Götter an, dass sie den Tod der Geliebten zugelassen hätten, und seine nach der Lösung des Bannes an »Sylvie« gerichteten Worte

Est-ce toy mon Soleil

Qui remplis de clarté ce Palais de Sommeil? . . . .

Mais n'est-ce pas icy le Royaume des morts?

klingen an die Verse 1505—1508 der Mélite an.

<sup>1)</sup> Weinberg, Das französ. Schäferspiel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1884, S. 92—104. —



Immerhin bleibt, da auch die Schreibweise beider Dichter keine besonders auffallende Uebereinstimmung zeigt, der Gesamteindruck bestehen, dass eine nennenswerte Beeinflussung der *Mélite* durch Mairét nicht nachweisbar ist. Darum hören wir auch nie während des Cidstreites bei aller Heftigkeit des Kampfes die Behauptung, dass Corneille etwas gerade von Mairét entlehnt hätte; wir werden aber gleich sehen, dass dieser wiederum auf einen Schriftsteller einwirkte, auf dessen Spuren Corneille gewandelt ist.

Wir gelangen damit zu Jean Rotrou, einem Dichter, den der um 3 Jahre ältere Corneille seinen »Vater« genannt hat, sicherlich weil er seinen Werken manche Förderung verdankte. Rotrou ist, wie der Dichter des Cid, Normanne. Er wurde 1609 im Städtchen Dreux (Dép. Eure et Loire) geboren, wo sein Vater Kaufmann war<sup>1)</sup>. Im Uebrigen wissen wir von seinen Lebensschicksalen bis 1631 so gut wie gar nichts, sicher ist nur durch Mairéts Angabe im *Épître* zum »Duc d'Ossone«, dass Rotrou nach Mairét und noch vor Scudéry als Dramatiker auftrat, dass also sein erstes Theaterstück »*L'Hypocondriaque ou le mort amoureux*« zwischen 1627 und Mitte 1629, also vor *Mélite*, erschienen ist. Da sein zweites Drama »*La Bague de l'Oubli*« der *Mélite* zwar vorausgegangen sein kann, ein Beweis dafür aber nicht zu erbringen ist, da zudem der Verlauf der Handlung von »*Mélite*« sehr abweicht, so haben wir nur Rotrous Erstlingsschauspiel einer Betrachtung unterzogen. Dasselbe bietet folgenden Inhalt<sup>2)</sup>.

### Ueberblick über Rotrous „Hypocondriaque“.

Cloridan, ein vornehmer junger Grieche, wird von seinem Vater nach Korinth gesandt und muss sich daher von seiner angebotenen Perside trennen. Auf der Reise befreit er die schöne Cléonice von dem frechen Liebhaber Lisidor und weckt durch seine kühne That im Herzen des Mädchens nicht nur Dankbarkeit, sondern sogar heisse Liebe. Er weist dieselbe jedoch zurück. Da bietet sich Cléonice Gelegenheit, durch Betrug ihren Retter von Perside abzuziehen. Letztere sendet an den fernen Geliebten vermittelt eines Knaben folgenden Brief:

»Adorable sujet des maux que j'ai soufferts, Je romps le voile de la honte,

L'excès de l'amour me surmonte, Pour te mander que rien ne peut rompre mes fers« (S. 33).

Cléonice besticht den Boten, ändert die zweite Zeile um zu: »Au point que la mort me surmonte« und lässt den gefälschten Brief an Cloridan abgeben mit der Kunde, Perside sei verschieden. Ohnmächtig sinkt jener zusammen und erwacht nur wahnbevangen wieder: er glaubt verstorben zu sein und sucht unter den abgeschiedenen Geistern seine Perside. Bei dieser Jagd stösst er auf Cléonice, die er für Perside nimmt und frohlockend küsst. Die Missverständnisse setzen sich noch fort; Cloridan eilt nach dem Styx, um Vergessenheit zu trinken.

Inzwischen hat Perside mit ihrem Verwandten Aliaste, der schon längst Cléonice verehrt, eine Wahrsagerin aufgesucht. Sie hören die dunklen Worte, dass ein »Toter im Sarge« Persides Gemahl werden würde, Cléonice ziehe dem Aliaste einen Toten vor. Auf diese wundersame Rede hin beschliessen beide in der Nähe von Cloridan und Cléonice zu sterben. — Im 4. Akte hält der wahnsinnige Cloridan nach einem langen Monologe die auftretende Cléonice für eine verdammte Danaide und begiebt sich dann von neuem auf die tolle Suche nach Perside. Kein Wunder, dass Cléonice von ihrer Liebe etwas zurückkommt. Cloridan setzt seine thörichten Reden fort, sieht gar einen Nebenbuhler im Vater der Cléonice, und als diese mit ihrer Nourrice ihm zuredet, wird er von beiden Frauen nur mit Gewalt von weiterer Jagd zurückgehalten. Die völlig geheilte Cléonice verspricht, ihm Perside zuzuführen. Letztere hat inzwischen sich mit Aliaste auf die Reise begeben; sie finden den von Räubern geplünderten Edelknaben, den Träger des Liebesbriefes, und erfahren von dem gespielten Betrüge. Cloridan, der in einem Sarge innerhalb eines Grabgewölbes liegt, hat inzwischen mit Gewaltmassregeln gedroht, wenn man nicht Perside zu ihm geleite; nun tritt diese ein und wird freudigst begrüsst. Doch noch immer beharrt Cloridan bei seiner albernen Einbildung: Je vois trop clairement que nous ne vivons plus. Es bedarf besonderer Kunstmittel — einer zauberischen Musik und eines Pistolenschusses — bis er zu Sinnen kommt. Selbstverständlich bilden dann auch Aliaste und Cléonice ein Paar.

Man sieht, der »Hypocondriaque« ist ein wundersames Stück, das man nur mit Anstrengung ganz lesen kann; wir wollen aber hinzufügen, dass auch Rotrou dies begriffen und das erste Erzeugnis

<sup>1)</sup> Chardon, La Vie de Rotrou S. 13. — <sup>2)</sup> Ich bediene mich der Ausgabe der Oeuvres de Jean Rotrou, Paris, Desoer 1820.



seiner Muse im Argument mit den Worten entschuldigt hat: Il y a d'excellens poètes, mais ce n'est pas à l'âge de vingt ans. Uns wurde das Drama dadurch anziehender gemacht, dass sich in uns die Überzeugung immer mehr befestigte: Corneille hat den »Hypocondriaque« spielen sehen<sup>1)</sup> und ihn in deutlich wahrnehmbarer Weise nachgeahmt. Der Leser entsinne sich vor allen Dingen der oben erwähnten Anklage Claverets, der dem stolzen Schöpfer des Cid mit klaren Worten vorwarf: Der recht hübsche Streich mit den gefälschten Briefen entstammt nicht eurer eignen Erfindung! — In der That sehen wir in Méliste wie im Hypocondriaque die Störung des Verhältnisses zwischen den Hauptpersonen durch gefälschte Briefe herbeiführen, nur geht bei Corneille, wie das wegen des eingewebten tatsächlichen Vorganges nicht anders sein konnte, die Schlechtigkeit von dem abgewiesenen Érase, bei Rotrou von der verschmähten Cléonice aus. Die Art und Weise, wie die letztere bereits vorher (Akt I<sub>2</sub>) Lisidor heimgesandt hat, scheint Corneille bei der 2. Szene im 1. Akte der Méliste vorgeschwebt zu haben, denn schon bei Rotrou finden wir den Spott über die thörichten Liebesreden jener Zeit. Cléonice bemerkt nämlich spitz zu Lisidor (S. 13 u. 14)

|                                                          |                                                          |
|----------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------|
| Toutes ces passions, ces plaintes, ces transports        | Adieu, consolez-vous: de plus longs entretiens           |
| N'auront jamais sur moi que de faibles efforts . . . . . | Ne pourroient qu'irriter vos tourmens et les miens.      |
| Tous ces vains discours de constance et de peine         | Souffrez que le repos succède à ces contraintes,         |
| Peuvent moins disposer à l'amour qu'à la haine.          | Et songez que le temps m'est plus cher que vos plaintes. |

Ganz im selben Sinne redet auch Méliste und schliesst:

Excusez ma retraite.

Plus sage à l'avenir, quittez ces vains propos

Et laissez votre esprit et le mien en repos (V. 211, 212).

Der einzige bei Rotrou vorkommende gefälschte Brief ist freilich Träger einer Todesnachricht, während in Méliste zwei untergeschobene Briefe den Tircis zur Meinung verleiten, seine Geliebte sei ihm untreu geworden. Erst die mündlich überbrachte Kunde von seinem Tode führt, gleichfalls scheinbar, denjenigen der Méliste herbei. In dieser Hinsicht läuft also die Handlung beider Dramen ein wenig auseinander. Corneille nähert sich aber seinem Vorbilde sofort wieder in der Art, wie für die folgenden Szenen die Teilnahme des Zuschauers rege erhalten und Komik erzeugt werden soll. Wie bei Rotrou Cloridan in den Wahn verfällt gestorben zu sein, lässt er in Méliste den Érase in Sinnesverwirrung glauben, er befände sich in der Unterwelt. Die entsprechende Persönlichkeit würde Tircis sein, Corneille verlegt jedoch absichtlich den Wahnsinn in die Person des Érase und beweist damit vom ersten Drama an seine weit höhere dichterische Begabung. Auf diese Weise wird erreicht, dass der Wahnsinn den Schuldigen zur Strafe für seine Schurkerei befällt, ferner, dass Érase selber dem Betrogenen seine Unthat beichten muss. Das Wohlüberlegte dieser Abweichung von Rotrou ergibt sich deutlich daraus, dass Corneille noch als gereifter Dichter auf diese Verwendung der Wahnidee äusserst stolz war; er sagt 1660 im Examen zu Méliste ausdrücklich: »Je tirai de la folie d'Érase un effet que je tiendrois encore admirable en ce temps: c'est la manière dont Érase fait connaître à Philandre, en le prenant pour Minos, la fourbe qu'il lui a faite. Dans tout ce que j'ai fait depuis, je ne pense pas qu'il se rencontre rien de plus adroit pour un dénouement«. — Auch die Durchführung der Wahnsinnszenen und ihre Ausnützung zu komischen Wirkungen ist bei beiden Dichtern ganz ähnlich. Bei beiden jagt der Irre in der Unterwelt dahin, um den Geist der Geliebten zu treffen. Rotrous Cloridan sieht dabei Cléonice erst für Perside, dann für eine Danaide; ihren Vater, den Fürsten Erimand, für einen Nebenbuhler an, und im 4. Akte zeigt uns sogar die Bühne ein Ringen zwischen ihm und Cléonice nebst deren Nourrice. Corneille seinerseits erzielt lächerliche Bilder dadurch, dass Érase den Cliton für Charon hält, weiterhin meint, unter Philandre den Minos vor sich zu haben, dem er in heftiger Gewissensangst seine Schuld beichtet. Der Höhepunkt der Komik wird jedoch erst dadurch erreicht, dass Érase zur runzligen Nourrice schwärmerisch wie zu der holden Méliste spricht. Damit tritt zugleich die Wendung ein: der Anblick der hässlichen Alten wird vom Dichter benutzt, um den Wahnwitzigen zur Besinnung zu bringen. Wir wollen diesen Punkt vorläufig betonen, da wir hier eine bedeutende Abweichung Corneilles von seinem Muster beobachten, indem bei Rotrou Cloridans geistige Störung nicht etwa nach Persides Erscheinen, sondern erst nach den eigentümlichsten Massnahmen weicht. — Sahen wir eben, dass Corneille den Wahnsinn nach Rotrous Vorbild als dramatisches Mittel verwendet hat, so bemerken

<sup>1)</sup> Gedruckt erschien das Drama erst 1631 zu Paris bei Toussaint du Bray.



wir sogar Stellen, wo er sich in derartigen Szenen seinem Vorgänger auch im Ausdrucke anpasste, so z. B. als Cloridan, andererseits Éraсте vom Wahne erfasst werden. Ferner finden wir auch bei Rotrou den bereits in Mairets »Sylvie« angetroffenen Gedanken wieder, dass die Geliebte die dunkle Unterwelt durch ihre strahlende Schönheit erhelle. Cloridan äussert zu Cléonice im 4. Akte

Seule, tu ne sais pas qu'elle clarté nous luit, Et que mon beau soleil chasse d'ici la nuit,  
wozu man Méliste V. 1505 — 1507 vergleiche. Wir werden von dieser Stelle nochmals zu sprechen haben.

Von wesentlichem Interesse sodann ist es, dass die Figur des Bramarbas, die in Frankreich durch italienische und spanische Stücke bekannt geworden war, auch auf Rotrou und, zum Teil wenigstens durch ihn, auf Corneille eingewirkt hat. Wenn wir in der 9. Szene des 4. Aktes, späterhin in der zweiten von Akt V des wahnwitzigen Éraсте ruhmredige Worte vernehmen

|                                                                                                                                                                                                                                                            |                                                                                                                                                                                                                                                            |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Vous me connoissez mal; dans le corps d'un perfide<br/>Je porte le courage et les forces d'Alcide.<br/>Je vais tout renverser dans ces royaumes noirs,<br/>Et saccager moi seul ces ténébreux manoirs.<br/>Une seconde fois le triple chien Cerbère</p> | <p>Vomira l'aconit en voyant la lumière;<br/>J'irai du fond d'enfer dégager les Titans,<br/>Et si Pluton s'oppose à ce que je prétends,<br/>Passant dessus le ventre à sa troupe mutine,<br/>J'irai d'entre ses bras enlever Proserpine (V. 1395—1404)</p> |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

und sodann V. 1455 ff., so werden wir — worauf bereits Nagel S. 10 seiner Schrift hinwies — lebhaft an Rotrou erinnert, welcher Cloridan possenhafte sagen lässt (S. 75):

|                                                                                                                                                                                                                                                                        |                                                                                                                                                                                                                                                                         |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Ne réduis point la mienne (=amour) aux furieux desseins<br/>Qui nous font violer les respects les plus saints.<br/>Vois quelle intention mon amour se propose:<br/>Si dans peu je n'apprends où Perside repose,<br/>Ces deux bras, animés d'un généreux effort,</p> | <p>Ironr meurtrir Cerbère et désarmer la Mort,<br/>Etouffer pour jamais la puissance des Parques:<br/>On n'aura plus ici de nochers, ni de barques;<br/>Et les mortels, encor revêtus de leurs corps,<br/>Pourront en assurance habiter sur ces bords.<sup>1)</sup></p> |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Auch im übrigen empfahl sich Rotrou unserem Dichter, der, dem tragischen Grundzuge seiner Natur folgend, die Redeweise Hardys zur Nachahmung erkor, da auch er so manche Eigentümlichkeit der Sprache Hardys sich angeeignet hatte. Auch bei Rotrou finden sich die von Corneille geliebten Mittel der pathetischen Rede, die vielfachen Wiederholungen, die Worthäufungen, Wortspiele, die Freude am Gegensatz im Ausdrucke, man blicke nur auf die Seiten 13, 53, 59—64 der angeführten Ausgabe.

Nach all dem kann eine Nachahmung des »Hypocondriaque« durch Corneille mit Sicherheit angenommen werden. Die Worte unseres Dichters aber, dass man oft in jener Zeit Wahnsinnsszenen auf die Bühne brachte und stets die Bewunderung der Zuhörerschaft erntete, beweisen, dass nicht nur die Figur Cloridans dem jungen Rouener vor Augen stand, als er seinen Éraсте zeichnete. Noch andere Dramen müssen ihn geleitet haben, doch wird zu deren Ermittlung, soweit ich es überschauen kann, aus jener Zeit gar kein Fingerzeig gegeben. Ein einziger Gelehrter hat bis jetzt die Möglichkeit einer weiteren Entlehnung angedeutet. Es ist dies Marty-Laveaux, der in einer Note zum V. 1404 der Méliste auf die »Climène« von De la Croix hinwies, in welcher ein Schäfer Liridas gleichfalls im Wahnsinn auftritt. Das Drama wird von den Gebrüdern Parfait (IV, 401) unter das Jahr 1628 eingereiht, ist aber wohl etwas älter, da die königliche Druckerlaubnis bereits unter dem 24. Nov. 1628 ausgestellt ist.<sup>2)</sup> Da man eine eingehende Inhaltsangabe bei Weinberg<sup>3)</sup> findet, so genüge folgende Bemerkung.

Hauptpersonen des Dramas sind die Prinzessin Marie und Prinz Florimant, die sich als Schäferin Climene und Schäfer Alcidor verkleidet bei dem alten Semire kennen und lieben lernten. Ohne erkannt zu werden, wirbt ausserdem um Climene Florimants jüngerer Bruder, Prinz Lidias, unter dem Schäfernamen Silandre und sodann der wirkliche Schäfer Liridas. Silandre sucht Climene durch die Hilfe eines zauberkräftigen Armbandes zu gewinnen. Als die Beschenkte dasselbe anlegt, scheint der Tod sie zu ereilen; sterbend gesteht sie ihre Liebe zu Alcidor. Doch wird der Zauber gelöst, Climene und Alcidor enthüllen ihre fürstliche Abstammung und bilden ein Paar.

<sup>1)</sup> In Bezug auf die Handlung sei noch hinzugesetzt, dass sowohl Rotrou wie Corneille es nicht unterlassen, sogar die Schuldigen am Schlusse mit der Hand einer Schönen zu beglücken: Cléonice wird mit Aliaste, Éraсте mit Cloris vereint. So sehr das unserem Empfinden widerstrebt, so wenig fiel es um 1630 auf, wo das Publikum so dachte wie Méliste, die V. 1743 selber den Éraсте mit den Worten entschuldigt: En fait d'amour la fraude est légitime. Corneille äussert 1660 über diesen Punkt: „Ce mariage a si peu d'apparence, qu'il est aisé de voir qu'on ne le propose que pour satisfaire à la coutume de ce temps-là, qui étoit de marier tout ce qu'on introduisoit sur la scène (M.-L. I. 140). — <sup>2)</sup> Benutzt wurde das auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindliche Exemplar: La Climene. Tragi-Comédie-Pastorale. Par le Sr De La Croix. A Paris, Chez Jean Corrozet 1632. Widmung an Madame Desloges. Dem Stücke folgen Autres Oeuvres du Sieur de la Croix, dann Extraict du Priuilege du Roy. Ohne Achevé d'imprimer. — <sup>3)</sup> Weinberg, Das französische Schäferspiel, S. 116.



Für uns kann nur die Figur des Liridas bedeutungsvoll sein, wenn derselbe auch nicht im Drama in besonderer Weise wirksam wird; man merkt bald, dass seine wunderlichen Reden nur eingeschaltet sind, um Lachen zu erregen. So erscheint er, von phantastischen Vorstellungen erfüllt, während des 2. Aktes und glaubt in einem sich über drei Seiten erstreckenden Monolog zu der gar nicht anwesenden Climene zu sprechen, die ihm immer unter wechselnder Gestalt entführt werde. Sie schwingt sich nach seiner Meinung zu den Göttern empor, sodass Liridas droht:

»Ha traistre Jupiter, tu baise ma maistresse      Que cette offense est iointe avec le repentir:  
Je ne puis endurer qu'un rüal la caresse;      Si tu la touche encor ie saisi-ray ton foudre,  
Quitte la, mais bien tost, si tu ne veus sentir      Et mes mortelles mains te reduiront en poudre« u. s. f.

Von Apollo verfolgt kommt Climene hierauf wieder zur Erde herab und verwandelt sich in einen Baum, den Liridas mit einem Schwulst thörichter Worte anredet. Wir haben ein zweites Mal das Vergnügen seine wahnwitzige Beredtsamkeit anzuhören in der Eingangsszene zum V. Akte. Dort stösst Liridas auf den Magicien, unter dem wir uns einen bärtigen Greis vorzustellen haben, und ruft ihm zu:

»Bon iour Prince des ombres,  
Pluton Roy souuerain de ces Royaumes sombres  
De grace enseigne moy ce que ie viens chercher,  
Autrement si tu veus plus long temps la cacher,  
Tu verras ce que peut un amant en colere, . . . . .  
Car si tu me contrains de m'attaquer à toy  
Je t'osteray bien tost la qualité de Roy,  
Et feray deuenir ta condition pire  
Que celle des damnez, qui sont sous ton empire, . . . . .  
Et m'establissant Roy dessus cette contrée,  
L'heure de leur salut marquera mon entrée,  
Toy seul dedans ces lieux sentiras les tourmens,  
Sans pouuoir prendre part à nos contentemens,  
J'espouseray Climene, et pour ma concubine  
Je prendray s'il me plaist ta femme Proserpine.«

Als der Zauberer solche Tollheit abweist und versichert, nicht Pluto zu sein, wird er begrüßt:

»Bon iour donc Radamante  
Dis-moy n'as tu point veu Climene mon amante?«

und auch der Wunsch des Greises, den Liridas durch Hinweis auf die sonnenbestrahlte Umgebung aufzuklären, scheitert, denn der Schäfer versetzt in üblicher Weise

»Si d'un nouveau soleil tu n'auois pas la lumiere,      »Menteur, n'ay-ie pas veu le nautonnier Caron  
Je sçay qu'en vain tes yeus ouuroient leur paupiere,      Qui n'a iamais voulu me passer l'Acheron . . .  
Climene descenduë en ces lieux malheureux      N'ay-ie pas trauersé ce grand fleuve à la nage?  
Empesche qu'ils ne soient obscurs et tenebreux«      N'ay-ie pas veu ça bas ceux qui sont condamnez  
und weiter      Souffrir tous les tourmens qui leur sont ordonnez?«

Der Alte kann sich des Thoren nur dadurch entledigen, dass er verspricht, Climene wieder ans Tageslicht zu senden. Liridas geht im Wahne hinweg und tritt nie wieder auf. Damit kennzeichnet sich seine Rolle in deutlichster Weise als Nebenrolle; sie weicht auch insofern von der Hauptfigur des Éraсте ab, als Liridas bereits vor dem scheinbaren Tode der Climene aus überspannter Neigung geistesgestört erscheint, sodann weil er aus seinem Wahne sich nicht heraus findet, sondern vom Verfasser einfach fallen gelassen wird, nachdem nur das eine Zusammentreffen mit dem Zauberer erfolgt ist. Der einzige Umstand, welcher zur Annahme der Nachahmung von Seiten Corneilles führen kann, ist des Liridas Meinung, im Magicien Pluto oder doch den Bruder des Minos, Radamant, vor sich zu haben, was bei Rotrou nicht vorkam. Die Möglichkeit einer Benutzung lässt sich also nicht durchaus in Abrede stellen; die Thatsache aber, dass an eine Nachbildung der »Climene« auch nicht sicher geglaubt werden kann, veranlasste mich, die Untersuchung noch auf eine Pastorale jener Zeit auszudehnen, die bisher noch nicht daraufhin ins Auge gefasst worden ist.

Anregend wirkte dabei die Beobachtung, dass bei de la Croix, wie wir bereits mitteilten, eine Rückkehr des Wahnerfüllten zum verständigen Reden und Handeln überhaupt nicht erreicht wird. In Rotrous Drama aber redet Cloridan auch nach der Wiedervereinigung mit Perside noch irre und kann



erst durch Kraftmittel zur Klarheit gebracht werden. Ganz anders bei Corneille, wo der Anblick der hässlichen Wärterin auf den überreizten Éraсте ernüchternd einwirkt. Ist dieser Griff seiner eigenen Erfindung zuzuschreiben oder einem Fremden entlehnt?

Wir möchten da an die Nachahmung eines Dramas des Dijoner Dichters Pichou denken, der eine Tragikomödie »Les Folies de Cardenio« verfasst hat, welche auch auf uns gekommen ist. Dass dies Drama der »Mélite« vorausging, steht fest. Die Gebrüder Parfait und nach ihnen Lotheissen<sup>1)</sup> haben es in das Jahr 1629 gestellt, doch trifft das nicht zu, da in dem von mir benutzten Exemplare<sup>2)</sup> das Privilege du Roy schon unter dem 20. August 1625 erteilt ist. Es möge vorerst wiederum eine Schilderung der Handlung folgen, da sich ein Bericht über die »Folies« nirgends vorfindet.

Der vornehme Spanier Fernant ist der bisher verehrten Dorotée überdrüssig und sucht, auf seinen Reichtum pochend, Luscinde zu gewinnen, wenngleich diese dem armen Cardenio geneigt ist. Den Nebenbuhler entfernt Fernant, indem er ihn mit einem Auftrage zu einem fernen Bruder schickt. Während seiner Abwesenheit wird Fernant der widerstrebenden Luscinde als künftiger Gemahl gezeigt; sie sendet eilends einen Brief an Cardenio, um ihn zurückzurufen. — Im 2. Akte hört der Heimgekehrte, im Hause der Luscinde versteckt, wie diese doch auf das Drängen ihres Vaters hin dem reichen Freier das Jawort giebt. Schmerzzerrissen eilt er davon. Bei der in Ohnmacht gesunkenen Luscinde findet die Nourrice einen Dolch und einige Zeilen, die ihren Entschluss aussprechen, sich das Leben zu nehmen. Fernant verlässt sie daraufhin, während das junge Mädchen sich entschliesst in ein Kloster zu gehen.

Nun wird uns die Qual des Cardenio in einsamer Waldesgegend dargestellt. Bald packt ihn Wahnsinn, er sieht Nymphen und Tritonen um sich, Gebein deckt die Ufer, die Wälder stehen in Flammen, und als er vor sich einen reissenden Strom erblickt, meint er ihn zu durchschwimmen und verlässt so die Bühne. Nachdem dann Fernant Luscinde's Schönheit gepriesen, sein Diener Felix aber die Liebe zu ihr als »mal pernicious« kritisiert hat, führt uns das Schauspiel (welches Cervantes nachgeschrieben ist) Don Quichot mit Sancho Panca vor. Der edle Ritter ergeht sich in Prahlereien, während der Knappe Lohn verlangt und die Liebe zu Dulcinée verspottet. Da naht Cardenio »en folie« aus dem Walde, glaubt sich von zahllosen Feinden verfolgt, zu denen er den hilfsbereiten Don und seinen Diener rechnet, und schlägt auf beide los.

Akt IV bringt den Licentié und den Barbier aus Don Quichotes Dorf auf die Bühne; sie sind gekommen, den Ritter von seiner Narrheit zu befreien. Wieder erscheint Cardenio, er meint aus dem Höllenreiche zurückzukehren:

»Je meurs au souvenir de ces horribles marques  
Qui m'ont laissé la vie au sein même des Parques  
Le Ciel estoit de feu, mille éclairs sur mes pas  
Ne me representoient que l'horreur du trépas  
La terre avait ouuert ses cachots iusqu'au centre

Neptune se venait d'enfermer dans vn antre . . . . .  
Le séjour de Pluton estoit dessus la terre,  
Il auoit desarmé Jupiter du tonnerre,  
Et du fond des enfers les titans deschainez  
Rallumoient contre luy leurs desseins mutinez«.

Die Schrecken der Hölle währten bis Luscinde erschien, diese erblickt er nämlich lächerlicher Weise in dem Barbier, wird zudringlich in seinen Liebesversicherungen, und als der Licentié sich ins Mittel legen will, wird er für Fernant gehalten und erhält Prügel. Trotzdem beschliessen die beiden Gesellen, Cardenio zu »heilen«. Demselben wird nochmals Gelegenheit geboten, eine thörichte Rede vorzutragen, beim erneuten Anblicke des Barbiers weicht aber sein Wahn, und die klagend nahende Dorotée klärt ihn über die Vorgänge beim Eheversprechen auf. Alle gehen ab, den »chevalier assez maigre et hideux« zu suchen. Dieser entsendet in der 7. Szene Sancho als Liebesboten:

»Va porter cette lettre à ma belle inhumaine      Où je trace en vn mot sa rigueur et ma peine«  
befiehlt er, nachdem er das Liebesgedicht vorgelesen hat. Des tapferen Ritters Versuch, die von Fernant entführte Luscinde zu befreien, zieht ihm nur Schläge zu.

Der V. Akt lässt Cardenio auf Fernant mit Luscinde treffen; ein Kampf wird durch Dorotées Dazwischentreten verhindert, die Fernant zum Bewusstsein seiner Schuld und zum Verzicht auf Luscinde bringt. Zum Schluss wird des Don Quichote phantastische Liebe zu Dulcinée, sowie sein lächerliches Heldentum verspottet. Er meint noch einen gewaltigen Feind der »Prinzessin« Dorotée überwältigen zu müssen, den er auch niederstösst. In Wahrheit rinnt aber unter allgemeinem Gelächter das entströmende Blut aus einem zerschlagenen Rotweinfasse.

<sup>1)</sup> Parfait IV, 419; Lotheissen II, 88. — <sup>2)</sup> Les Folies de Cardenio. Tragi-Comédie par le Sieur Pichou. Paris, Targa 1633.



Schon aus diesem Überblicke geht hervor, dass man Pichous Werk mit weit grösserer Bestimmtheit als die oben geprüfte »Climene« für ein Vorbild der »Mélite« erklären kann. Vor allen Dingen ist es eine Hauptperson des Dramas, die dem Wahnsinn verfällt, ferner erscheint Cardenio, gleich dem Éraсте in »Mélite«, nicht nur als Verfolger, sondern auch als von Geistern Verfolgter, was weder bei Rotrou noch bei de la Croix anzutreffen war. Ausserdem entfernt Corneille Akt IV, Éraсте dadurch von der Bühne, dass er ihn auf dem Rücken des Charon den Styx überschreiten lässt, Cardenio meint im III. Akte den Strom zu durchschwimmen. Auch er lernte, wie Éraсте, die Schrecken der Unterwelt kennen. Glaubte er sich von wütenden Geistern gejagt, so flieht Éraсте vor den Eumeniden einher, bis er in der Nourrice die gesuchte Mélite vor sich sieht. Die Alte hält ihm zwar entgegen »L'enfer voit-il jamais une telle clarté?« Er aber weiss in schöngestiger Weise zu erklären

»Aussi ne la tient-il que de votre beauté; Ce n'est que de vos yeux que part cette lumière.«  
Nun führt die Amme, ihm ins Gesicht grinsend, die Wendung mit den Worten herbei

»Ce n'est que de mes yeux! Dessillez la paupière, Et d'un sens plus rassis jugez de leur éclat.«

Sicherlich unter Aller Lachen überzeugt sich nun der aus seinem Traume erwachende Éraсте davon, dass er die alte Amme vor sich hat, die ihm hierauf die weitere Aufklärung giebt.

Fast genau so wird schon bei Pichou Cardenio wieder zur Besinnung gebracht, nur schaut er die Geliebte in dem Barbier, zu dem auch er spricht:

»Bel astre, tu viens donc visiter ces forests Que ta seule lumière a percé de ses rais.«  
Der Barbier, der sogar geküsst werden soll, ruft ihm darauf zu

O! la folle ceruelle, Monsieur, ie suis Barbier, et non pas Demoiselle.

Freilich hat damit Cardenios Wahnsinn noch nicht sein Ende erreicht, füllt vielmehr noch eine ganze Szene mit Deklamationen an, am Schlusse derselben erkennt Cardenio aber mit voller Klarheit den Barbier und den Licentié, ohne dass jetzt diese Wandlung besonders begründet ist. Man sieht, wie in der That der Barbier es ist, dessen Erscheinen umstimmend wirkt; eine weitere Prügel- und Deklamationsszene erschien aber dem guten Pichou zu lockend, als dass er die Rückkehr zur Verständigkeit sofort hätte geschehen lassen. Aus dem Munde der Dorotée hört Cardenio dann den erlösenden Bericht; wie Éraсте sieht er erst später die Geliebte selbst wieder.

Musterstellen für des Érastes prahlende Ruhmredigkeit fand Corneille zur Genüge in den Reden des tollen Don Quichote vor. Dieser führt sich gleich bezeichnend ein (S. 55):

Mon renom seul tient les plus fiers en bride, L'honneur suit mes desseins, la victoire mes pas  
Irriter mon courroux, c'est offenser Alcide, Et l'un de mes regards peut causer cent trépas<sup>1)</sup>.

Wie rühmt er sodann sein Heldentum im letzten Auftritte, nachdem er den gewaltigen Feind zur Unterwelt hinabgesandt hat:

»Il quitte la lumière, et va dire la bas Et lorsque ce guerrier viendra pour passer l'eau  
Ce que peut mon courage au milieu des combas, Caron ne l'oseroit attendre en son basteau  
Que son premier abord rendra Pluton timide, Vn autre Rodomont deuale en ces lieux sombres  
Les Manes estonnez le croiront vn Alcide, Qui voudra s'emparer du Royaume des ombres« u. s. f.<sup>2)</sup>

Schliesslich lasse man uns noch auf eins hinweisen. In letzter Zeit ist versucht worden, dem Drama »Mélite« eine grössere Bedeutung dadurch zu sichern, dass man behauptete, der Dichter habe mit demselben eine tiefe Absicht verbunden. Langenscheidt hat S. 25 u. 26 seiner Schrift geradezu behauptet, es sei das wohldurchdachte Bestreben Corneilles gewesen, nicht nur ein Bild seiner Zeit zu geben, sondern auch deren Thorheiten und Gebrechen zu geisseln, man müsse in »Mélite« eine Satire erkennen. Ich kann mich dieser Auffassung durchaus nicht anschliessen. Der Genannte begründet seine Ansicht zunächst mit der übertriebenen Wirkung des Liebesgrammes bei Éraсте. Doch haben wir im Verlaufe dieser Darstellung gesehen, dass Wahnsinnsszenen einer ganzen Anzahl von älteren Dramen eigen sind, dass in demselben auch stets eine Menge Gelehrsamkeit, besonders mythologischer Natur, zu Tage gefördert wird. Ferner versicherte ja Corneille selbst, sich damit eines damals höchst wirksamen Theaterrmittels bedient zu haben; mehr sah er darin nicht. Wir beobachteten ausserdem, dass die freilich unnatürliche Flatterhaftigkeit der Charaktere in Mélite, auf die Langenscheidt weiterhin seine Beweis-

<sup>1)</sup> Vgl. Mélite V. 1395, 1396:

»Vous me connoissez mal, dans le corps d'un perfide

Je porte le courage et les forces d'Alcide.«

— <sup>2)</sup> Diese Stelle erinnert auch sehr an das Auftreten des Herkules in Hardys »Alceste« (Stengels Ausgabe I. 230).



führung stützt, gleichfalls dem Drama vor Corneille, vornehmlich dem pastoralen, eigen ist, gilt es doch am Ende möglichst viel Paare zu schaffen<sup>1)</sup>. Auch der — im Anfange überhaupt zweifelhafte — Erfolg der *Mélite* beruht auf anderen Ursachen als Langenscheidt annimmt. Es bleibt nur der Gegensatz übrig, der sich im ersten Akte zwischen dem Reden und Denken des Éraсте und dem des Tircis aufthut. In diesen Stellen mit ihrem Spotte auf die gezielte Liebessprache des Éraсте, wie auf jede Heirat aus Neigung, mit ihren Warnungen vor der Ehe als einer schweren Last findet Langenscheidt eine weitere Stütze für seine obige Behauptung. Wie aber unser Dichter mit der Verwendung des Wahnsinns, der Aufnahme bramabasierender Heldenreden und mit seiner Willkür, die einzelnen Personen des Schauspiels launenhaft sich nähern und fliehen zu lassen, die üblichen Bahnen wandelt, so folgt er auch in letzterer Beziehung den vorhandenen Dichtungen. Oft genug schon hatte eine spröde Schäferin die übertriebenen Liebesbeteuerungen eines unglücklichen Freiers mit scharfem Spotte begleitet, ihm das Ungereimte seiner Deklamationen vor Augen gestellt. So versetzt z. B. Clorifée in »Climène« (S. 35) auf des Caliente präziösen Ausruf:

»Mon âme qui se plaint de la longue durée      Et ne pouvant souffrir l'excez de ses douleurs  
Des peines qu'elle sent se meurt desesperée      S'escoule par mes yeux en figure de pleurs«  
höhnisch

»Pourquoi ne noyez vous vostre amour dans vos larmes?«

Oder ein Liebhaber bespöttelt die eignen Liebesthorheiten<sup>2)</sup>, sowie die anderer. Letzteres thut in den, wie wir meinen, von Corneille nachgeahmten »Folies de Cardenio« der Diener Felix, welcher gleich Tircis als Feind der Liebe auftritt. Als sein Herr Fernant vor ihm die Reize der Luscinde rühmt und ihn fragt

»Et si tu la connois ne m'auouras-tu pas      Que le Ciel a rien fait d'égal à ses appas?«  
geht der Diener darauf so spöttisch ein, wie in »Mélite« Tircis (V. 79, 80), zu dem ein wenig weiter Éraсте doch auch sagt

»Allons, et tu verras dans ses aimables traits      Que tu seras contraint d'avouer à ta honte  
Tant de charmants appas, tant de divins attraits      Que si je suis un fou, je le suis à bon conte«<sup>3)</sup>.

Die Beispiele aus dem Drama jener Tage liessen sich mehren. Man vergesse ferner nicht, dass derartige Anschauungen unserem Dichter auch bei seiner sonstigen Lektüre öfters entgegen traten. Der von Corneille geschätzte Théophile hatte bereits Jahre zuvor die lächerliche Ueberschwänglichkeit des damaligen Liebesjargons geschildert, als er in den Zeilen: »A Monsieur du Fargis« die Aufforderung, für einen Liebenden ein Gedicht abzufassen, abwies. Der Besteller, meint er, würde meine Leistung doch nur tadeln:

»Il voudroit que son (der Geliebten) front fust aux      Ces termes esgarez offensent mon humeur  
Astres pareil,      Et ne viennent qu'au sens d'un novice rimeur  
Que ie la fisse ensemble et l'Aube, et le Soleil      Qui reclame Phoebus, quant à moy ie l'abiure,  
Que i'escrive comment ses regards sont des armes,      Et ne recognois rien pour tout que ma nature«<sup>4)</sup>  
Comme il verse pour elle un ocean de larmes,

Er schon hatte, wie es Tircis bei Corneille thut, die Vergänglichkeit der Liebe in der Ehe behauptet am Schlusse der »Elegie à M. de C.«<sup>5)</sup>, hatte auch in seiner »Satire Premiere« den prahlenden Krieger gezeichnet. Corneille bot somit seiner Zeit nichts Neues, konnte also nicht durch die fraglichen Ausführungen eine besondere Wirkung erzielen. Wohl aber hatte er Gefühl dafür, dass das Schäferspiel sich überlebt hatte, darum suchte er den Boden der Wirklichkeit wiederzugewinnen, das Leben wie es war zu schildern nach bestem Vermögen. Das Vollbringen entsprach natürlich bei dem 23-Jährigen noch nicht dem Wollen. Zwar verliess er die Schäfer und Schäferinnen eines Fabellandes, stellte dafür Personen seines Volkes und seiner Zeit auf die Bühne und versuchte eine »peinture de la conversation

<sup>1)</sup> In »Climène« (S. 81) beschliesst z. B. Clorifée, die sich vorher offen dem Silandre angetragen hat, dann aber alle Aussicht schwinden sah, flotten Sinnes folgende Wandlung:

Puisque tant d'accidents ont changé mon attente,

Je ne puis faire mieux que d'aimer Caliente.

<sup>2)</sup> Man höre Alcidor in »Climène« (S. 28), der in Erinnerung an die Zeit, da sein Herz noch frei war, zu sich spricht:

Quand caché quelquefois dans le giron des Dames

Sans avoir aucun mal on t'oyoit tousjours plaindre,

Tu feignois courtois de brusler en leurs flammes . . . . Et loing de la douleur tu scauois bien en feindre.

<sup>3)</sup> Erwähnt sei hierbei noch, dass im Beginn der beiden sich sehr entsprechenden Szenen die Liebenden die Stärke ihrer Neigung auffallend gleichmässig kennzeichnen:

Fernant: Luscinde a sur mon ame une entiere puissance.

Éraсте: Mélite a sur mes sens une entiere puissance.

<sup>4)</sup> Les Oeuvres de Theophile diuisées en trois parties. A Rouen 1630, S. 259. — <sup>5)</sup> Ebenda S. 249.



des honnêtes gens« zu geben, doch blieben noch immer die Charaktere schattenhaft und der über das gezierte Liebeskauderwelsch des Éraсте spottende Tircis redet kurz darauf nicht minder geschraubt. Der Dichter, der wenige Jahre später so bestimmt sich mit den Worten beurteilte: *ars artem fugisse mihi est!* sucht bereits 1629 unsicher nach neuen, aus der Unnatur herausführenden Bahnen, noch aber steht er nicht über dem hergebrachten Drama, noch weniger will er in selbständiger Kritik seine Zeit meistern. Er klammert sich vielmehr sichtlich an das Gewordene und übernimmt mit den Bühnenmitteln der voraufgehenden Dramatiker noch so manche Künstelei, besonders auch der Hardyschen Sprache. Doch wird schon in »Mélite« das Streben merkbar, dem Lustspiel Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit zurückzugeben, jenes Streben, welches nach der Meinung der Mitlebenden Corneille dahin führen musste, der Reformator des heiteren Schauspiels unter Verdrängung des ernsten Dramas zu werden, sodass des grossen Tragikers Landsmann Du Petit-Val 1634 von seiner Darstellungsweise sagen konnte:

»Ce style familier non encore entrepris,                    Du théâtre françois changé la vieille face,  
Ni connu de personne, a de si bonne grâce            Que la scène tragique en a perdu le prix!«

Fassen wir die empfangenen Eindrücke in Kürze zusammen, so würde folgendes sich ergeben haben. Den Anstoss zur Abfassung seiner »Mélite« erhielt Corneille durch ein eignes Erlebnis, das er auch in die Handlung des Lustspiels verwebt hat. Deutlich wahrnehmbar ist dies noch im I. Akte. In Bezug auf die Sprache lehnte sich der Dichter besonders an A. Hardy an, von dem er aber stofflich nicht beeinflusst zu sein scheint. Ebenso wenig ist eine beachtliche Einwirkung der »Sylvie« Mairets zu verspüren, dagegen ist eine bemerkenswerte Abhängigkeit der »Mélite« von Rotrous »Hypocondriaque« sicher. Eine Anlehnung Corneilles an die »Folies de Cardénio« von Pichou — vielleicht auch wenn auch nur flüchtig an die »Climene« des De la Croix — kann angenommen werden. Die Auffassung der »Mélite« als eines Dramas mit vorherrschend satirischer Absicht erscheint dagegen verfehlt. In Hinblick auf die Lebensgeschichte Jean de Mairets, des hartnäckigen Gegners von Corneille während der Cidstreitigkeiten, glaube ich bewiesen zu haben, dass Mairet nicht, wie festgestellt schien, 1620 in Paris eintraf, nicht 1623 unter den Schutz des Herzogs von Montmorency trat, dass er vielmehr frühestens Ende 1625 nach der Hauptstadt gelangte und erst 1626 die für sein Schaffen so förderliche Gunst des Herzogs gewann. Wir stehen also nicht einem wahren Lügengewebe des Dichters gegenüber, wie eine Zeit lang geglaubt wurde, und werden ihn künftig nur wegen der lächerlichen Eitelkeit anzuklagen haben, die ihn zu einer unwahren Angabe seines Geburtsjahres führte.

## Abgerissene Bemerkungen über den ethischen Gehalt der Oden des Horaz.

Von Prof. Dr. W. Gilbert.

Mögen die Herren Fachgenossen die folgenden Zeilen verzeihen, in denen sie nichtsneues, sondern längst von ihnen selbst erwogenes finden werden. Dieselben sind für einen weiteren Kreis von Lesern bestimmt, in einer Zeit, wo die bildende Kraft der alten Schriftsteller so leicht, ja vielfach geflissentlich verkannt wird.

Diese Verkenntung trifft auch Horaz. Zwar den Satiren und Episteln mit ihren kernigen treffenden Sittensprüchen und ihren anmutig belehrenden Erzählungen pflegt der Wert nicht leicht abgesprochen zu werden, auch von denen nicht, welche sich bewusst sind, dass diese herrlichen Blüten wesentlich aus dem Boden epikuräischer Philosophie entsprossen sind. Verschmäht doch auch unsere christliche Predigt bei der Abmahnung von den Lüsten und den Gütern der Welt die gleiche in den



weitesten Schichten wirksame Begründung nicht: neben der tiefen christlichen Begründung, der schon im Altertume seit Pythagoras und Plato von erleuchteten Geistern vorgeahnten Auffassung des Erdenlebens, als eines Pilgerstandes, des Körpers als einer Hülle für eine dem reineren Jenseits zustrebende Seele, wird auch von unseren Kanzeln aus auf den schweren Schaden der Lüste für Geist und Leib, auf den Mangel wahrer Befriedigung bei allen äusseren Gütern hingewiesen; und dies hat Horaz gethan im Anschluss an das zwar auf ungenügender Grundlage erbaute, aber doch sittlich veredelnde System Epikurs, das freilich z. B. in Ep. II, 1 der Schüler nicht eher wahrnimmt, als bis er durch scharfe Gegenüberstellung des Stoicismus und besonders der tieferen christlichen Lehre aufmerksam gemacht ist.

Dagegen manche Verkennung haben die Oden des Horaz erfahren. Mit denen freilich wird man nicht zu rechten brauchen, welche aus einzelnen Zeichen unedler, vom Christentum überwundener Anschauungen, aus einzelnen Erzeugnissen einer leicht geschürzten Muse das Urteil entnehmen, diese Oden seien eine Lockstimme zu leichtsinniger Lebensauffassung. Meist wird vielmehr die Anmut der leichten Lieder des Horaz voll verstanden<sup>1)</sup>, aber die Tiefe und der Gedankenreichtum der ernsten pathetischen Gesänge nicht genügend gewürdigt. Dies Urteil mag einer Zeit entstammen, wo in den Schulen vielleicht nicht in dem erforderlichen Masse von dem Wort auf den tieferen Gedankengehalt zurückgegangen wurde, ja wo vielleicht nicht immer ein zwar wörtliches, aber geschmackvoll nachbildendes Uebersetzen die Seele des Schülers mit dem gleichen Pathos in der Muttersprache erfasste; denn pathetische Dichtungen, wie die Aeneide des Vergil und die Oden des Horaz, zu übersetzen ist nicht leicht, und ein unedler Ausdruck, ein unrhythmischer Tonfall vermag das Pathos in Abgeschmacktheit zu verwandeln. Aber wer darum den Genuss der pathetischen römischen Dichter der Jugend verkümmern wollte, wer vielleicht das Pathos überhaupt missachtete und dann auch unserem Schiller nicht den ihm gebührenden Platz einräumte, der würde die Jugend der besten Wurzeln ihrer Kraft, der frischesten Quelle ihrer Begeisterung berauben.

Tief ist der ethische Gehalt der ernsten Oden des Horaz, sowohl der pathetischen Gesänge wie auch manches schlichteren Liedes. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein denselben erschöpfen zu wollen. Kann das Wesen gewaltiger Dichterkraft herrlicher geschildert werden als IV, 2: »Wie der vom Berge stürzende Giessbach, den Regengüsse über die gewohnten Ufer geschwellt, so brauset Pindar und unermesslich stürmt er dahin mit tiefem Wortstrom, stets wert des Lorbeerkränzes Apoll's, ob er durch kühne Dithyramben neugebildete Worte dahinrollt, in entfesselten Rythmen fortgerissen, ob er u. s. w.«<sup>2)</sup> Die Verherrlichung der alten echt römischen Tugenden und der machtvolle Ausdruck römischen Nationalstolzes bedarf keines Hinweises, ebensowenig der Preis der Einfachheit und des auch nach dem Verluste irdischer Güter zufriedenen Sinnes; nur Ode III, 29 kann ich mir nicht versagen hier anzuführen: »Verlass die Fülle, die nur Überdruß erregt, den Riesenbau, der zu des Himmels Wolken steigt, lass doch einmal das Staunen ob der reichen Grossstadt Qualm und Pracht und Rauschen«, so läßt Horaz seinen Gönner Maecen auf sein Landgütchen ein mit humorvoller Nennung der drei Dinge, welche wohl der Provinziale bei gelegentlichem Besuch der Grossstadt bewundert, aber der Grossstädter mit Qual empfindet; und am Schlusse des Gedichtes stellt er seine Grundsätze unter dem Bilde eines Schiffbrüchigen auf: nicht gleiche er dem Kaufmann, der im Seesturm auf das Deck sich niederwirft und mit den Göttern um die Erhaltung nicht sowohl seines Lebens als seiner Waren feilscht, weil er sein Leben von dem Ballaste des Lebens nicht zu trennen weiss, sondern fröhlich gebe er die Habe preis und be-

<sup>1)</sup> Und doch bedarf so manches derselben erst eines tieferen Hineinlebens. So habe ich noch nie gefunden, dass Schüler selbständig oder durch die üblichen Kommentare zum Verständnis des schelmischen Wechselsanges III, 9 gelangten: Die beiden ersten Strophen („es war doch früher recht schön.“ „Ja, es war früher recht schön“) sind wahrer Ausdruck der Sehnsucht nach Versöhnung und Wiedervereinigung der Liebenden; dagegen die 3. und 4. Strophe, in welcher beide von einer anderen gegenwärtig sie beherrschenden Liebe reden, entfliessen nicht einer wahren Empfindung, sondern in der 3. Strophe sucht der Jüngling das Mädchen durch Erweckung von Eifersucht zum ersten entscheidenden Schritt, zur ersten Bitte zu bestimmen, die, wie jeder weiss, das schwierigste bei einer Versöhnung ist, aber sie durchschaut ihn und zahlt ihm mit der gleichen Münze und zwar reichlicher; nun muss er (in Strophe 5) doch selbst die Bitte aussprechen, zögernd und schüchtern thut er es; voll und innig, wenn auch mit übermütig neckischem Hiebe, sagt sie zu (in Strophe 6). — <sup>2)</sup> Das Verständnis dieser an Iulius Antonius gerichteten Ode hat Fr. Bücheler (Rhein. Mus. 44) gesichert, dessen Behandlung ich sicher im Gedächtnis zu haben glaube, wenn auch das Rhein. Mus. mir gegenwärtig leider nicht zur Hand ist. Nur der Erklärung der 3 letzten Strophen kann ich mich nicht völlig anschliessen, die Bücheler, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, allegorisch fasst und, wie das vorhergehende, auf den Gegensatz zwischen des Antonius schwungvoller Dichtung und des Horaz leichtem lyrischem Ausdrücke der Freude bezieht. Diese Auffassung scheint mir durch civitas omnis (v. 51) ausgeschlossen. Vielmehr bezieht sich Strophe 13 wirklich auf den Gegensatz zwischen dem als Mitglied der kaiserlichen Familie im Triumph dahinziehenden (procedis) Antonius und dem nur zuschauenden und zujauchzenden Horaz, und Strophe 14 und 15 wirklich auf den Gegensatz der für den Kaiser dargebrachten Dankopfer: während Antonius 20 Rinder darbringt, kann der arme Dichter nicht einmal ein weisses Kalb (vgl. III, 8, 6 album caprum als Dankopfer) darbringen, sondern muss sich mit einem weissen Male des sonst braunen Kalbes begnügen (so richtig Bücheler).



steige getrost den Rettungsnachen. Erhaben und begeisternd tönen dem Jünglinge die Worte entgegen, mit denen Horaz die »Tugend« verherrlicht in dem engen Sinne, welchen dem Worte neben seiner weiteren Bedeutung antike Philosophie gegeben hat, die Tugend des Weisen, der den Unwert der äusseren Güter und äusseren Ehren erkannt hat und sich von ihnen nicht locken lässt, der alle Ehren in seiner Brust trägt und sie nicht, wie der römische Beamte die Beile, »nimmt und ablegt auf das Gebot der launischen Volksgunst« (III, 2, 19 f.) Ist auch der Geist antiker Selbstgerechtigkeit dem Christentume völlig fremd, so fühlen wir uns doch wie von christlichem Geiste angehaucht, wenn diesem Weisen die »Krone« zugesprochen wird, »die nicht genommen werden kann« (II, 2, 21 *diadema tutum*), oder wenn der Dichter (IV, 9, 40 f.) der Niederlage, welche Lollius in der Schlacht erlitten, die Siege gegenüberstellt, welche er über die Feinde in der eigenen Brust und über die ihn umdrängenden Versucher erstritten: »Nein so oft ein guter und getreuer Richter die Ehre über den Vorteil gestellt, mit stolzem Antlitz zurück der Schuldigen Gaben gewiesen, da hat er durch der Widersacher Scharen als Sieger sich hindurchgeschlagen«<sup>1)</sup>.

Diese Anklänge an christliche Anschauungen führen mich zu den Anregungen, welche die Lektüre der Oden des Horaz für eine tiefere, für eine christliche Religiosität bietet.

Allerdings bisweilen wird dies nur durch den Gegensatz geschehen, in welchen die christliche Anschauung zu der heidnischen tritt. Die schöne an Vergil gerichtete Klage (I, 24) um Quinctilius, diesen lauterer und aufrichtigen Kunstrichter (v. 7. Ep. II, 3, 438 ff.) und Freund des Vergil und Horaz, endet ohne jeden die Härte des Verlustes mildernden Trost (*Durum*) und mit der Mahnung zum »Duldensinn«, der nach Donat thatsächlich ein Grundsatz des Vergil war; die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits kennen nur wenige im Altertume. Ja ein entschiedenes Bekenntnis der materialistischen Ueberzeugung, dass auf den Tod des Leibes kein wirkliches Fortleben der Seele folge<sup>2)</sup>, entströmt Horaz I, 28<sup>3)</sup> am Grabmale des Archytas, welcher, wie sein grosser Meister Pythagoras, »nichts ausser Sehnen und Haut dem schwarzen Tode zugestanden«: »Dich, der du Meer und Erde und den unzählbaren Sand gemessen, umschliesst, Archytas, nahe am Matinerstrande wenigen Staubes karge Spende, und nichts nützt es dir, emporgestrebt zu haben zu den Wohnungen des Äthers und durch das Himmelsgewölbe mit deinem Geist geeilt zu sein; du musstest dennoch sterben«. Diese ergreifenden Worte führen uns das Trostlose einer solchen Weltanschauung fast gleich schneidend vor die Seele, wie die Worte des sterbenden Talbot, in denen Schiller den grössten Atomismus und Hedonismus und das trostlose Ergebnis eines in solcher Denkweise geführten Lebens zusammenfasst: »Bald ist's vorüber; und der Erde geb' ich, der ew'gen Sonne die Atome wieder, die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt; und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt mit seinem Kriegeruhm füllte, bleibt nichts übrig als eine Handvoll leichten Staubs. So geht der Mensch zu Ende — und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts.«

Aber herrliche Worte sind es, in welchen der Dichter die göttliche Allmacht schildert und den Menschen mahnt, all sein Thun auf Gott zu gründen: »Gefürchtet gebieten die Könige über der Unterthanen Scharen, doch über die Könige selbst gebietet Juppiter, ruhmvoll durch der Titanen Bezwingung, der die Welt mit seiner Braue bewegt« (III, 1, 5 ff); »vermögend aus dem tiefsten Staube den Erdensohn emporzuheben, wie auch stolze, Triumphe in Leichenzüge umzuwandeln« (I, 35, 2 ff); »indem du, Römer, dich den Göttern unterordnest herrschest du; dort nimm allen Anfang, dort suche den Erfolg« (III, 6, 5 f.) Hoch steht Horaz über der im Altertume herrschenden, aber freilich auch schon vom Platonischen Sokrates im *Euthyphron* (p. 14C—15A) scharf gezeisselten kaufmännischen Auffassung der Frömmigkeit und des Gebetes, welche von einem Entsprechen zwischen Geben und Empfangen, zwischen Geloben und Erbitten ausgeht. Wie er selbst (I, 31) dem neu geweihten palatinischen Apollo nur eine Schale heurigen Weines darbringt, wobei er übrigens auch seinerseits jedes thörichte Verlangen nach

<sup>1)</sup> Die verschiedenen Möglichkeiten die Worte IV, 9, 34—44 zu construieren sollten doch vor der einen zweifellos richtigen Erklärung zurücktreten, dass auf *animus* nur *prudens* und *rectus* bezogen und v. 37—39 als Vokativ (vgl. II, 1, 13 ff.) gefasst wird. An v. 39 (»voll Hoheit nicht durch Amt nur für Ein Jahr«) schliesst sich der Gegensatz zu *non unius anni* in der Form eines allgemeinen Ausspruches an, in welchem natürlich *praetulit* und *reiecit* dem Nebensatze angehören und nur *explicuit* den Hauptsatz bildet. — <sup>2)</sup> So trotz der Bitte um Bestattung, die am Schluss der Ode griechischer Anschauung gemäss ans Herz gelegt wird, damit das Eidolon des Verstorbenen Ruhe finde. — <sup>3)</sup> Die Anm. Nauck's »Der Dichter sieht sich im Geist durch einen Sturm verunglückt, wie er vor dem Grabmale des Archytas Betrachtungen anstellt, und einen des Weges fahrenden Schiffer um Bestattung anfleht« muss den Schüler vom Verständnis dieser gewaltigen Ode ablenken. Das Gedicht ist während der Seefahrt vor dem Grabe des Archytas verfasst oder will wenigstens so erscheinen. Die Vision beginnt erst mit v. 21; und zwar schliesst sich an die Betrachtungen über die Unerbittlichkeit des Todes und an den Gedanken, dass so viele bereits der gierigen See zum Opfer gefallen, in verständlicher Weise die Vision an, dass auch er, der soeben am Grab des Archytas vorbeifahrend philosophiere, von einem plötzlichen Seesturm erfasst und als Leichnam an den Strand geworfen sei und dass nun sein Eidolon einen vorüberfahrenden Schiffer um Bestattung anflehen müsse.



irdischer Habe aus seinen Bitten ausschliesst, so verheisst er III, 23 dem schlichten frommen Landmädchen Erhörung ihrer Gebete, wenn »ohne Gaben ihre Hand den Altar berührt« und »sie dem Himmel nur offene Hände darbringt« (v. 1, wo der an sich auffallende Ausdruck *caelo supinas si tuleris manus* eben an den Gegensatz *sacra ferre* »Opfer darbringen« erinnern soll). Hoch steht er über dem Aberglauben derer, welche aus dem Horoskop ihr Schicksal lesen wollen, ja er kennt die Constellation seiner Geburt nicht oder giebt vor sie nicht zu kennen; aber das weiss er, dass der göttliche Schirm und Schutz sich an ihm bewährt hat und sich ihm dadurch auch für die Zukunft verheisst, und das gleiche auch in seinem Leben zu erkennen mahnt er den um sich bangenden Maecen, welchem es daher vielmehr zieme Dankopfer darzubringen, als angstvoll zu klagen (II, 17, womit besonders die zarte Schilderung III, 4, 9—20 und die vier darauf folgenden Strophen zu vergleichen sind). Ein in seiner Weise unvergleichliches Gedichtchen endlich ist I, 34, in welchem Horaz bekennt durch eine aberwitzige Afterweisheit (durch die materialistische Welterklärung der Epikuräer, welche das Walten der Gottheit in der Natur durch Naturkräfte, durch den toten Schlag der Pendeluhr, ersetzte) bisher der naiven Kindesfrömmigkeit entfremdet gewesen zu sein, jetzt aber unter der Einwirkung eines besonderen Naturereignisses die verlassenen Bahnen wieder aufzusuchen und nun auch in den Menschenschicksalen das Walten der göttlichen Macht zu erkennen. Mag das Lied auch nur als Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung gedichtet sein, der Leser hat das Recht es als ein Abbild der religiösen Erfahrungen so mancher christlichen Seele zu geniessen, in welcher der naive Glaube der Kindheit durch unreife Verstandesschlüsse in Wanken kam, dann aber bei fortschreitender Lebenserfahrung ein tieferer festerer Glaube begründet ward, sei es durch die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes, welcher auch die Unendlichkeit in Raum, Zeit und Kausalität weder zu begreifen noch hinwegzudenken vermag, sei es durch Betrachtung des eigenen Lebens und das innere Bedürfnis nach einem festen Halt, sei es, wie es bei Gebildeten wohl meistens der Fall ist, durch beides.

Sehr bedeutsam sind die Oden, in welchen uns ein ethisches Erfassen der Geschichte entgegentritt, ein Verständnis der sittlichen Mächte, welche in den Schicksalen der Völker walten. Besonders tief ergreift es uns, wenn dabei der Dichtergeist dem verständnisvollen Leser zum prophetischen Seherblicke wird<sup>1)</sup>.

In der schönen, auf des Asinius Darstellung des Bürgerkrieges sich beziehenden Ode II, 1 versetzt sich der Dichter bereits in das Lesen dieses Geschichtswerkes und insonderheit in die Schilderung der Schlacht bei Thapsus, in welcher auf afrikanischem Boden 10000 römische Republikaner fielen: »Zu hören schon glaub' ich gewaltige Feldherrn, von ehrenvollem Staube bedeckt, und das Wort »das Weltall ist unterworfen bis auf den unbändigen Stolz des Cato««. Ja, Juno und all die Götter, die als Freunde der Afrer aus dem ungerächten Lande machtlos geschieden, sie haben die Enkel der Sieger Jugurtha zum sühnenden Opfer dargebracht« (v. 21—28). Das kritische Messer berühmter Philologen hat die letztere dieser beiden Strophen wegzuschneiden versucht, besonders, weil statt Jugurtha die Punier zu nennen seien, denen ja aber nach römischer Auffassung nie Unrecht geschehen ist. Aber an Jugurtha hatte sich die römische Nobilität versündigt: ihn hatte sie durch schmachvolle Bestechlichkeit zum gefährlichen Gegner Roms herangezogen, ihn hatte sie dann durch Hinterlist in ihre Hände gebracht und im Kerker schmachvoll hingemordet. Es ist ein tiefer und unbefangener Blick des Dichters, aus diesem Unrecht die Opfer der Schlacht bei Thapsus, mit welcher die Bürgerkriege zunächst im wesentlichen ihr Ende erreichten, sittlich und pragmatisch abzuleiten — sittlich und pragmatisch: denn in der That waren die Verworfenheit der Nobilität, welche in dem Verfahren gegen Jugurtha am schärfsten hervortrat, und die Rivalität zwischen Marius und Sulla, welche sich bei der Gefangennahme des Jugurtha entwickelte, Keime des ersten Bürgerkrieges, an den sich die späteren Bürgerkriege anschlossen.

Ein markiges Gedicht voll Jugendfeuer und sinnlicher Gestaltungskraft (vgl. bes. v. 14—16) ist Epode 7, in welcher Horaz die Römer von einem erneuten Bruderkrieg zurückzurufen sucht: »Wohin,

<sup>1)</sup> Wirksam ist jedes Dichterwort, welches eine Bestätigung in der Folgezeit erhalten hat, auch wenn wir von einem Seherblicke nicht reden können. Wir erkennen keinen inneren Grund für die Thatsache, dass Horaz kurz nach dem Tode des Maecen seinem Freunde nachgefolgt ist. Aber diese Thatsache genügt, um uns mit tiefer Empfindung die schon erwähnte Ode II, 17 lesen zu lassen: »Ach reisst Dich, meiner Seele Eine Hälfte, zeitiger ein gewaltsames Geschick hinweg, was säum' ich dann noch mit der andern, der ich diesen Eid geschworen: wie Du vorangehst, ich folge, folge, bereit den letzten Gang als Dein Begleiter mitzuwandeln« (v. 5—12). Die Furcht vor den Germanen, den späteren Zerstörern des römischen Reiches, hatte längst in Rom Platz gegriffen; aber nicht ohne Bewegung liest man doch die Worte, dass nur weil ein Octavian an der Spitze stehe, man nicht zu fürchten brauche *die fetus Germania quos horrida parturit* (IV, 5, 26).



wohin, Verruchte, stürzt ihr? Und warum erfasst die Rechte das erst beigesteckte Schwert? Ist denn noch nicht genug Latinerblutes über Gefilde und Meere geströmt? . . . . Und dies, damit, wie's sich der Parther wünscht, selbstmörderisch untergehe unsre Stadt. Nie war dies Brauch bei Wölfen selbst und Löwen, den wilden Bestien, ausser gegen fremde Art<sup>1)</sup>. Reisst Leidenschaft euch in Verblendung dahin? oder höhere Gewalt? oder gar Schuld? antwortet mir. Sie schweigen, Todesblässe entfärbt das Antlitz, Erschütterung lähmt den Geist. So ist's: ein bitteres Verhängnis treibt die Römer dahin und Brudermordes Schuld, seitdem des schuldlosen Remus Blut, ein Fluch den Enkeln, zur Erde niederfloss«. Vers 11. 12 packen den Leser in gleicher Weise, wie in Walthers<sup>2)</sup> kraftvollem Spruche »Ich hörte ein wazzer diezen« der ähnliche Gedanke: »daz wilt und daz gewürme die strîtent starke stürme, sam tuont die vogel under in; wan daz sie habent einen sin: sie diuhten sich ze nihte, sien schüefen stark gerichte: si kiesent kûnege unde reht, sie setzent hêrren unde kneht. sô wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge, daz nû die mucke ir kûnic hât und daz dîn êre also zergât«. Aber nicht dies ist der Grund, weshalb ich hier diese Epode anführe. Die Sage von dem Brudermord des Romulus war ein aus roherer Zeit entstammender, den Römern zunächst unanstössiger Ausdruck für den Gedanken, dass niemals jemand ungestraft die Mauern Roms übersteigen oder ihrer spotten dürfe. Der sittlich denkende Dichter sieht in des Romulus That nur die Schuld<sup>3)</sup>, er stellt sie auf als die Böses aus Bösem gebärende Urschuld des Römervolkes, wobei die Begriffe »Leidenschaft, höhere Gewalt, Schuld« sich nicht ausschliessen, sondern aufnehmen und steigern zu der fortzeugenden Schuld und gottverhängten Bethörung der griechischen Tragik. Oder, um das sittlich-religiöse Urteil pragmatisch auszudrücken, durch den im Römervolk verherrlichten Brudermord, der bei der Gründung der Stadt begangen war, sieht Horaz den brüderlichen Sinn der Bürgerschaft im Keime erstickt, dieser Brudermord ist ein immerdar verhängnisvoll wirkendes Vorbild.

In dem Gedicht III, 4<sup>4)</sup> preist Horaz nach einem besonders feierlichen Eingange (v. 1—8) die höchste politische Tugend, die Fürstentugend, Einsicht und Milde (*lene consilium*), und zugleich seinen Kaiser, der dieselbe ja auch in höchstem Masse bethätigt hat: Diese Milde und einsichtsvolle Selbstbeherrschung sei bei ihm eine Gabe der holden Musen, d. h. eine Mitgift wahrer tiefer Bildung und edler Freude an literarischem Genusse (v. 37—41); sie sei es anderseits, die ihm seine junge neubegründete Herrschaft erhalte. Aber den zweiten dieser beiden Gedanken spricht er nicht unverhüllt aus, wie etwa IV, 15, 17 f. (»So lange Augustus die Welt beschirmt, wird nicht die Wut der Bürgerkämpfe oder Gewaltthat den Frieden uns rauben«, wo »vis« auf Caesar's Ermordung hindeutet und auf sein entweder letztes oder vorletztes Wort *ista quidem vis est*); vielmehr führt er ihn allegorisch aus durch den Hinweis auf den Sieg Jupiters, des Vertreters der sittlichen Weltordnung, über die Titanen, die Verkörperung roher Naturkräfte ohne Mass und ohne Sittlichkeit, und sodann schliesst er den berühmten Ausspruch an: »Kraft ohne Einsicht stürzt durch die eigene Wucht (*mole sua*); gezügelte Kraft heben selber die Götter empor«. Zweifellos richtig hat der Altmeister römischer Geschichtsforschung Th. Mommsen bemerkt, dass hier dem Dichter der Kampf zwischen Octavian und Antonius, der Sieg des Octavian und der Sturz des Antonius vor der Seele stehe. Aber für den Leser wird der Ausspruch des Dichters zum Seherwort: wir gedenken der Nachfolger des Augustus, besonders eines Gaius, Nero, Domitian, welche diese einsichtsvolle Selbstbeherrschung nicht besaßen und, weil sie bei ihrer unumschränkten Macht ihren Lüsten und Launen nicht selbst Schranken setzten, eben dieser Macht (*mole sua*), eben den aus ihr hervorgehenden Verführungen zum Opfer fielen.

Noch bestimmter tritt uns der prophetische Hinweis auf die Kaiser Gaius und Nero IV, 4 entgegen. In diesem Gedichte, welches die Stiefsöhne des Augustus, die Claudii Neronen, die Brüder Tiberius und Drusus, feiert, hebt der Dichter hervor, dass die Trefflichkeit dieser Prinzen nicht allein aus ihrem Blute, sondern vornehmlich aus der Zucht durch ihren Stiefvater hervorgehe: »Zwar Starke

<sup>1)</sup> Hierbei folge ich der Erklärung derer, welche wie *umquam* so auch *nisi* in *dispar* mit *mos fuit* verbinden, aber *feris* nicht als Epitheton, sondern als emphatisch nachgestellte Zusammenfassung von *lupis* und *leonibus* ansehen. — <sup>2)</sup> Möge mir verstattet sein bei dieser Gelegenheit dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass bald wieder dem deutschen Unterrichte in Obersekunda eine dritte Stunde zugelegt und so ermöglicht werde, die mittelhochdeutsche Poesie, welche aus den preussischen Gymnasien jetzt verdrängt ist und in den sächsischen nur ein kümmerliches Dasein fristet, und besonders unser gewaltiges Nibelungenlied in allen der alten Volksepik entstammenden Abschnitten den Schülern vorzuführen. — <sup>3)</sup> Wie Horaz, so verurteilt freilich den Brudermord des Romulus auch schon Cicero (*de off.* III, 41), dessen sittliches Gefühl und feiner Sinn uns so häufig wohlthut, am meisten vielleicht in dem schönen Briefe an M. Marius (*ad fam.* VII, 1), in welchem er z. B. von der Beeinträchtigung des Genusses redet, welche er durch prunkende Ausstattung der Theaterstücke erleide, und in warmen Worten seinem Abscheu gegen das von den Römern so leidenschaftlich geschaute Abstechen wilder Tiere Ausdruck giebt. — <sup>4)</sup> Es wäre zu wünschen, Nauck striche die Ueberschrift »Die Musen«, welche den Schüler vom Kern dieser Dichtung ablenkt: v. 9—36 sind fast als eine (vorausgeschickte) Episode zu betrachten.



nur stammen von Starken und Tüchtigen; es lebt im jungen Stier, es lebt im Füllen der Eltern edle Art, und nimmer zeugen mutvolle Adler die wehrlose Taube; doch Unterweisung erst fördert die angeborene Kraft, und strenge Zucht erst stählt das Herz; sobald die Sittlichkeit geschwunden, entweicht die edelen Gaben Schuld« (v. 29—36). Also, wie III, 4 die Gefahren der Macht, so werden hier die Gefahren der hohen Begabung kraftvoller Naturen hervorgehoben, welche für den, der sie besitzt, sogar verderblich ist, wenn sie nicht durch Sittlichkeit und Selbstbeherrschung in die rechten Bahnen gewiesen wird; der Kraftvolle und Reichbegabte fehlt schwerer und sinkt tiefer, wenn er in falsche Bahnen einlenkt. Wie sehr sich dies gerade an zwei reichbegabten Claudii Neronen, an den Kaisern Gaius und Nero, später bewahrheitet hat, bedarf keines Hinweises.

Wird in den Oden III, 4 und IV, 4 nur dem Leser das Dichterwort zum Seherwort, so tritt der Dichter selbst mit dem Anspruche eines in die Zukunft schauenden Sehers in dem Gedichte III, 3 auf, in welchem er die Apotheose des Romulus (oder vielmehr, was damit allegorisch bezeichnet und durch v. 11 f. verständlich angedeutet ist, die Apotheose des Augustus) und die räumlich wie zeitlich unbegrenzte Weltherrschaft Roms durch den Mund der Juno, der ehemaligen Feindin der Stammeltern der Römer und der Julier, verkünden lässt. Aber nicht bedingungslos wird diese Weltherrschaft zugesprochen: »Wenn nur das weite Meer noch wütet zwischen Ilion und Rom, so mögen die Vertriebenen (d. h. die Römer, die Nachkommen der geflüchteten Trojaner) in jedem Teil der Erde reich gesegnet herrschen; wenn nur auf dem Grab des Priamus und Paris das Rind sich tummelt und die Jungen ungestraft das Raubtier birgt, so stehe das Kapitol in Glanz und besitze das mut'ge Rom die Macht, den besiegten Medern Gesetze aufzulegen« (v. 37—44); »doch künd' ich den kriegslustigen Quiriten diese Macht nur unter der Bedingung, dass sie nicht allzu treu und auf ihr Glück vertrauend das Troja ihrer Ahnen<sup>1)</sup> neu errichten wollen« (v. 57—60). Es liegt auf der Hand, dass die Worte des Dichters nicht äusserlich zu fassen sind; denn schon vor seiner Zeit war Ilion wiederholt neu errichtet worden, freilich nach Strabo nicht auf der Stätte des alten Troja. Das, was er ausschliessen will, ist die Erneuerung Ilions als herrschenden Mittelpunktes eines mächtigen Reiches und eine Vereinigung der jetzt durch das Meer getrennten Städte Ilion und Rom, d. h. eine Verlegung des Kaisersitzes an den Hellespont und die Dardanellen oder überhaupt in den Orient; mit Recht hat Th. Mommsen hervorgehoben, dass der Dichter hierbei des Antonius Plan im Auge hat, den Herrschersitz nach dem Orient zu verlegen, eine Absicht, welche bereits bei Caesar (Sueton. Caes. 79: *migraturum Alexandream vel Ilium translatis simul opibus imperii*) das städtische Gerede geargwöhnt hatte und auch bei Octavian, dessen Zusammenhang mit den Trojanern die Dichter so oft betonten, vielleicht der oder jener mutmassen mochte. Aber was giebt Horaz den Grund und das Recht, Macht und Bestand des römischen Reiches an die Bedingung zu knüpfen, dass der alte Herrschaftssitz beibehalten werde? Mit Entschiedenheit weist er in dieser Ode sowohl auf die alten Römertugenden hin (v. 49—52), wie besonders (v. 17—28) auf die Gottlosigkeit und Entsittlichung der ehemaligen Trojaner, wobei er unter dem Bilde von Paris und Helena, wie Mommsen richtig bemerkt hat, Cleopatra und Antonius und die damals Rom bedrohende orientalische Sittenlosigkeit und Üppigkeit meint. Er ist sich also bewusst, dass die Erhaltung der Macht an die Erhaltung ihrer ethischen Grundlagen, des alten bewährten Geistes des Volkes und des Staates, gebunden ist, und dass das Schwinden dieses Geistes und das Verlegen des Reichsmittelpunktes unter eine anders geartete Bevölkerung in den engsten wechselseitigen Beziehungen von Grund und Folge stehen. Der Untergang, welchen der Dichter vorausgesagt hat, ist nach der Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz und der darauf folgenden Zerreissung des römischen Reiches schnell eingetreten. Wird doch auch bei Betrachtung des Gedichtes der aufmerksame Leser schwerlich finden, dem Dichter stehe vornehmlich der Untergang des »neuen Troja« (v. 61—68) vor Augen, welches allerdings nach der Trennung des römischen Reiches noch viele Jahrhunderte (freilich ohne »römischen« Geist) seine Herrschaft behauptet hat; dass er vielmehr zunächst an Rom und das Kapitol denkt, zeigen deutlich die positiven Zusicherungen, aber von ihrem Untergange ausdrücklich zu reden verbot ihm die Rücksicht auf das böse omen, auch musste dieser für den Dichter, welcher die Teilung des römischen Reiches nicht ahnte, mit dem Untergange des »neuen Troja« zusammenfallen.

Ich bin am Schlusse meiner kurzen Betrachtungen angelangt. Jedoch, nachdem ich für des

<sup>1)</sup> *avitae Trojae* mit Bezug auf *Alba longa* (die von Troja stammende Mutterstadt Roms) als »die Grossmutterstadt«, »das grossmütterliche Troja« zu fassen (so z. B. Nauck) verbietet doch wohl das Wort *avitae*.



Dichters Blick in Vergangenheit und Zukunft so manches Beispiel angeführt habe, möchte ich nicht schliessen, ohne mit einem kurzen Beispiele auch auf die Kunst hinzuweisen, mit der er das gegenwärtige und soeben erlebte zu wirkungsvoller Dichtung gestaltet. Ich wähle dafür die herrliche Ode I, 37. Auch die Form schon ist ungemein kunstvoll. Die Gliederung in 3 symmetrische Teile, von denen hier der erste und dritte je 3 Strophen weniger einer Halbzeile umfasst, findet sich ähnlich auch sonst (z. B. I, 5. I, 34), aber hier ist sie besonders ergreifend, indem der Gedanke jedes Teiles am Schlusse in ein wirkungsvolles Wort zusammengefasst wird (*fortunaque dulci ebria*; *daret ut catenis fatale monstrum*) und daran in der Form schroffen Gegensatzes mitten in der Zeile sich der neue Gedanke anschliesst: an die Schilderung der jeden Freudengenuss ausschliessenden Gefahr Roms und des Glückstaumels und der masslosen Hoffnungen Cleopatra's ihr Sturz, die ernüchternde Niederlage und die Verfolgung durch Octavian; an diese der stolze und mannhafte Sinn der Königin, mit dem sie sich der Gefangennahme durch den Tod entzog. Meisterhaft hat es Horaz verstanden, für das Bild der Cleopatra die ihm passenden Züge, aber auch nur diese, ihren Handlungen zu entnehmen und durch Zusammenrücken der Zeit und leise Umbildung aus einem an sich schwierigen und spröden Stoffe ein Gedicht von dramatischer Bewegung und Spannung zu schaffen. Deshalb im zweiten Teile der »Flottenbrand« (*vix una sospes navis ab ignibus*), während in Wahrheit die Feuerbrände die auf Befehl Cleopatras mitten in der Schlacht geflohenen ägyptischen Schiffe gar nicht ergriffen und von denen des Antonius auch nur einen Teil; deshalb ebendasselbst die sofortige scharfe Verfolgung der Königin durch Octavian, während in Wahrheit dieser im Jahre der am 2. September geschlagenen Schlacht bei Actium überhaupt nicht nach Aegypten kam und auch die wenigen Liburnerschiffe, welche den Cleopatra nachsegelnden Antonius eine Strecke verfolgt hatten, bald wieder umgekehrt waren. Zu diesen Änderungen war der Dichter sogar genötigt. Denn war Cleopatra als das dämonische Weib zu schildern, welches auf die Welt gesandt schien um Rom zu verderben (*fatale monstrum*), und war der vornehmlichste Grund, der sie furchtbar machte, die bestrickende Macht ihrer sinnlichen Reize (*fortuna dulci ebria*), nur anzudeuten, jedenfalls aber von dem besiegten Mitbürger Antonius schonungsvoll zu schweigen, so musste Cleopatra zur Gegnerin erhoben, mit ihr der Kampf gefochten, ihre Person das Ziel des Sieges werden. In dem dritten Teile sind nicht nur alle Züge ausgeschlossen, welche dem Bild eines echt königlichen Weibes nicht entsprachen, so besonders das masslose Schwelgen mit Antonius im Bewusstsein des nahen Todes und alle Handlungen, welche von treuloser Preisgabe desselben zeugen, sondern es sind auch die Hindernisse, welche der geplanten Flucht über das rote Meer entgegentraten, zu einem Verschmähen solcher Flucht umgebildet. Scharf dagegen lässt der Dichter die Bethätigungen stolzen und mutvollen Sinnes hervortreten: den Versuch, mit dem Dolche sich der Gefangennahme durch Proculeius zu entziehen, die heitere Miene, mit welcher sie, als Gefangene in den Königspalast zurückgekehrt, die Wächter täuschte, endlich ihren mannhaften mit kühler Überlegung ausgeführten Selbstmord. Durch diese Kunstmittel hat Horaz den gegen Antonius geführten Kampf zu einem Kampf mit Cleopatra umgestaltet und aus diesem ein Gedicht mit dramatischer Lebendigkeit, mit jähem Umschwung geschaffen; er hat zugleich erreicht, dass der Leser der Königin, deren Sittenlosigkeit und dämonische Vermessenheit im ersten Teile so scharf hervorgehoben war und hervorgehoben werden musste, doch seine Bewunderung und Teilnahme nicht versagt; er hat endlich durch Steigerung der Rom drohenden Gefahr, welche der römische Leser im ersten Teile mit Schauder von neuem durchlebte, bis der jähe Glückswechsel ihn voll Dank gegen die Gottheit und den Kaiser aufatmen liess, aber ebenso durch Adelung der Gegnerin, der Fremden, welcher allein der Senat den Krieg erklärt und über die allein Octavian den Triumph gefeiert hatte, dem Siege seines Kaisers die schönste Verherrlichung zu teil werden lassen.

Mögen diese bescheidenen Betrachtungen als ein kleines Scherflein dazu beitragen, dass der Dichter, der einen so grossen Einfluss auf die klassische Periode unserer Nationallitteratur ausgeübt hat, noch lange die deutsche Jugend mit wahrer tiefer Begeisterung erfülle.



## Inhalts-Verzeichnis.

|                                                                                                                                                                                                        |          |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------|
| Ad festum celebrandum invitat scholae rector . . . . .                                                                                                                                                 | Seite I. |
| Kurzer Ueberblick über die Begründung und Entwicklung des Königlichen Gymnasiums zu Schneeberg nebst einer (von Dr. E. Heydenreich geschriebenen) kurzen Geschichte des Schneeberger Lyceums . . . . . | » III.   |
|                                                                                                                                                                                                        |          |
| R. Fritzsche, Zur Geschichte der mythologischen Wissenschaft . . . . .                                                                                                                                 | » 1.     |
| M. Raschig, Zum Euler'schen Theorem der Polyedrometrie . . . . .                                                                                                                                       | » 19.    |
| P. Vogel, Kritische und exegetische Bemerkungen zu Ovids Tristien . . . . .                                                                                                                            | » 24.    |
| E. Heydenreich, Mittheilungen aus den Handschriften der alten Schneeberger Lyceumsbibliothek . . . . .                                                                                                 | » 40.    |
| O. Uhlig, Die consecutio temporum im indirekten Fragesatz bei Tacitus . . . . .                                                                                                                        | » 49.    |
| U. Meier, Ueber P. Corneilles Erstlingsdrama »Mélite« . . . . .                                                                                                                                        | » 54.    |
| W. Gilbert, Abgerissene Bemerkungen über den ethischen Gehalt der Oden des Horaz . . . . .                                                                                                             | » 73.    |



Festschrift des Königlichen Gymnasiums mit Realklassen zu Schneeberg,  
durch welche zu der am 30. October stattfindenden Einweihung des Neuen  
Schulgebäudes im Namen des Lehrerkollegiums ergebenst einladet Prof. Dr.  
Walther Gilbert

Schneeberg 1891

4 H.lit.p. 257 ox-1890.91

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11497126-9